Walter Bloem

Der Weltbrand



Kriegsfreiwillige

Der Weltbrand

Deutschlands Tragödie 1914–1918

Geschrieben von

Walter Bloem

mit Zeichnungen von

Ludwig Dettmann

In zwei Bänden

Mit 16 Tafeln, 26 Einschaltbildern und 35 Abbildungen
im Text sowie Übersichtskarten der Kriegsschauplätze

Erster Band

Verlag von Reimar Hobbing / Berlin

Die Herstellung dieses Buches in Buch- und Offset-
druck wurde von der Fa. W. Büxenstein Druckerei-
gesellschaft, Berlin, ausgeführt. Der Einband
ist von Professor Ludwig Dettmann entworfen.

Inhalt des ersten Bandes

*

Das Vorspiel

*

Erstes Buch: Ins Feld!

*

Zweites Buch: Hinter den Festungswällen

*

Das Bilder-Verzeichnis des ersten Bandes
befindet sich auf der nächsten Seite.

*

Die Karte des westlichen und östlichen Kriegsschauplatzes
nebst Nebenkarte: Italienischer Kriegsschauplatz
ist am Schlusse des ersten Bandes eingelegt.

*

Ein Personen-Verzeichnis befindet sich
am Schlusse des zweiten Bandes.

*

Bilder-Verzeichnis des ersten Bandes

a) Nach farbigen Originallithographien in Offset gedruckt:

b) Einfarbige Bilder im Text:



Eine Tragödie will ich erzählen. Eine Tragödie, neben der alles, was die Menschheit bisher mit diesem Namen bezeichnet hat, zur Bedeutungslosigkeit eines Alltagsschicksals verblaßt. Die Tragödie deines, meines, unseres Volkes. — Diese Tragödie haben wir alle „schaudernd selbst erlebt". Für jeden einzelnen Menschen unserer deutschen Gegenwart ist sie das Mittelpunktsgeschehnis seines Daseins geworden. Millionen unserer deutschen Brüder, ungezählte Tausende deutscher Frauen und Kinder sind ihr zum Opfer gefallen. Die Überlebenden sind nicht mehr, was sie vorher waren: sie sind im tiefsten Bestand ihres Wesens wie in allen ihren Lebensbeziehungen verwandelt. Und dennoch: begriffen haben noch wenige Zeitgenossen, was eigentlich mit ihnen vorgegangen ist — begriffen auch nur in seinem äußeren Verlauf, geschweige denn in seinen inneren Zusammenhängen oder gar in seiner ethischen Bedeutung.

Der Krieg hat unser deutsches Vaterland von der stolzesten Höhe, die es jemals erklommen hatte, in den tiefsten Abgrund der Schmach gestürzt. Und dieser Krieg ist entstanden, weil in einer Stadt auf dem Balkan ein serbischer Student einen österreichischen Prinzen niedergeschossen hat. In diesem einen Satz ist bereits der ganze Wirrwarr, der ganze Widersinn angedeutet, welcher der Weltkatastrophe zugrunde liegt. Wieviele unter den Mitkämpfern, die für ihr Vaterland in hundert Schlachten ihr Leben eingesetzt haben, mögen wohl imstande sein, das Labyrinth der politischen Zusammenhänge zu durchwandern, das von Sarajevo an die Somme, an den Njemen, nach Finnland und an den Suezkanal und schließlich nach Versailles geführt hat? Wer von allen deutschen Soldaten, die Schulter an Schulter mit Tschechen und Ungarn, mit Türken und Bulgaren gefochten haben, mag sich wohl darüber klar geworden sein, warum

das eigentlich so hat kommen müssen — was ihm zu dieser Waffenbrüderschaft verholfen hat?!

Und andererseits: warum wir Deutsche haben gegen die Franzosen fechten müssen, dafür braucht der Schlichteste keine Erklärung — das liegt uns seit Jahrhunderten im Blut, und daß es denen da drüben um Rache für 1870/71 und um die Wiedergewinnung des Elsaß und Lothringens ging, hat wohl der jüngste Bauernbub in der Front gewußt. Aber wie in aller Welt konnte es kommen, daß wir Kirgisen und Tschungusen haben bekämpfen müssen? Daß England und Amerika unseren wirtschaftlichen Aufschwung mit scheelen Augen betrachteten und uns als Wettbewerber auf dem Weltmarkt fürchteten, diese Erkenntnis hatte sich vor dem Kriege schon breiterer Volksschichten bemächtigt. Aber vom Handelsneid bis zum Vernichtungskrieg ist doch immerhin ein weiter Weg. Warum aber haben wir in Luxemburg einmarschieren müssen, warum unsere Nachbarn in Belgien überrennen? Wie hat es kommen können, daß unser offener Verbündeter von mehr als dreißig Jahren, der Italiener, gegen uns zu Felde gezogen ist, statt an unserer Seite? Und unser inoffizieller Verbündeter, der Rumäne, nicht minder? Und vollends: wie kam das mit Amerika?

Ein unübersehbares Wirrsal von Fragen, für deren jede einzelne wir vielleicht im Laufe des Krieges die Antwort einmal in der Zeitung gelesen haben, deren großer Gesamtzusammenhang aber noch immer für die weitaus überwiegende Mehrzahl unserer Volksgenossen in tiefem Dunkel liegt.

Ich will mich nicht unterfangen, die letzten, die sittlichen Folgerungen aus dem großen Trauerspiel zu ziehen. Was ich hier geben möchte, ist der Versuch, die großen Linien des Geschehens nachzuziehen, die inneren Zusammenhänge aufzuweisen. Die Kriegsereignisse selber, das eigentliche Fronterlebnis, das ebensogut wie die politisch-militärischen Verwicklungen aller bisher jemals erschauten historischen Vorgänge spottet, sollen nicht den ausschließlichen Inhalt meiner Erzählung bilden, sondern sich in den großen Gesamtablauf einfügen wie einzelne Glieder einer Kette — wie einzelne Glieder, die aus dem großen Zusammenhange nicht gelöst werden können, wenn eben sein Verständnis erzielt werden soll. Und das wird die Hauptaufgabe dieses Buches werden.

Es soll ein Buch werden nicht für Generalstabsoffiziere, Geschichtsprofessoren und Nationalökonomen. Überhaupt kein wissenschaftliches Werk. Es kann aber auch keine Dichtung werden. Dazu ist die Stunde noch nicht gekommen. Es ist bestimmt für jedermann aus dem Volke, ausgenommen den Fachmann auf irgendeinem der Sondergebiete wissenschaftlichen Denkens und Forschens, für welche der Weltkrieg einen Gegenstand spezialistischer Betrachtung bilden kann und bis ans Ende der Menschheit bleiben wird. Also ein Buch für den Laien — für jeden Mann und jede Frau, für jedes heranwachsende Menschenkind, die das Bedürfnis fühlen, die unübersehbare Fülle der hinter uns liegenden Erlebnisse endlich einmal in einer einigermaßen geordneten, übersichtlichen und vollständigen Darstellung des Gesamtverlaufs zu erfassen. Ich verzichte deshalb auch auf jeden wissenschaftlichen Apparat — auf Literaturnachweise, Zitate und Anmerkungen. Nur in ganz beschränktem Maße werde ich auf die Ansichten anderer Schriftsteller verweisen, die bisher zur deutschen Tragödie

Stellung genommen haben — hauptsächlich dann, wenn ich es für wünschenswert halte, meinen Lesern die Meinung der führenden Persönlichkeiten des Weltkrieges zur Kenntnis zu bringen. Die Ansichten und Auffassungen, die ich vortrage, sind nicht immer das Ergebnis eigenen Denkens und Urteils. Ich fuße häufig auf den Gedankengängen anderer Autoren, die sich bisher mit meinem Stoff in seiner Gesamtheit oder mit einzelnen seiner Abschnitte befaßt haben. Wollte ich hier jedesmal meine Quelle angeben, so würde ein vielleicht wissenschaftlich exaktes, aber kein für den Laien lesbares Werk dabei herauskommen. Ich muß es dem Vertrauen meiner Leser überlassen, mir glauben zu wollen, daß ich die mir zur Verfügung stehende Literatur mit Fleiß gelesen, verglichen, geprüft — und wenn ich mich auf fremde Formulierungen stütze, diese mir innerlich zu eigen gemacht und in den Fluß meiner Darstellung und Würdigung eingeordnet habe. Meine Urteile fußen auf denjenigen der militärischen Sachverständigen, die bisher zum Worte gekommen sind. Allerdings ist das Quellenmaterial schon jetzt unübersehbar. Aber ich verfolge ja auch nicht militärwissenschaftliche und kriegskritische Ziele. Besondere Anregungen verdanke ich dem vielumstrittenen Buche „Kritik des Weltkrieges", verfaßt von „einem Generalstäbler". Als Urheber dieses Werkes hat sich ein verhältnismäßig junger Offizier bekannt, der Hauptmann a. D. H. Ritter, „zuletzt im Generalstab des AOK. 7". Ferner hat mir das Werk „Der große Krieg von 1914—1918" von Otto Erich Volkmann, Major a. D. und Mitglied des Reichsarchivs, in tatsächlicher und in kritischer Hinsicht vielfache Förderung gebracht. In seiner Knappheit und Präzision ist dieses Buch von einer klassischen Geschlossenheit. Aber auch sonst habe ich ein umfangreiches Material in meiner Darstellung verarbeitet, ohne eine erschöpfende Benutzung des gesamten vorliegenden Quellenstoffs erreichen zu können oder auch nur angestrebt zu haben. Ich habe versucht, mich an Ludendorffs Wort zu halten (S. 40): „Alle Männer, die Führermaßnahmen kritisieren, sollten erst Kriegsgeschichte lernen, sofern sie nicht den Krieg an Führerstelle mitgemacht haben. Ich möchte ihnen wünschen, selbst einmal eine Schlacht leiten zu müssen. Sie würden bei der Unklarheit der Lage, den gewaltigen Anforderungen vor der Größe der Aufgabe erschrecken und — bescheidener werden." Allerdings, wo ein klares Urteil mir möglich und notwendig scheint, da werde ich es furchtlos aussprechen. Ich beanspruche aber für meine Erzählung wissenschaftliches so wenig als künstlerisches Verdienst.

Eins aber glaube ich doch hervorheben zu sollen: ich stehe außerhalb des politischen Lebens, außerhalb des Parteigetriebes. Ich kenne nur ein Ziel: nach Maßgabe meiner Kräfte meinem Vaterlande zu dienen. Mein Leben, mein Dichten, mein Schaffen hat nie ein anderes Ziel gehabt. Wer mich kennt, der weiß das — wer mich nicht kennt, den muß ich bitten, mir zu glauben — oder dieses Buch ungelesen aus der Hand zu legen. Wer sich ihm aber hingeben will, der verpflichtet sich dadurch, mir zu vertrauen, daß jede Absicht, den Leser zu irgendeiner politischen Ansicht zu überreden oder zu bekehren, mir weltenfern liegt — außer zu dieser einen: zu dem Glauben an die unverwüstliche Lebenskraft und an das gottgewollte Lebensrecht unseres Volkes. Ich habe die Überzeugung, für die ich zu sterben bereit war und wenn es not tun sollte, in jeder Stunde aufs neue mein Leben zur Verfügung stelle: daß das Schicksal

unseres Volkes ein gemeinsames für alle Volksgenossen ist, und daß nur aus ihrer aller opferfroher, selbstloser Zusammenarbeit das künftige Wiederaufblühen unseres tief am Boden liegenden Vaterlandes erwachsen kann.

In diesem ernsten und trostvollen Glauben beginne ich meine Erzählung. Sie wird keinen Lesestoff zur Ausfüllung müßiger Stunden bringen. Sie ist in tiefem Ernst geschrieben, will mit tiefem Ernst aufgenommen sein. Wir wollen versuchen, das größte Schicksal, das jemals über Erdenkinder verhängt worden ist, in andächtiger Hingebung zu durchdringen. Das wird eine Arbeit werden und kein Fest. Zu solcher Arbeit gehört, daß der Leser *die Karte* zur Hand nehme. Nicht nur die Karten, mit denen dies Buch ausgestattet ist.

In des Lesers Hand gehört von der ersten Seite an außerdem *der Atlas*. Wir werden miteinander die Kampfgebiete der Länder und Meere der drei Kontinente der „Alten Welt“ zu durchwandern haben. Aber darüber hinaus wird auch die „Neue Welt“ — wird das ganze Erdenrund in die Vorgänge eingreifen, die den Gegenstand unserer Betrachtung bilden. Der Leser und auch die Leserin wolle also nicht vor der Mühe zurückscheuen, das Studium dieses Buches auf die Anschauung zu gründen, welche das geographische Bild vermittelt. Solche Hingabe wird überreich belohnt werden durch die *Klarheit des Verständnisses*. Eben dieses Verstehen aber ist es, auf das es ankommt. Wir brauchen es, um uns an ihm aufzurichten gegen die Überwucht des gewaltigsten Schicksals, das sich jemals auf Menschenherzen getürmt hat. Es wird uns wiedergeben, was uns Gequälten und Beladenen wichtiger ist als alles: *den deutschen Stolz*.

★

Das Vorspiel

Erstes Kapitel

Großmacht unter Großmächten

1.

Als unter den Umwälzungen der Völkerwanderung und vor allem unter den Keulenschlägen unserer eigenen Altvorderen das römische Weltreich zusammenkrachte, da nahm der Deutsche das junge, zarte Gebilde des aus dem Orient entstammten Christenglaubens auf seine mächtigen Schultern und trug es, in Wahrheit der Christophoros, über die brausenden Strudel einer Menschheitskatastrophe ans rettende Ufer befriedeterer Zeiten hinüber. Das Reich, das Karl der Große auf dem Boden des Barbarenlandes schuf, trat die Nachfolge des römischen Imperiums an, belastet mit dem dreifachen Erbe der ganzen bisherigen Vergangenheit weißer Menschheit. In sein eigenes ungeschlachtes Wesen nahm der Germane die höchste Stufe der Kultur des Westens auf, die Antike — und die feinste Blüte der Seele des Ostens, die Lehre von Nazareth. Diesen ungeheuren Reichtum zu einem einheitlichen Gebilde innerlich zu verarbeiten, ist ihm während seiner fast zweitausendjährigen Geschichte bis heute noch nicht voll gelungen. Aber er ist der geistige Träger des Menschheitsprozesses der Verschmelzung dieser beiden Reiche geworden und hat aus Wert und Würde dieser seiner Sendung heraus alle Völker Europas befruchtet. Die sogenannten lateinischen Nationen, die auf den Trümmern des Römerreiches sich zusammenfanden, zeigen in ihrem Wesen viele Züge, welche auf die germanischen Bestandteile ihrer Blutmischung zurückweisen. Unser „Erbfeind", der sich so gern als den geistigen Nachfahren der antiken Kultur empfindet und anpreist, entlehnt sogar den Namen von dem germanischen Volksstamm, dem er das Eisen in seinem Blute verdankt. Vollends die rein germanischen Nationen sind bis in die Tiefe von deutscher Art durchtränkt. Daß sie alle im Laufe der Weltgeschichte sich mit den Waffen in der Hand gegen ihre Stammutter gewendet haben, ist einer der vielen tragischen Züge in unserer Geschichte — bis zu dem muttermörderischen Vernichtungsplan, der das Angelsachsentum im Weltkriege gegen Deutsch-

land geführt hat. Sogar das Slawentum, vor allem das Zarenreich, ist nur durch die Übernahme der von seinen westlichen Nachbarn geschaffenen Kultur zur Größe und zum kriegerischen Wert herangewachsen.

Aber über dem Germanenvolke hing schon bei seinem Eintritt in die Weltgeschichte das Verhängnis, das seine ganze Vergangenheit und auch noch seine Gegenwart erfüllt: die Zersplitterung. Die Übereinstimmung der Grundlage ihrer Sprache beweist, daß alle deutschen Stämme von einem gemeinsamen Ahnenstamm entsprossen sind, der sich vom großen indogermanischen Urvolk bereits deutlich abgesetzt hatte. Aber als die Deutschen in das helle Licht der Weltgeschichte traten, da waren sie bereits in viele Volksstämme geschieden, die einander grimmig befehdeten und — nie erlöschende deutsche Schande! — sogar beim Feinde gegen ihre Blutsbrüder Dienst nahmen.

Zu dieser völkischen Spaltung traten im Laufe der deutschen Geschichte immer neue Momente der Zerrissenheit. Zunächst blieb die Stammestrennung das ganze Mittelalter hindurch bestehen, während ringsumher alle anderen Völker im Laufe einer langen, blutigen und wechselvollen Geschichte unter der Führung mächtiger Herrscherpersönlichkeiten oder gar Geschlechter die nationale Einigung erkämpften. Auch das Reich Karls des Großen hat niemals alle Stämme germanischen Blutes umschlossen. Die Nordlandsvölker und das Angelsachsentum blieben von vornherein außerhalb des Reichsbestandes. Die batavischen Franken der Niederlande und die Alemannen der Schweizer Berge rissen sich im Laufe der Geschichte von dem erlahmenden Reiche los. Während so die Völker an der Peripherie Europas zu nationaler Geschlossenheit und starkem Nationalgefühl sich durchrangen, blieb das Reich der Mitte im Zustand ewiger Spaltung.

Zur völkischen Zersplitterung gesellte sich, schwerstes Verhängnis, die religiöse. Luther, der deutsche Mönch, der die Wiedergeburt der Kirche im Sinne ihres Stifters erstrebte, hat dem politischen Schicksal seines Vaterlandes den schwersten aller Stöße versetzt. Die Glaubensspaltung trennte die Herzen der Deutschen. Die glücklicheren Völker blieben entweder in ihrer Gesamtheit dem alten Bekenntnis treu oder nahmen geschlossen das neue an. Nur in Deutschland hatte der alte Glaube zwar Kraft genug, einen Teil seiner Anhänger sich zu erhalten, aber es gelang ihm nicht, die „Abtrünnigen" zurückzuerobern.

Noch lebte in diesem zersplitterten deutschen Volke, je tiefer sein äußerer Niedergang sich aussprach, um so bewußter und leidenschaftlicher sich aufreckend die Sehnsucht nach politischer Vereinigung. Als unter den Schlägen des Bannerträgers der französischen Revolution das Reich und das alte Kaisertum zusammengebrochen waren, da gewann jener Gedanke im Leide tiefster Erniedrigung endlich die Kraft, die uns nach einem Zwischenzustande des völligen politischen Chaos den Segen der Einheit bescherte. Aber das neue Kaiserreich, das am 18. Januar 1871 auf der von siegreichem Heer eroberten Feindeserde sich zusammenschloß, war nur scheinbar und nur äußerlich fertig geworden. Es trug alle Kennzeichen einer kriegerischen Improvisation in sich. Es war ein Notbau, und seine stärkste Stütze war weder seine Verfassung, noch der einmütige Wille der endlich verbundenen deutschen Stämme — es war das Genie des Reichsgründers selber. Die Abgründe zwischen den Stämmen und den Bekenntnissen waren nur überbrückt, nicht ausgefüllt, und eine neue, tiefe Zerklüftung war

hinzugekommen: die soziale. Quer durch die Risse und Sprünge des Stammesgefühls und des religiösen Empfindens tat eine neue Kluft sich auf, die Spaltung zwischen den Besitzenden und den Besitzlosen.

Drei Umstände waren es, welche alle diese unausgefüllten Abgründe dem nicht in die Tiefe dringenden Blicke verschleierten: Zuerst die militärische Macht des neuen Reiches und das aus dieser erwachsene gewaltige Ansehen des deutschen Heeres, die segensreiche erzieherische Wirkung, welche von der allgemeinen Wehrpflicht, dem vielgeschmähten Militarismus, ausging. Sie verlieh dem deutschen Wesen eine äußere Disziplinierung, eine Werktüchtigkeit, von der das Volk der „Denker und Dichter" niemals eine Ahnung gehabt hatte. Und diese Tüchtigkeit brachte unserem Volke während der vier Jahrzehnte des Kaiserreiches einen wirtschaftlichen Aufschwung, der ohne Beispiel in der Geschichte ist und zunächst das maßlose Staunen, dann den wütenden Neid und Haß der übrigen europäischen Nationen erregte. Über der militärischen und wirtschaftlichen Erstarkung der deutschen Nation leuchtete der Glanz der deutschen Kaiserkrone. Sie überstrahlte die Unvollkommenheit des verfassungsmäßigen Aufbaus der Nation und verlieh dieser den Anschein einer inneren Geschlossenheit, die sie tatsächlich noch längst nicht besaß. Und was das Schlimmste war: die Führer der Nation ließen sich durch die blendende Fassade täuschen und versäumten es, das große Werk der Erziehung des deutschen Volkes zum Nationalbewußtsein zu vollenden. Scharfäugige Feinde aber erkannten unter dem schimmernden Verputz die Risse und wußten, wo sie im Notfalle einzusetzen haben würden, um den trotzenden Bau der Nation wieder zu sprengen.

Und von Feinden war das junge Reich auf allen Seiten umringt. Im Westen lag Frankreich am Boden. Zum dritten Male hatten deutsche Krieger ihre Pferde in der Seine getränkt, war der Schritt siegreicher deutscher Truppen durch die Straßen der Ville lumière gehallt. Das konnten die Franzosen, das „freudige Volk des Ruhmes", nicht vergessen. Und als Brautgeschenk ihrer Vereinigung hatten die deutschen Stämme einander ein lichtes Kleinod beschert: ein Kleinod, das sie aus Frankreichs Siegeskrone herausgebrochen hatten: Elsaß und Lothringen. Zwei Lande mit einer kernhaft deutschen Bevölkerung — die das französische Königreich von dem wehrlosen Körper des dahinsiechenden Römischen Reiches Deutscher Nation losgerissen hatte. Zwei Lande allerdings, die in einer fast zweitausendjährigen Entwicklung mit Frankreichs Schicksal, der Stammesverschiedenheit zum Trotz, doch auf seltsame Weise zusammengewachsen waren. Diese Lande waren, wie Stegemann es in unübertrefflicher Weise formuliert, im Wesen zwar deutsch geblieben, im Kulturgefühl aber von deutschen und französischen Einflüssen gespeist worden, in der politischen Denkart seit der gemeinsam durchlebten französischen Revolution kaum mehr mit dem Mutterlande verwandt und im staatlichen Aufbau ein Stück Frankreich geworden.

Das elsaß-lothringische Problem der inneren Rückeroberung der „wiedergewonnenen Brüder" war vierundvierzig Jahre nach der Reichsgründung von den Leitern der deutschen Geschichte noch nicht einmal in seiner ganzen Tiefe erkannt, geschweige denn zur Lösung geführt worden. So konnte es kommen, daß die „Mutter Frankreich" sich in dem Wahne wiegte, ebenso heiß, wie ihre

Sehnsucht brannte, die verlorenen Töchter wieder in ihre Arme zu schließen, begehre die Menschheit der entrissenen Provinzen diese Rückkehr — was doch in Wahrheit höchstens für eine dünne bürgerliche Oberschicht zutraf.

Frankreich war dem Spruche seines größten Sohnes treu geblieben, den es seit Napoleons Tode hervorgebracht hatte: „Immer daran denken — niemals davon sprechen!"

Die zweite Großmacht auf europäischem Boden, die den Aufstieg des Deutschen Reiches mit Abneigung und Sorge verfolgte, war der Nachbar im Osten, das unermeßliche Zarenreich. Zwar bestanden alte Bande der Waffenbrüderschaft zwischen den Armeen, überlieferte Freundschaftsbeziehungen zwischen den Höfen des russischen Zaren und des zur Trägerin der deutschen Kaiserkrone emporgestiegenen Preußen. Auch hatten beide Nationen die gemeinsame Last der polnischen Teilung zu tragen, die ihrem Volkstum ein unzufriedenes, die Stunde einstiger Wiedervereinigung ersehnendes Element einverleibt hatte. Aber stärker als diese politischen Momente machte sich die tiefe Gegensätzlichkeit des Volkstums geltend. War der Franzose dem Deutschen aus geschichtlicher Überlieferung der Erbfeind — zwischen dem Deutschen und dem Russen standen unendlich tiefere Rassengegensätze, zu denen die Verschiedenheit des Bekenntnisses hinzutrat. Immerhin fehlte in den Beziehungen des östlichen Nachbarn zu dem jungen Deutschen Reiche bei seiner Gründung noch das verschärfende Moment eines starken Gegensatzes der Begehrungen.

Dieser Gegensatz bestand aber schon seit Jahrzehnten zwischen dem russischen Reich und der dritten Festlandsgroßmacht, der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn, die andererseits mit Rußland durch die Erinnerung an die gemeinsame Gewalttat der polnischen Teilung verkettet war. Was Österreich-Ungarn von Deutschland schied, war die Erinnerung an jenen Bruderkrieg, der zur „kleindeutschen Lösung" geführt hatte: zur Gründung des Deutschen Reiches unter Ausschluß jener Großmacht, deren Herrscherfamilie die letzte Trägerin der Krone des Deutschen Reiches gewesen war. Es war der weisen Mäßigung des Reichsgründers gelungen, den Sieg in diesem Kampfe nicht bis zur letzten militärisch-politischen Folgerung auszunutzen. Aber trotzdem hatte nur die unerhörte Schnelligkeit der deutschen Siege die Doppelmonarchie verhindert, während des Einheitskampfes an die Seite des Erdfeindes der jetzt im Deutschen Reiche zusammengeschlossenen Staaten zu treten.

Die vierte europäische Großmacht war keine „Kontinentalmacht". Unter dem Schutze seiner insularen Sicherheit hatte das großbritannische Königreich seit Jahrhunderten im europäischen Schicksal eine Sonderstellung eingenommen. Am frühesten von allen Völkern der Erde hatte es seine Entwicklung zur Vollreife steigern können und die in längst vergessenen Kämpfen erstrittene Einheit dazu benutzt, sich eine Machtstellung auf dem Erdrund zu verschaffen, der keine andere Nation etwas Ähnliches an die Seite zu stellen hatte. Während des Einigungskampfes des Deutschen Reiches hatte England nicht ohne Wohlwollen beiseite gestanden — im Vollgefühl seiner Größe und in Unterschätzung der bisher durch die nationale Zerrissenheit gebundenen Kräfte des Volkes der Mitte.

2.

Unter diesen vier Großstaaten hatte nun als fünfte Großmacht die jüngste und doch zugleich die älteste, das wiederaufgerichtete Reich, seinen Platz eingenommen. Ein Volk mit einer zweitausendjährigen Geschichte — dennoch ein junges Volk — auch politisch verjüngt durch seine nationale Wiedergeburt — in Wahrheit, wie Heine sagt, „ein täppisches Rieselein", noch unkund des Brauches und der Gefahren der großen Politik, geblendet vom eigenen Glanze, der eigenen Kraft und seines sieghaften Schwertes sich trotzig bewußt, doch innerlich viel unfertiger und unreifer als es ahnte. Aber noch wachte über seinem künftigen Schicksal das Auge des Gewaltigen, dessen Titanenkraft es zur inneren Einheit zusammengeschweißt. Und diesen Recken quälte in schlaflosen Nächten der cauchemar des coalitions — der Alpdruck der Sorge vor künftigen Bündnissen der Neider ringsum. Ihn blendete nicht der junge Glanz seiner Schöpfung, nicht der eigene Erfolg. Er hatte zuviel erlebt, zu tief in den Hexenkessel der europäischen Politik hineingeschaut, als daß er den frommen Wahn seiner Volksgenossen hätte teilen können, der „ewige" Bund der deutschen Fürsten und Völker sei nun vor aller Schicksalswende gefeit — der von Deutschlands edelsten Dichtern angekündigte „Tag der Deutschen" sei nun endgültig angebrochen. Er fühlte die Verpflichtung, drohenden Möglichkeiten zuvorzukommen.

Es war natürlich, daß er zunächst an jene Mächte dachte, die in ihren politischen Grundanschauungen oder wenigstens in ihrem derzeitigen politischen Aufbau Deutschland am nächsten standen. Schon 1872 wurde in Berlin der Dreikaiserbund geschlossen — ein Bündnis Deutschlands, Österreichs und Rußlands oder vielmehr ihrer Herrscher zur Aufrechterhaltung des europäischen Friedens. Schon 1873 suchte eine aufstrebende Macht den Anschluß an dieses Bündnis, die allerdings noch nicht als Großmacht bezeichnet werden konnte: Italien.

Der Dreikaiserbund hat in ungetrübter Einigkeit während der nächsten Jahre bestanden. Aber schon wirkten sich hinter der glänzenden Schauseite dieses Bündnisses alle jene Umstände aus, die es eines Tages sprengen sollten.

Die erste tiefe Trübung brachte der Berliner Kongreß. Angesichts der schweren Verstimmung, die er zwischen Deutschland und Rußland zurückließ, konnte sich Bismarck mit einem bloßen Freundschaftsbündnis der Herrscher nicht mehr begnügen: er brauchte verpflichtende Verträge der Staaten. Am 17. Oktober 1879 wurde die deutsch-österreichische Defensiv-Allianz geschlossen, die sich 1882 durch den Beitritt Italiens zum Dreibund erweiterte. Aber Bismarck hat es fertig gebracht, die russische Verstimmung so weit zurückzudrängen, daß er den berühmten Rückversicherungsvertrag abschließen konnte. Über den Inhalt dieses Geheimvertrages haben erst die Veröffentlichungen, welche die Folge der russischen Revolution waren, volle Klarheit gebracht. Wir wissen heute, daß im Jahre 1881 ein geheimes Abkommen zwischen den drei Kaiserreichen geschlossen worden ist, in welchem die Vertragschließenden sich gegenseitig Neutralität für den Fall des Kampfes mit einer anderen Großmacht zusagten und sich außerdem über strittige Balkaninteressen verständigten. Dieser Vertrag war auf drei Jahre abgeschlossen und ist 1884 um drei weitere Jahre verlängert worden. Bei seinem Ablauf im Jahre 1887 ist er dann zwischen Petersburg und

Wien nicht erneuert worden, weil inzwischen unausgleichbare Verstimmungen eingetreten waren. Dagegen haben auf russischen Wunsch die Höfe von Petersburg und Berlin ihn fortgesetzt, und zwar unter wesentlich veränderten Bedingungen, die Rußlands Ansprüchen auf dem Balkan und den Meerengen sehr weit entgegenkamen. Es ist bekannt, daß dieser Vertrag nach Bismarcks Ausscheiden von seinem Nachfolger Caprivi nicht erneuert worden ist. So viel ist gewiß, daß die Nichterneuerung dieses Rückversicherungsvertrages den völligen Abbruch des überlieferten Freundschaftsverhältnisses zwischen Rußland und Deutschland bedeutet und Rußland endgültig an die Seite Frankreichs geführt hat, dem es sich übrigens schon unmittelbar nach dem Berliner Kongreß zu nähern begonnen hatte. So blieb dem Deutschen Reich als politischer Rückhalt nun nichts anderes mehr als der „Dreibund".

Versuchen wir nun, uns den Wert dieses Bündnisses für Deutschland klarzumachen, indem wir die europäische Lage unserer neuen Verbündeten etwas genauer ins Auge fassen.

3.

Betrachten wir zunächst den Zustand der österreichisch-ungarischen Monarchie in dem Zeitpunkt, als das junge Deutsche Reich mit ihr in jenes Defensivbündnis eintrat, das uns im Laufe der nächsten Jahrzehnte immer inniger mit der Doppelmonarchie verbunden und schließlich in ihren Untergang hineingerissen hat. Hier ist eine gewisse Ausführlichkeit notwendig. Zwar kann es nicht die Aufgabe sein, Österreich-Ungarns ganze Geschichte auch nur in den großen Zügen hier nachzuzeichnen. Aber die Haupttatsachen müssen klar vor das Auge des Lesers treten, wenn er die Verknüpfung der Schicksale beider Reiche verstehen soll.

Vom Jahre 1438 bis 1740 war die deutsche Kaiserkrone im Mannesstamme der Habsburger dauernd vom Vater auf den Sohn übergegangen, dank einer geschickten Hauspolitik dieses hochbegabten Fürstengeschlechtes. 1740 war Karl VI. gestorben, der letzte männliche Habsburger. Seine Tochter Maria Theresia hatte sich mit dem Großherzog Franz von Toscana aus dem Hause Lothringen vermählt, der im Jahre 1745 zum Deutschen Kaiser gewählt wurde. Seitdem ist die deutsche Kaiserkrone im Hause Lothringen-Toscana noch zweimal vom Vater auf den Sohn übergegangen, bis Maria Theresias Enkel Franz II. sie im Jahre 1806 unter dem Druck der napoleonischen Wirren niederlegte. Allerdings ist es fast vergessen, daß die Habsburger im Mannesstamm längst ausgestorben sind, und es ist Übung geworden, das Haus Lothringen-Toscana als Fortsetzung des Hauses Habsburg zu bezeichnen. Die Kaiser aus diesem Hause nannten sich selber Habsburger, sie verblieben auch im Besitze der habsburgischen Erblande. Diese behielten sie auch bei, als das alte Deutsche Reich sich auflöste. Der letzte Deutsche Kaiser hatte sich schon zwei Jahre vor der Niederlegung der Krone des Reiches zum Kaiser seiner österreichischen Erblande erklärt.

Die Trümmer des alten Deutschen Reiches waren im „Deutschen Bunde" beieinander geblieben. Aber innerhalb dieses Staatenbundes hatte alsbald nach den Befreiungskriegen jener böse „Dualismus" begonnen — das Wett-

ringen Österreichs und des aufsteigenden Preußen um die Vorherrschaft. Der preußische Sieg bei Königgrätz entschied diese Frage und hatte die weitere Folge, daß, als nun 1870/71 das neue Deutsche Reich gegründet wurde, Österreich trotz seiner 10 Millionen Deutscher aus dem Reichsverbande ausgeschlossen blieb.

Aber auch die inneren Zustände des habsburgischen Kaiserstaates waren schon seit der Mitte des 19. Jahrhunderts äußerst kritisch geworden. Vor allem war es das Freiheitsstreben der Ungarn, das den Verband der österreichischen Monarchie zu sprengen drohte. Nach heftigen Kämpfen gelang es dem Kaiser Franz Joseph, dem Ururenkel Maria Theresias, den Konflikt in der Weise zu lösen, daß durch den „Ausgleich" von 1867 Ungarn zum selbständigen, aber mit Österreich im „Dualismus" (in einem anderen Sinne) vereinigten Königreich erklärt und Franz Joseph zum König von Ungarn gekrönt wurde. Nunmehr bildeten die habsburgischen Erblande eine „Doppelmonarchie", die sich seit 1868 „Österreich-ungarische Monarchie" nannte.

Seitdem stand Österreich-Ungarn unter dem Einfluß eines allmählich immer deutlicher sich entwickelnden Zersetzungsprozesses. Es umfaßte 14 Nationalitäten, in der Hauptsache Deutsche (10½ Millionen), Ungarn (8½ Millionen) und Slawen. Letztere bildeten mit ihren 15 Millionen nahezu die Hälfte der Gesamtbevölkerung. Sie waren in viele Völkerschaften von verschiedener Sprache, Religion und Kultur zersplittert; doch bildete sich unter ihnen allmählich etwas wie ein slawisches Gesamtbewußtsein aus. Sie zerfielen in die beiden Gruppen der Nordslawen (Tschechen, Mährer, Slowaken, Ruthenen und Polen) und der Südslawen (Slowenen, Kroaten und Serben). Auch romanische Bevölkerungsteile umschloß die Monarchie; vor allem ¾ Millionen Italiener in Südtirol, Görz, Triest, Istrien und Dalmatien, ferner 3 Millionen Rumänen, welche in Ostungarn, der Bukowina und Siebenbürgen wohnten.

Dieses bunte Völkergemisch wurde durch die habsburgische Dynastie als einziges Band zusammengehalten. Das ging so lange gut, als das Nationalgefühl der wesensverschiedenen Völkerschaften noch schlummerte. Aber es ist bekannt, daß das Zeitalter, das durch die Entwicklung des Verkehrs die Völker der Erde mit früher nie gekannten Banden der Gemeinschaft aneinanderkettete, zugleich in seltsamem Widerspruch ein gewaltiges Erwachen des Nationalbewußtseins auch bei kleineren und kleinsten Volksstämmen gebracht hat. Dies Erwachen des „Nationalismus" mußte über kurz oder lang den Bestand der habsburgischen Monarchie in Frage stellen.

Als der Dreibund Deutschland und das Reich der Habsburger zu immer enger sich verschlingendem Bündnis verkettete, da waren alle diese Gegensätzlichkeiten noch in der Entwicklung begriffen. Insbesondere waren die Bestrebungen der romanischen Bevölkerungselemente damals erst im Entstehen.

Dagegen war die Unruhe, welche die slawischen Bevölkerungsteile Österreich-Ungarns erfaßt hatte, schon etwas älteren Datums. Sie hatte einen starken Rückhalt an einer gewaltigen Bewegung, die sich weit über das Gebiet der Habsburger hinaus erstreckte: am Panslawismus.

Etwa seit dem Jahre 1830 hatte die junge nationalistische Bewegung sich in der slawischen Welt in Gestalt einer Strömung bemerkbar gemacht, deren Ziel es war, alle slawischen Völkerschaften zu einem Riesenreiche zu vereinigen.

Die große Hauptmasse der Slawen, das Ostslawentum, war unter dem Zepter des russischen Zaren vereinigt. Rußland selber aber hatte mitgeholfen, die ursprüngliche Vormacht des westlichen Slawentums, das Königreich Polen, zu zertrümmern.

Das polnische Reich, das um das Jahr 1000 herum gegründet worden war und in den folgenden Jahrhunderten Zeiten hoher Blüte erlebt hatte, war im Laufe des 18. Jahrhunderts in völlige Anarchie versunken. Während der Jahre 1792 bis 1795 hatten Österreich, Rußland und Preußen das Gebiet des polnischen Reiches unter sich aufgeteilt und Polen aus der Reihe der Staaten gestrichen. Aber in allen an die drei Teilungsmächte übergegangenen ehemals polnischen Landesteilen lebte die Sehnsucht nach Wiedervereinigung und nach Wiedererrichtung des Königreichs Polen fort, bis der Weltkrieg ihr auf seltsamen Umwegen die Verwirklichung bringen sollte.

So wenig nun auch das mächtige Zarenreich geneigt sein konnte, *seine eigenen* polnischen Untertanen und Gebietsteile aus dem russischen Staatsverbande zu entlassen, so eifrig war es bemüht, sich zum Schutzherrn *aller übrigen* Slawen aufzuwerfen. Außer Österreich und Preußen-Deutschland aber war diejenige Macht, welche größere Massen slawischer Untertanen umfaßte, die Türkei.

Österreich-Ungarns Staatsgefüge schien während des 19. Jahrhunderts noch zu fest, als daß seine slawischen Völkerschaften die Hoffnung auf „Befreiung" in erreichbarer Nähe hätten erblicken können. Aber seit die Errichtung des Deutschen Reiches unter Ausschluß Österreichs dem bis dahin führenden deutschen Elemente den Rückhalt geraubt hatte, waren im Aufbau des Habsburgerreiches bedenkliche Risse erkennbar geworden. Das Slawentum hatte den Kampf mit dem Deutschtum um die politische Führung aufgenommen und allmählich immer stärkere Fortschritte erzielt.

Die nachhaltigste Ermutigung aber erhielten die slawischen Elemente des österreichischen Staates in der immer deutlicher sich abzeichnenden politischen Rivalität zwischen dem habsburgischen Reich und seinem mächtigen Nachbar im Osten.

Hier begegneten sich die Sehnsüchte des *österreichischen* Slawentums mit den Bestrebungen jener anderen großen Gruppe slawischer Völkerschaften, welche im *osmanischen* Reich unter der Herrschaft des Sultans zusammengepfercht waren: mit anderen Worten, hier berührte sich die Frage der Zukunft Österreich-Ungarns mit dem Balkanproblem, mit der orientalischen Frage.

Hier sei noch einmal darauf hingewiesen, daß die slawischen Elemente der habsburgischen Monarchie wie des Osmanenreiches seit 1830 einen Rückhalt bekommen hatten an dem im russischen Reiche immer mächtiger sich entwickelnden Panslawismus.

Rußland hatte schon seit Peter dem Großen begonnen, immer stärker in die Geschicke Europas einzugreifen. Dabei hatte es sich allerdings, wenigstens soweit seine herrschenden Klassen in Betracht kamen, immer weiter von den Grundsätzen der slawischen Kultur entfernt und westliche Errungenschaften angenommen. Dieser westlich gerichteten Tendenz des Zarenreiches stemmte sich nun die junge panslawistische Bewegung entgegen. Sie hatte sich dadurch

zwar zu den offiziellen Gewalten des Zarenreiches, insbesondere zur Politik des Zarismus selber, in immer stärkeren Widerspruch gesetzt. Aber sie gewann eine starke volkstümliche Kraft, die schließlich mächtiger wurde als das Zarentum. Es bildete sich in Rußland die Partei der „Slawophilen". Ihre Theorie war die: es sei die „historische Mission" Rußlands, alle slawischen Völkerschaften von fremder Herrschaft zu erlösen und in die Arme des „Mütterchens Rußland" zu führen. Die panslawistische Strömung bedeutete eine starke Gefährdung der Doppelmonarchie und stellte also den Bündniswert Österreich-Ungarns schon zur Zeit der Errichtung des Dreibundes erheblich in Frage. Als Bismarck das Bündnis mit Österreich schloß, hat er sich wohl kaum eine zutreffende Vorstellung von der Tragweite dieser Bewegung gemacht. Die damals noch immer gewaltige Machtfülle des österreichischen Kaisertums mag ihn wie seinen Kaiser über den fragwürdigen inneren Wert des ehemaligen Kriegsgegners und nunmehrigen Verbündeten hinweggetäuscht haben.

4.

Aber auch der andere Dreibundgenosse, Italien, hatte als solcher von vornherein kaum die hohe Wertschätzung verdient, welche die deutsche Politik ihm beigemessen hat.

Zwar bestanden zur Zeit, als Italien dem Dreibund beitrat, im italienischen Volke wie Königshause starke Sympathien für Deutschland selber. Das Schicksal beider Mächte war sehr ähnlich. Auch Italien war während des ganzen Mittelalters und noch im Verlaufe des 19. Jahrhunderts in mehrere Reiche zerspalten gewesen und hatte sich ungefähr um die gleiche Zeit wie das Deutsche Reich zum Einheitsstaate durchgekämpft. Zwischen Deutschland und Italien bestanden keinerlei politische Gegensätze, im Gegenteil eine lebhafte Wechselwirkung wirtschaftlicher wie auch geistiger Art.

Ganz anders stand Italien zu der Doppelmonarchie. Ein großer Teil Oberitaliens hatte noch bis tief in das 19. Jahrhundert hinein zum Kaisertum Österreich gehört, nämlich die ganze Lombardei, Venetien, das Veltlin, das Bistum Trient, Istrien und Dalmatien nebst Ragusa. Durch den Krieg von 1859 hatte das sich zur Einheit zusammenschließende Italien die Lombardei erkämpft, im zweiten italienisch-österreichischen Kriege, 1866, hatte es auch Venetien erlangt. Noch immer aber gehörten die allerdings nur zum Teil von italienischen Einwohnern besiedelten Gebiete des Trentino (Südtirol), sowie die nordöstlichen Küstenlande des Adriatischen Meeres zu Österreich.

Der Berliner Kongreß von 1878 hatte einen Teil der Hoffnungen Italiens auf den Rückgewinn seiner „unerlösten" Provinzen enttäuscht und damit die „irredentistische Bewegung" entfesselt, welche die Rückgabe der genannten Gebiete an Italien immer stürmischer forderte. Sie hatte sogar zwei Attentate gegen Kaiser Franz Joseph zur Folge. Seit 1883 ist die italienische Regierung aus Rücksicht auf den Dreibundgenossen gegen die Irredenta scharf vorgegangen, ohne sie aber unterdrücken zu können. Der Friede von St. Germain hat der Irredenta die Erfüllung ihrer kühnsten Wünsche gebracht.

Als Italien 1882 in den Dreibund eintrat, bestand dieser Gegensatz schon in seiner vollen Gewalt. Die unvergessene Erinnerung an die zwei Kriege, die Italien gegen Österreich gewonnen hatte, ließ von vornherein vermuten, daß eine wirkliche Gefühlsgemeinschaft zwischen beiden Reichen niemals denkbar sein würde. Ihre Völker standen einander mit einer verbissenen Abneigung gegenüber, die nicht weit entfernt war von der Erdfeindschaft zwischen Deutschland und Frankreich.

Im Jahre 1883 hatte sich dem Dreibund dank Bismarcks und seines damaligen österreichischen Kollegen Kalnoky eifriger diplomatischer Arbeit noch ein vierter Staat angeschlossen, unter ganz ähnlichen Bedingungen wie Italien. Es war Rumänien, das sich zwei Jahre früher zum Königreich erklärt hatte. Der Bündnisvertrag war zunächst nur zwischen Österreich-Ungarn und seinem unmittelbaren Nachbar im Südosten geschlossen worden. Später waren Deutschland und Italien ihm beigetreten. Der Vertrag verpflichtete seine Teilnehmer zu gegenseitiger Waffenhilfe „im Fall eines unprovozierten Angriffs von dritter Seite".

König Karol hatte diesem Vertrag, der nach außen hin nur als Freundschaftsverhältnis in die Erscheinung getreten war, stets hohen Wert beigemessen. Rumänien verdankte seinem Anschluß an die Mittelmächte, ebenso wie Italien, einen außerordentlichen Aufschwung seiner politischen Geltung. Aber der König war hochbetagt, seine Ehe kinderlos. Der präsumtive Thronfolger, sein Neffe Ferdinand, der zweite Sohn des Prinzen Leopold von Hohenzollern, dessen spanische Thronkandidatur einst den Grund zum Ausbruch des Krieges von 1870/71 gebildet hatte, galt als nicht unbedingt sicher. Mit wie vielem Rechte, das hat der Krieg bewiesen.

5.

Der Gründer der deutschen Einheit kann sich, wenn er auch kaum den vollen Einblick in die Fragwürdigkeit des Wertes der neuen Verbündeten gehabt haben mag, doch unmöglich einem Zweifel hingegeben haben, daß die Bündnisse, welche er für seine Schöpfung zustande gebracht hatte, nicht der politischen Weisheit letzter Schluß seien. Wir sehen ihn deshalb auch von vornherein bemüht, jene „Rückversicherung" zu schaffen, indem er das alte Bündnis des Hohenzollernhauses mit den Romanows mit ängstlicher Sorgfalt pflegte. Aber freilich: der große Meister der Staatskunst ist dabei einem doppelten Irrtum unterlegen. Er war noch so sehr „treuer deutscher Diener seines Herrn", noch so durchaus ein geistiger Sproß der dynastischen Weltanschauung, daß er den Wert der Bündnisse lediglich der Herrscherhäuser anstatt der Völker nach doppelter Richtung überschätzte.

Zum ersten nämlich war es zur Zeit, als Alexander III. das Zarenzepter in festen Händen hielt, noch nicht so deutlich wie unter seinem schwachen Nachfolger Nikolaus II. erkennbar, daß in der Zukunft weit weniger die dynastischen Neigungen und Bedürfnisse der Höfe, als die wirtschaftlichen Notwendigkeiten der Länder die große Politik bestimmen würden. Nur so ist es zu erklären, daß Bismarck, zehn Jahre, nachdem er als „ehrlicher Makler" auf dem Berliner Kongreß Rußlands Ansprüche erheblich zurückgeschraubt hatte, einen

weiteren Schritt getan hat, der noch viel entscheidender als alle rein politischen Gesichtspunkte dazu beigetragen hat, Rußland von Deutschland zu entfernen und schließlich schlechtweg zu Frankreichs Waffenknecht zu machen. Rußland hatte allerdings selbst den Anstoß gegeben, indem es im Jahre 1887 den deutsch-russischen Wirtschaftskrieg eröffnet hatte. Es hatte gewisse Absperrungsmaßnahmen gegen den deutschen Handel eingeleitet, deren hauptsächlichste die war, daß es die Eingangszölle auf zahlreiche wichtige deutsche Einfuhrartikel erhöhte. Diesen Schritt beantwortete Bismarck, indem er Rußland den deutschen Geldmarkt verschloß. Damit machte er es dem stets geldbedürftigen Zarenreiche unmöglich, seine chronische Anleihenot in Deutschland zu befriedigen. Mit dieser Maßregel hat Bismarck selber Rußland in Frankreichs Arme getrieben und dadurch an sein gewaltiges Lebenswerk die Sprengpatrone gelegt. Was wollte es neben dieser tief einschneidenden Maßregel besagen, daß erst im Vorjahre der „Rückversicherungsvertrag" zwischen den Höfen von Berlin und Petersburg erneut bekräftigt worden war? Schon zu Anfang des folgenden Jahres war die erste russische Anleihe in Paris untergebracht, und seitdem ist Rußland in immer stärkere wirtschaftliche Abhängigkeit von Frankreich geraten, welche die politische und militärische zur notwendigen Folge haben mußte.

Bismarck ist der Meinung gewesen, daß zwei Länder trotz heftiger wirtschaftlicher Kämpfe in ausgezeichneten politischen Beziehungen stehen könnten. Daß das ein schwerer Irrtum war, braucht heute nicht mehr betont zu werden. „Deutschland und Rußland kratzen und umarmen sich zu gleicher Zeit," soll er nach einem Berichte des damaligen belgischen Gesandten in Berlin einmal vertraulich geäußert haben. Nun, die Umarmungen haben sich im Laufe der Zeit verloren, und das Kratzen hat sich in Todesbisse verwandelt.

Aber noch nach anderer Richtung hat Bismarck den Wert höfischer Bündnisse überschätzt: nämlich gegenüber tiefeinschneidenden Geistesströmungen der **Völker**. Die hier in Betracht kommende Volksstimmung ist der Panslawismus. Sämtliche Zaren haben dieser Bewegung mehr oder weniger ablehnend gegenübergestanden. Trotzdem hat sie, geschürt durch eine gewaltige und zielbewußte Agitation, sich immer mehr des russischen Volkes ebensowohl wie seiner Schützlinge bemächtigt, bis sie schließlich dem Zarentum über den Kopf wuchs und gegen die Neigung des letzten Zaren Rußland in den Weltbrand schleuderte.

Es ist also, beiläufig bemerkt, unzutreffend, wenn Bismarck nach seinem Sturze seinen Nachfolger Caprivi für das „Abreißen des Drahtes nach Petersburg" verantwortlich gemacht hat, weil dieser den Rückversicherungsvertrag nicht erneuert habe. Der Wert dieses Vertrages war infolge von Bismarcks eigenen wirtschaftlichen Maßnahmen längst sehr fragwürdig geworden. Caprivi hat in vollem Einverständnis mit seinem Kaiser sich zur Nichterneuerung dieses Vertrages entschlossen, weil er der Auffassung war, daß dessen Abmachungen sich mit den Pflichten der Loyalität gegenüber unserem österreichischen Bundesgenossen nicht vertrügen.

Es waren also wirtschaftliche und politische Tatsachen, welche die rasch anschwellende Entfremdung zwischen Deutschland und Rußland herbeiführten und dem neuen Reiche neben dem bezwungenen, aber unversöhnlichen Gegner im Westen einen neuen furchtbar gefährlichen Feind im Osten erstehen ließen.

Der Panslawismus hat den Weltkrieg entfacht. Wer darum die inneren Zusammenhänge des Krieges wirklich verstehen will, der muß sich mit dem Wesen und den Zielen dieser großen nationalistischen Bewegung im Überblick befassen. Es wird uns also nichts übrigbleiben, als einen scheinbar weiten Umweg zu betreten. Denn um Wesen und Ziele des Panslawismus zu erkennen, ist es unerläßlich, eingehend jene große Frage zu prüfen, die bei Beginn des Weltkrieges schon über ein Jahrhundert lang drohend am Himmel Europas gestanden hatte, eine langsam, aber unaufhaltsam sich zusammenballende Wetterwolke, bis sie nach zahllosen schweren Teilentladungen schließlich das gigantische Gewitter der Weltkatastrophe entfesselt hat: die orientalische Frage.

6.

Als lebendiges Überbleibsel mittelalterlicher Völkerverschiebungen, man könnte vielleicht gar sagen als letzter Überrest der Völkerwanderung, bestand auf europäischem Boden noch das Reich einer einzigen Macht, welche nicht einem der christlichen Bekenntnisse angehörte: die Türkei. Wie wäre es möglich, den Weltkrieg, der deutsche Soldaten bis an die fernsten Grenzen des osmanischen Reiches geführt hat, zu verstehen, ohne die weltgeschichtliche Rolle der europäischen Türkei sich wenigstens in ihren Hauptzügen vor Augen geführt zu haben? Der Weltkrieg bedeutet ja zugleich das Ende der osmanischen Macht auf dem Boden unseres Erdteils.

Das osmanische Reich war begründet worden im 13. Jahrhundert durch den aus Nordpersien ausgewanderten Stamm der Türken, ein kräftiges, kriegerisches Volk. Es hatte sich im Laufe des 13. bis 16. Jahrhunderts immer weiter ausgedehnt. 1453 hatte es Konstantinopel erobert und das Byzantinische Kaiserreich gestürzt. Es umfaßte schließlich alle Länder, welche das östliche Mittelmeer und das Schwarze Meer umschlossen; reichte im Osten bis zum Kaspischen Meer, im Norden bis an die Südgrenze von Polen und Rußland, im Westen bis nahe vor die Tore Wiens.

Aber seit im Jahre 1566 Sultan Suleiman II., der Große genannt, während der Belagerung der ungarischen Feste Sigeth gestorben war, begann der Rückgang des Reiches. Schon 1686 hatte Ungarn die türkische Herrschaft abgeschüttelt. Viel später, im Laufe des 19. Jahrhunderts, begannen die christlichen Völker der Balkanhalbinsel, die Raja- oder Herdenvölker, wie die Türken sie nannten, sich vom türkischen Joch zu befreien. Und schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts trat auch das Bestreben Rußlands hervor, sich zum Schutzherrn der Balkanvölker in diesem Befreiungskampf aufzuwerfen. Es unterstützte 1804 bis 1812 den Aufstand des Serbenvolkes, das sich in der Zeit der napoleonischen Kriege eine beschränkte Autonomie erstritt. Es nahm sich weiterhin der Moldau und Walachei an und förderte 1828 und 1829 den Freiheitskrieg der Griechen, der zur Errichtung des selbständigen Griechenland führte. 1833 zwang es die Türken, die Verpflichtung zu übernehmen, keinem fremden Kriegsschiff die Durchfahrt durch die Dardanellen zu gestatten. Es strebte nach einem Protektorat über die gesamte Christenheit der Türkei, und weil der Sultan dieses Zugeständnis weigerte, entstand der Orientkrieg von 1853 bis 1856. Aber Frank-

reich und England traten damals an die Seite der Pforte, Rußland wurde geschlagen. Der dritte Pariser Friede, welcher den Krieg beendigte, zwang Rußland, dem Anspruch auf ein ausschließliches Protektorat über die türkischen Christen zu entsagen und auf dem Schwarzen Meer keine Kriegsflotte mehr zu unterhalten. Das Schwarze Meer wurde neutralisiert, wogegen die Pforte sich verpflichten mußte, völlige Religionsfreiheit und Gleichberechtigung aller ihrer Untertanen ohne Rücksicht auf das Religionsbekenntnis einzuführen.

Aber das Streben der Rajavölker nach völliger Befreiung vom türkischen Joche ging weiter. 1861 schlossen sich Moldau und Walachei zu einem einzigen Staate zusammen, der den Namen Rumänien annahm, aber noch unter Vasallenschaft der Türkei verblieb.

Vorübergehend besserten sich indessen die Beziehungen der Türkei zu Rußland. Das Zarenreich konnte sich während des Deutsch-Französischen Krieges von der Bestimmung des Pariser Vertrages, welche ihm das Recht des Haltens von Kriegsschiffen im Schwarzen Meere beschränkte, einseitig lossagen. Und die Pforte erklärte ihr Einverständnis. Die Aufstände in den von Slawen bewohnten türkischen Provinzen Bosnien, Herzegowina und Bulgarien gingen trotzdem dauernd weiter; 1876 brach in Bulgarien ein Aufstand aus, und auch Serbien und Montenegro erklärten der Pforte den Krieg. In diesen trat Rußland 1877 als Bundesgenosse der aufständischen Rajavölker ein, Rumänien schloß sich an, kündigte der Pforte die Vasallenschaft, proklamierte die Unabhängigkeit seines Staates, stellte die Zahlungen des Tributs ein und wählte zu seinem Fürsten den Prinzen Karl von Hohenzollern-Sigmaringen, einen entfernten Verwandten und nahen Freund des deutschen Kaiserhauses. Der Krieg endigte mit dem Frieden von San Stefano, dessen Bestimmungen, wenn sie durchgeführt worden wären, Rußland zum Herrn auf dem Balkan gemacht hätten.

Das aber erregte die Besorgnis der übrigen Großmächte, namentlich Englands, das gegen den Widerspruch der Pforte eine Kriegsflotte durch die Dardanellen ins Marmarameer einlaufen ließ. Es forderte, daß Rußland den Friedensvertrag von San Stefano einem europäischen Kongreß zur Durchberatung und Änderung vorlege.

Dies ist der Augenblick, in welchem das sieben Jahre zuvor errichtete deutsche Kaiserreich zum ersten Male handelnd in die Balkanwirren eingriff. Bismarck bot seine Vermittlung an, und unter seiner Leitung tagte der Berliner Kongreß von 1878. Er endigte mit folgendem Ergebnis:

1. Rumänien, Serbien und Montenegro wurden von jeder Verbindung mit dem Osmanischen Reiche gelöst und für unabhängig erklärt.

2. Rumänien erhielt die Dobrudscha, das Land zwischen dem süd-nördlich verlaufenden Teile des Unterlaufs der Donau, dem Donau-Delta und dem Schwarzen Meer, damit den wichtigen Schwarze-Meer-Hafen Konstanza.

3. Bulgarien wurde zu einem autonomen, aber der Türkei tributpflichtigen Staat erklärt. Im Süden von Bulgarien wurde eine hauptsächlich von Bulgaren bewohnte neue türkische Provinz Ostrumelien gebildet, welche von einem christlichen Statthalter regiert werden sollte.

4. Griechenland, das ebenfalls mit Ansprüchen auf Gebietserweiterung hervorgetreten war, wurde vom Kongreß auf freundschaftliche Verhandlungen

mit der Türkei verwiesen. Im Verlaufe dieser Verhandlungen erhielt es später (1881) Thessalien und Teile von Epirus.

5. Rußland erhielt an der Ostgrenze der Türkei die von Armeniern bewohnten Bezirke Kars, Ardahan und das wegen seiner Petroleumquellen bedeutungsvolle Batum — alles Gebiete, die im Weltkrieg eine bedeutungsvolle Rolle spielen sollten.

6. England empfing den internationalen Auftrag, die Insel Cypern zu besetzen und zu verwalten.

7. Eine für die Zukunft sehr verhängnisvolle Bestimmung wurde über die beiden türkischen Provinzen Bosnien und Herzegowina getroffen. Ähnlich wie England betreffend Cypern erhielt nämlich Österreich den Auftrag, diese beiden Provinzen militärisch zu besetzen und zu verwalten. Diese beiden Provinzen waren von einer gemischten Bevölkerung bewohnt, von der etwa zwei Drittel dem serbischen Stamme angehörten.

Nach dem Berliner Vertrag behielt also die Türkei von ihrem gesamten Besitz auf dem europäischen Festland nur noch einen geringen Teil, nämlich Albanien längs des Adriatischen Meeres, Kosovo im Süden von Serbien, Mazedonien nördlich des Ägäischen Meeres und das Wilajet (Generalgouvernement) Adrianopel mit der Reichshauptstadt Konstantinopel.

Aber auch des ihr verbliebenen Restes sollte sie bis zum Ende ihrer europäischen Existenz nicht mehr froh werden.

Ein Blick auf die Karte ergibt, daß nach der Regelung des Berliner Kongresses der türkische Sandschak (Regierungsbezirk) Novibazar zwischen dem von Österreich besetzten Gebiete, der türkischen Provinz Kosovo, Serbien und Montenegro eingekeilt liegt, der die Verbindungen zwischen diesen nunmehr vom Türkenjoch befreiten beiden Fürstentümern beherrschte. Schon im Berliner Frieden hatte Österreich das Recht erhalten, in diesem Gebiete Militärstraßen anzulegen und militärische Besetzung zu halten. Am 21. April 1879 mußte sich die Pforte bereitfinden, in eine vollständige Besetzung dieses Regierungsbezirkes durch Österreich zu willigen, das also hierdurch unmittelbare militärische Verbindung mit der Türkei hatte und Serbien von Montenegro trennte.

Österreich galt fortan den Balkanslawen als Feind ihrer Zukunft. Es hatte zwei türkische Provinzen und einen Regierungsbezirk besetzt, welche von südslawischer, und zwar von überwiegend serbischer Bevölkerung bewohnt waren. Die Serben hatten nicht vergessen, daß ihr Volk einmal ein mächtiges Reich sein eigen genannt hatte, das um 1350 etwa zwei Drittel des Balkans umfaßt hatte. Serben wohnten außer in dem jetzt freien Fürstentum im Nordteil des den Türken verbliebenen Wilajets Kosovo, ferner in den österreichisch-ungarischen Kronländern Dalmatien und Kroatien. Insbesondere wurde es schmerzlich empfunden, daß der Berliner Vertrag den Serben die Umgegend von Prizrend und das Amselfeld vorenthielt. Hier hatten die Serben 1389 ihre Freiheit gegen die Türken zwar sieglos, aber ruhmvoll verteidigt. Hier hatten sie in einer zweiten berühmten Schlacht 1448 ihr Land gegen ungarische Neutralitätsverletzung verteidigt. Die Vergewaltigung der nationalen Ansprüche des Serbentums durch die Großmächte ließ eine tiefe Erbitterung im serbischen Volke zurück und entflammte seine Hoffnungen auf einstige Wieder-

vereinigung nur um so heftiger. Seitdem setzte eine in der Tiefe wühlende großserbische Agitation ein, welche sich gegen die Türkei, mit besonders heftigem Ingrimm aber gegen Österreich richtete und sechsunddreißig Jahre später in der Bluttat von Sarajevo den unmittelbaren Anstoß zum Ausbruch des Weltkrieges geben sollte. Die Proklamierung Serbiens zum Königreich 1882 war ein weiterer Schritt auf diesem Wege.

Aber nicht nur die Serben, auch die Bulgaren strebten nach der vollen Selbständigkeit und nach Vereinigung ihrer noch unter türkischer Herrschaft stehenden Volksgenossen. Der von dem nunmehr halbsouveränen Lande als Fürst gewählte, vom Sultan bestätigte Prinz Alexander von Battenberg arbeitete zunächst auf die Vereinigung des neugebildeten Ostrumelien mit Bulgarien hin; nach einem Aufstande erklärte er diese Vereinigung als vollzogen, nannte sich Fürst von Nord- und Südbulgarien, und die Türkei gab in ihrer Bedrängnis diesen Ansprüchen wenigstens teilweise nach, indem sie den Fürsten zum Gouverneur von Ostrumelien ernannte. Alexander, der es nicht verstanden hatte, sich mit Rußland, dem stillschweigend anerkannten Protektor des Balkanslawentums, zu stellen, wurde 1886 gestürzt. An seiner Stelle wurde 1887 Prinz Ferdinand von Koburg zum Fürsten gewählt und von der Türkei stillschweigend anerkannt.

Die tatsächliche Vereinigung von Nordbulgarien und Ostrumelien erweckte die Eifersucht Griechenlands. Nunmehr trat auch dieses Land mit Ansprüchen auf Gebietserweiterung hervor, die allerdings durch eine Intervention der Großmächte zum Schutze der Türkei vorläufig unterdrückt wurden.

Aber diese Großmächte selber schickten sich jetzt an, die Türkei wichtiger Besitzteile zu berauben.

1882 besetzte Frankreich die afrikanische Provinz Tunesien. Die Türkei wagte keinen Einspruch.

England seinerseits besetzte 1882 Ägypten unter dem Vorwande, die dort entstandenen Unruhen zu unterdrücken.

So war es gekommen, daß die Türkei allmählich immer mehr zum „kranken Mann" Europas geworden war, dessen endgültiges Absterben an vielen Stellen mit ebenso lebhafter Ungeduld erwartet wurde, wie dasjenige der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Es wird unserer Staatskunst häufig zum Vorwurf gemacht, daß sie uns keine anderen Bundesgenossen zu verschaffen gewußt habe, als — neben zwei unzuverlässigen Kantonisten, dem Italiener und dem Rumänen — die beiden „kranken Männer" Europas: Österreich-Ungarn und die Türkei. Ohne vorläufig zu dieser Kritik Stellung zu nehmen, werden wir nun zu betrachten haben, welche Erwägungen und Interessen Deutschland an die Seite der Türkei geführt haben.

7.

Es muß hier etwas vorgegriffen und auf die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands seit der Reichsgründung hingewiesen werden.

Bei der Verteilung der Welt zwischen den Großmächten, die sich in den Jahren der tiefsten Ohnmacht des Deutschtums vollzogen hatte, war Deutschland leer ausgegangen. Als das Deutsche Reich gegründet wurde, waren alle

Gebiete, welche der Besiedlung durch europäische Menschen in europäischen Lebensformen zugänglich sind, bereits in festen Händen. Das mächtige Anschwellen des deutschen Lebens, das die Folge der Reichsgründung geworden ist, lenkte die Blicke der deutschen Regierung auf das Gebiet zwischen dem Mittelländischen Meer und dem Persischen Golf. Westasien, die asiatischen Besitzungen der Türkei, die ältesten und ergiebigsten Kulturgebiete der Erde, waren unter türkischer Herrschaft einem tiefen Niedergang verfallen. Hier öffneten sich dem deutschen Unternehmungsgeiste fast unbegrenzte Aussichten. Diese Erwägungen wurden der Ausgangspunkt der deutschen Orientpolitik, welche im Projekt der Bagdadbahn ihren wirtschaftlichen Ausdruck fand.

Hier lag aber auch zugleich der Punkt, wo die Lebensinteressen Deutschlands zum ersten Male nicht nur auf dem Umwege über Österreich, sondern unmittelbar mit den Machtansprüchen Rußlands zusammenstießen.

Der Weg der geplanten Bagdadbahn führte von Berlin über Wien und Budapest und weiter über Konstantinopel, um sich auf dem asiatischen Gebiete der Türkei bis in die türkischen Provinzen Mesopotamien und Irak fortzusetzen und schließlich am Persischen Golf auf türkischem Gebiete zu enden. Die Durchführung des Bagdadbahnprojekts und die Erschließung seiner wirtschaftlichen Aussichten setzte also voraus das Weiterbestehen einer mit Deutschland verbündeten Türkei, welche den Besitz Konstantinopels als Hauptstadt behielt und die Meerengen, vor allem den Bosporus, beherrschte.

Diese Türkei aber stand den russischen Bestrebungen hinderlich im Wege, und zwar auf doppelte Weise.

Einmal war die Türkei, wie wir gesehen haben, noch immer die Herrin großer Provinzen, welche von christlicher und slawischer Bevölkerung bewohnt waren und deshalb von den nationalistischen Einheitsbestrebungen der Balkanvölker, Serbiens, Bulgariens und Griechenlands in Anspruch genommen wurden. Zur Vorkämpferin dieser Wünsche aber hatte, wie wir wissen, Rußland sich selbst bestellt. Mit den Bestrebungen des Panslawismus trat also Deutschland durch seine Orientpolitik als Freund der Türkei zum erstenmal in unmittelbaren Widerspruch, wie es als Verbündeter Österreichs auf mittelbarem Weg in einen Gegensatz zum Ausbreitungsbedürfnis Rußlands hineingezogen worden war.

Aber noch auf einem viel unmittelbareren Wege prallten deutsche und russische Interessen aufeinander infolge von Deutschlands Orientpolitik. Unter den Prätendenten auf den Nachlaß des „kranken Mannes" trat Rußland nicht nur als Vormacht der Balkanslawen, sondern auch in eigenem Namen auf.

Ein Blick auf die Karte lehrt erkennen, daß das gewaltige Russische Reich sehr ungünstig gestellt ist in bezug auf seine Zugänge zum Meere. Der einzige Weg, der ihm unmittelbar das freie Weltmeer eröffnet, ist das nördliche Eismeer. Aber seine Häfen sind vom wirtschaftlichen Mittelpunkte des Zarenreiches weit entfernt; das Weiße Meer, das den Zugang zum Hafen von Archangelsk öffnet, ist während der Wintermonate vereist. Die Nordostküste der Halbinsel Kola, die Murmanküste, ist zwar eisfrei, aber noch viel weiter von den Hauptstädten entlegen und entbehrte zudem der Bahnverbindungen, die ja im Frieden völlig unrentabel gewesen sein würden. Trotzdem wird diese unwirtliche, öde Küste im Weltkrieg ihre Rolle spielen.

Dagegen hatte das europäische Rußland auf Umwegen Zugang zum Weltmeer an folgenden Stellen:

Erstens hatte es auf dem Umwege durch seine asiatischen Besitzungen Anschluß an den Großen Ozean. Dieser Weg war durch das Riesenwerk der transsibirischen Bahn erschlossen worden. Sie war als Werkzeug der Eroberung des fernen Ostens gedacht. Ursprünglich war Wladiwostok als Endpunkt in Aussicht genommen und die Bahn ganz auf russischem Gebiete projektiert. Um aber den Weg durch die unwirtliche Amurprovinz zu ersparen, schloß Rußland 1896 mit China einen Vertrag, der ihm gestattete, die Bahn durch die nordchinesische Provinz der Mandschurei fortzusetzen. Zwei Jahre später wurde China genötigt, die Halbinsel Liaotung und den Hafen Port Arthur an Rußland abzutreten. Nun wurde das Projekt der sibirischen Bahn geändert: sie gabelte sich bei Charbin, durchzog in ihrem südlichen Teile die Mandschurei und mündete bei Port Arthur, während der nördliche Teil nach Wladiwostok ebenfalls durchgeführt wurde. Dieses Vordringen Rußlands in den „fernen Osten" ist später der Anlaß zum Russisch-Japanischen Kriege geworden.

Einen zweiten Ausgang zum Meere bot die Ostsee. Hier aber waren die skandinavischen Mächte Beherrscher der Meerengen, und Deutschland war namentlich seit Errichtung des Kaiser-Wilhelm-Kanals und Vermehrung seiner Flotte in der Lage, mit einem verhältnismäßig geringen Teile seiner Seemacht den Ausgang zu sperren.

Den dritten Durchlaß boten die Meerengen, welche die Grenze zwischen den asiatischen und europäischen Besitzungen des Osmanenreiches darstellten. Hier war Herrin der Lage die Türkei, und wenn auch Rußland seit 1871, wie bereits erwähnt, zum Halten einer Kriegsflotte auf dem Schwarzen Meer berechtigt war — die Türkei war jederzeit berechtigt und in der Lage, den Ausgang der Meerengen für die Durchfahrt von Kriegsschiffen zu schließen.

Dieser Zustand war einer der Hauptgründe, weswegen die russische Politik das Ziel der Gewinnung der Meerengen dauernd im Auge behielt. Aber dieses Streben selber war schon sehr alt. Seit Peter dem Großen hat Rußland immerfort die Türkei bekriegt in der Absicht, über kurz oder lang die Beherrschung der Meerengen zu erzwingen. Es wurde als Rußlands Mission bezeichnet, das Erbe des byzantinischen Kaisertums anzutreten und den Halbmond auf der Hagia Sophia durch das Kreuz zu ersetzen. Diese Vorstellung lebte tief im Herzen des russischen Volkes und „gab dem imperialistischen Zuge des russischen Strebens einen populären und ethisch-religiös beleuchteten Hintergrund".

Mit Vorstehendem sind die Gefahrenpunkte im Verhältnis Deutschlands zu seinem östlichen Nachbarn aufgezeichnet. Aus ihnen ergibt sich, daß die Quellen des späteren Zerwürfnisses mit Rußland, soweit sie aus dem Balkanproblem entspringen mußten, die folgenden sind:

Erstens: Deutschlands Bündnis mit Österreich, durch das Deutschland in die Gegensätze zwischen Österreich als dem Beherrscher eines großen Teiles der kleineren slawischen Völkerschaften einerseits und Rußland als deren angemaßtem Protektor andererseits hineingezogen wurde.

Zweitens: Deutschlands Orientpolitik, welche die Ausbreitung der deutschen Einflußsphäre in der Richtung nach Bagdad anstrebte.

Diese Gegensätze waren zum erstenmal ausgebrochen, als Bismarck 1878 auf dem Berliner Kongreß der Verwirklichung eines Teiles der russischen Ansprüche auf dem Balkan entgegengetreten war, und statt dessen Österreich durch den Auftrag zur Besetzung Bosniens und der Herzegowina auf dem eigentlichen Balkan Fuß zu fassen begonnen hatte.

Wie steht es nun mit der „Westorientierung"?

8.

Frankreich war unversöhnlich. In der Auswirkung des Berliner Kongresses hatte es in enge Freundschaftsbeziehungen zu Rußland treten können. Die einzige Großmacht also, die als Verbündete für Deutschland noch in Frage kam, war England! Wie ist es nun gekommen, daß wir auch zu England allmählich in das Verhältnis unversöhnlicher Feindschaft hineingeraten sind?

Während die Fragen, die uns in Gegensatz zu Rußland brachten, außerordentlich verwickelt sind, liegt der Fall Englands äußerst einfach für den, der England verstanden hat.

Alle anderen Völker der Erde begnügen sich mit dem Anspruch auf einen Anteil an der Erdoberfläche, der Engländer strebt schlechthin die Weltherrschaft an. Was ihm auf diesem Weg entgegentritt, muß gewärtigen, sich über kurz oder lang in einem Kampf auf Tod und Leben mit Britannien zu messen.

Ein Bündnis mit England war für Deutschland jederzeit zu haben, um einen ganz klar umschriebenen Preis: nämlich um den der vollständigen Unterordnung unter Englands Weltbeherrschungspläne. England, das Inselland, verfolgte seit Jahrhunderten eine ganz einfache, folgerichtige Politik. Es ließ die Völker des Kontinents in wütenden Bruderkämpfen einander zerfleischen, und soweit es sich überhaupt zur Mitwirkung in diesen Kämpfen genötigt sah, trat es gegen den zweifellos Stärkeren auf Seite des Schwächeren, dem es mit Geld und nur, wenn es durchaus unvermeidlich war, auch mit Blut half. Vor allem aber duldete es niemals die Entstehung einer größeren Seemacht. Wo eine solche sich bilden zu wollen schien, griff es sofort mit ungeheurer Energie ein und warf den Wettbewerber zu Boden. So hatte es die spanische Armada vernichtet, sich mit der aufstrebenden Seemacht der Niederländer in harten Kämpfen gemessen, Friedrich den Großen gegen die Welt seiner Feinde mit Subsidien unterstützt, Napoleons Streben nach Seeherrschaft bei Abukir und Trafalgar zurückgedämmt und schließlich seinen Untergang bei Waterloo besiegeln geholfen. Im Krimkrieg hatte es dem Streben Rußlands nach Vorherrschaft auf dem Balkan ein Halt geboten.

Seitdem war über England eine gewisse Lähmung der Befriedigung gekommen. Den Einigungskampf der Italiener und ihre Auseinandersetzung mit Österreich, den der Deutschen und ihre Auseinandersetzung mit Frankreich hatte es geschehen lassen, ohne einzugreifen. Es hatte nicht ahnen können, mit welch ungeheuerlicher Schnelligkeit das einstige Land der Denker und Dichter in die Reihe der Großmächte einrücken würde, daß es sieben Jahre nach seiner Gründung, 1878, sich bereits stark genug fühlen würde, um die Rolle des Schiedsrichters über Europa zu spielen, und sich schließlich sogar anschicken würde, sich zu einem Weltvolk aufzuschwingen.

Nur wenige Jahre später, 1885, mußte in England bereits eine parlamentarische Untersuchungskommission eingesetzt werden, um die Frage zu erörtern, wie es komme, daß England auf vielen Weltmärkten, auf denen es früher die Alleinherrschaft besessen habe, an Fremden, besonders an Amerikanern und Deutschen, starke Wettbewerber erhalten habe, ja selbst im eigenen Lande durch die deutsche Einfuhr bedroht werde.

Damals wurde bekanntlich als Abhilfsmittel das Handelsmarkengesetz geschaffen, dessen Stempel „Made in Germany" aber nicht die Ächtung, sondern im Gegenteil die volle Würdigung der deutschen Erzeugnisse herbeigeführt hat.

Auf die immer deutlicher sich aufdrängende Erkenntnis, daß England beginne, überwältigt zu werden, reagierte das englische Volk mit einer Bewegung, die für seine Größe ebenso kennzeichnend ist wie für seine Skrupel- und Hemmungslosigkeit. Es entstand die imperialistische Idee. Ihre Forderung war eine England und seine Kolonien umspannende Reichsorganisation, welche die Tochterländer Englands, die Dominions, zur Verteidigung, aber auch zur Mitregierung des Gesamtlandes heranziehen sollte. Zwar fanden einstweilen diese Bestrebungen keine Verwirklichung. Aber ihre Folge war der allmähliche Übergang Englands vom Freihandel zum Schutzzoll unter Einbeziehung seiner Kolonien. Und gerade aus dem Scheitern der Versuche, die wankende Weltherrschaft Englands auf friedlichem Wege durch Verfassungsänderung und Zusammenschluß mit den Kolonien zu stützen, erwuchs jener kriegerische Imperialismus, der Englands Kolonialmacht wieder auf die frühere Höhe erhob Seine ersten Auswirkungen waren jene zwei Kriege, durch welche sich England einen weiteren erheblichen Anteil an dem eben zur Verteilung unter die Weltvölker gelangenden Erdteil Afrika sicherte: der Krieg im Sudan von 1896 bis 1899 und der Burenkrieg von 1899 bis 1902. Die geistige Triebfeder dieser ganzen Entwicklung war Joe Chamberlain. Mit ihm wirkten in gleichem Sinne Cecil Rhodes und Lord Curzon, der Vizekönig von Indien. Dieser widmete sein Buch „Probleme des Ostens" allen denen, „die daran glauben, daß das britische Reich das durch die Vorsehung berufene größte Werkzeug zum Guten ist, das die Welt je gesehen hat".

Dieser Glaube, dieser Wille beseelte jenes England, das angesichts der Unmöglichkeit, ein Bündnis mit Rußland und mit Frankreich zu suchen, für Deutschland als Verbündeter in Europa einzig und allein noch in Betracht kam!

9.

Mit diesen Grundlinien ist die Lage umschrieben, in welche das Deutsche Reich durch seine Einigung hineingeraten war. Seine politischen und militärischen Notwendigkeiten verwiesen es auf ein Bündnis mit Österreich, seine wirtschaftlichen auf eine Stützung der Türkei. Und dabei waren diese beiden Reiche die „kranken Männer" Europas! Beide waren Staaten, die nicht auf Grund nationalen Zusammenschlusses blutsverwandter großer Völker entstanden waren, sondern noch alle Kennzeichen ihrer Zusammenraffung durch mittelalterliche Eroberungspolitik — zu der sich in dem „glücklichen Österreich" die Heiratspolitik gesellt hatte — an sich trugen. In denen also die Tendenzen der Zeit, die zum

Nationalstaat drängten, auf die Dauer unfehlbar als Sprengkörper wirken mußten. Ein gleiches galt allerdings auch für Rußland. Aber in diesem despotisch regierten Reiche schwelten die Freiheitssehnsüchte der unterjochten Völker erst nur in dumpfer Tiefe — vom übrigen Europa kaum erschaut.

Des Reichsgründers klares Auge hatte diese Gefahren erschaut. Er wußte, warum der „cauchemar des coalitions", der Alpdruck der Bündnisgefahr, ihm schlaflose Nächte bereitete. Hatte er doch selber es miterlebt, wie schon die erste Betätigung Deutschlands als gleichberechtigtes Glied in der Reihe der Großmächte, der Berliner Kongreß, Preußens alten Verbündeten, Rußland, von der Seite des Deutschen Reiches hinweggedrängt und in die Arme des Erbfeindes Frankreich getrieben hatte. Durch die Entwicklung Deutschlands zur Großmacht war der Gefahrpunkt erreicht — er mußte in dem Augenblick unfehlbar überschritten werden, wo Deutschland sich anschickte, zur Weltpolitik überzugehen. Denn alsbald mußte es sozusagen naturgesetzlich auch mit England in einen Gegensatz geraten. Und dann konnte es infolge der ganzen Überlieferung der englischen Politik und vollends infolge ihrer jüngsten imperialistischen Einstellung nur eine Frage der Zeit sein, wann die blutige Auseinandersetzung auf Leben und Tod stattfinden würde.

Zweites Kapitel

Weltpolitik?

1.

War der Übergang zur Weltpolitik für Deutschland eine Notwendigkeit? Die Waffen hatten dem Reiche die alte europäische Großmachtstellung zurückgewonnen. Und die Waffen sicherten sie zugleich. Unsere kriegerischen Erfolge „nahmen den Großmächten auf lange Zeit die Lust, uns den Platz im europäischen Kollegium wieder zu entreißen. Wenn uns dieser Platz auch ungern eingeräumt worden war, so ist er uns doch nahezu ein halbes Jahrhundert hindurch nicht ernstlich bestritten worden. Frankreich ausgenommen, hätte sich wohl alle Welt mit der Machtstellung Deutschlands allmählich befreundet, wenn unsere Entwicklung mit der Reichsgründung beendet gewesen wäre." (Bülow, Deutsche Politik, S. 7 f.)

Den Weg zur Weltpolitik hat uns nicht Ehrgeiz, Abenteuer- oder Eroberungssucht gewiesen. Was uns gebieterisch zwang, unsere Macht über die Grenzen unseres europäischen Kontinentalreiches hinaus auszubehnen, das war unsere wirtschaftliche Entwicklung.

Die Einigung des Reiches, der Zusammenschluß aller Deutschen zu gemeinsamer Friedensarbeit entfesselte eine aufgestaute Fülle von Kraft, die das grenzenlose Erstaunen nicht nur der Außenwelt, sondern der kundigen Beobachter deutschen Wesens im eigenen Hause hervorrief.

Und hier ist es angezeigt, auf eine Tatsache hinzuweisen, deren Tragweite den wenigsten Zeitgenossen, die sich nicht von Berufs wegen systematisch mit Beobachtung der Menschheitsentwicklung beschäftigen, voll zum Bewußtsein gekommen ist.

Die Wiedergeburt Deutschlands fällt zeitlich und auch ursächlich zusammen mit der größten wirtschaftlichen und moralischen Umwandlung, die seit dem Anbeginn des Entstehens einer Kulturmenschheit jemals über unser Geschlecht gekommen ist: mit dem Anbruch des Maschinenzeitalters.

Noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hatte die Menschheit einen wesentlich agrarischen Grundcharakter. Jedes Stück der für Menschen bewohnbaren Bezirke der Erde war mit höchstens so vielen Menschen besiedelt, als sich von den Feldfrüchten ernähren konnten, welche die Landwirtschaft auf eben diesem Abschnitt dem Boden abzuringen vermochte. Die zum Bedarf der Menschen dienenden Gebrauchsgüter wurden vom Handwerk, von der Hausindustrie und allenfalls in Werkstätten hergestellt, welche nur als sehr bescheidene Vorläufer des heutigen Begriffs der Fabrik angesprochen werden können. Aber in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatte der Engländer James Watt die moderne Dampfmaschine geschaffen. Ihr Siegeszug hat die Welt in einer Weise umgestaltet, die uns berechtigt, die Erfindung der Maschine als die größte Umwälzung zu bezeichnen, die jemals über die Menschheit gekommen ist. Den Betrachtern späterer Jahrhunderte wird diese Wandlung, in deren Auswirkung wir noch mitten drin stehen, als die gewaltigste aller Weltepochen erscheinen.

Die Maschine bewirkte den Aufschwung der Industrie, gewährte den Völkern die Möglichkeit, Massen von Gegenständen des menschlichen Gebrauches anzufertigen weit über den eigenen Bedarf hinaus. Die durch die Maschine ermöglichte neuzeitliche Entwicklung des der Bewegung von Menschen und Gütern zu Wasser und zu Lande dienenden Verkehrs ergänzte die Auswirkung der Industrie, indem sie den Austausch der Güter in einem nie geahnten Umfang herbeiführte und dadurch die Möglichkeit schuf, die erzielten Überschüsse an Industrieprodukten gegen Nahrungsmittel und Rohstoffe für neue Fabrikation einzutauschen. Hierdurch entstand die weitere Möglichkeit, auf einem bestimmten Abschnitt der Erdoberfläche weit mehr Menschen anzusiedeln und zu ernähren, als der Boden aus eigenen landwirtschaftlichen Erzeugungskräften hätte versorgen können.

Zugleich ist die Maschine die Mutter des modernen Kapitalismus auf der einen Seite, des Proletariats auf der anderen Seite. Das bedeutet eine völlige Verschiebung aller Grundlagen des menschlichen Lebens, wie sie so tief eingreifend im Laufe der Menschheitsgeschichte niemals auch nur annähernd zu verzeichnen ist. Die schauerliche Unruhe, die Gärung und Umwälzung, welche der Beginn des Maschinenzeitalters in die Menschheit hineingetragen hat, ist letzten Endes die Hauptursache für den Ausbruch des Weltkrieges, der bestimmende Faktor für seinen Verlauf und der innere Grund, weshalb auch nach dem Abschluß des gewaltigen Völkerringens an eine Wiederherstellung des seelischen, wirtschaftlichen, politischen Gleichgewichtszustandes noch für endlose Jahrzehnte nicht zu denken ist.

Im augenblicklichen Zusammenhang unserer Betrachtung ist darauf hinzuweisen, daß Deutschland noch 1871 bei der Reichsgründung ein überwiegend ackerbautreibendes Land war.

Deutschlands Bevölkerung hatte sich allerdings schon vor der Reichsgründung derartig vermehrt, daß bei der damaligen Lage der Ernährungsmöglichkeiten unser Vaterland nicht in der Lage war, alle seine Kinder auf eigenem Grund und Boden zu erhalten. Infolgedessen erlitt das deutsche Volkstum einen beständigen Verlust durch die Auswanderung.

Die offensichtliche Folge der Reichsgründung war nun ein ungeheurer Aufschwung der Industrie und des Handels in Deutschland. Dieser schuf die Möglichkeit, durch Austausch industrieller Ausfuhrartikel gegen Einfuhr von Nahrungsmitteln einen weit höheren Teil von Menschen auf deutschem Boden zu versorgen, als dies der deutschen Landwirtschaft — obwohl auch sie ihre Methoden und die Intensität ihres Betriebes stetig verbesserte — möglich gewesen wäre. Zugleich wurden so die Voraussetzungen geschaffen für das Entstehen einer immer mehr anschwellenden Schicht von Menschen, welche an den Produktionsmitteln, also am Grund und Boden und den für landwirtschaftliche und gewerbliche Erzeugung bestimmten Anlagen keinen Eigentumsanteil hatten — jener Bevölkerungsklasse, die sich heute als „Proletariat" zu bezeichnen pflegt. Es mag hier nur kurz angedeutet werden, welch ungeheure Gefahren für den Bestand des Staates, ja vielleicht für die Kultur der Menschheit durch diese Entwicklung bedingt worden sind. Der Proletarier braucht sich in der Zahl der Kinder keinerlei Beschränkung aufzuerlegen, denn seine Nachkommen werden schnell wirtschaftlich selbständig, dafür allerdings auch schon früh der erzieherischen Einwirkung des Elternhauses entrückt und einer ungehüteten Weiterentwicklung überlassen. Sie wachsen, wie die Eltern, in eine wirtschaftliche Abhängigkeit hinein, welche sie selber als „Lohnsklaverei" empfinden. Ihre Betätigung im Riesenprozeß der modernen Fabrikation entrückt sie dem Verständnis für das Ganze des Produktionsprozesses und verweist sie auf geistlose, fast maschinenmäßige, ewig sich wiederholende Verrichtungen winziger Teilhandlungen; dadurch erscheint ihnen ihre Arbeit nicht als befriedigender und ausfüllender Lebensinhalt, sondern als harte, freudlose Daseinsfron. Der Eigentümer der Produktionsmittel aber, der Kapitalist, erscheint ihnen nicht als das, was er tatsächlich ist, nämlich als der geistige Leiter des Produktionsprozesses und zugleich der Träger des gesamten Risikos, sondern als Nichtstuer. Die gehobene Lebenshaltung, welche ihm der verhältnismäßig geringe Anteil gewährt, den er sich vom wirtschaftlichen Ergebnis der gesamten Produktion im voraus sichert, läßt ihn als „Ausbeuter und Blutsauger" erscheinen. So wird der Industriearbeiter das Opfer einer tiefgehenden Unzufriedenheit und Verbitterung, die ihn gar zu leicht für Theorien empfänglich macht, welche den Aufbau der Gesellschaft auf kapitalistischer Grundlage als verfehlt und verbesserungsbedürftig hinstellen. Von der Annahme solcher Theorien bis zum Versuch ihrer praktischen Durchführung ist nur ein Schritt. Und jeder derartige Versuch erhält seinen gefährlichen Charakter durch die Wucht der Masse, welche die Gesamtheit der vom gleichen Lose bedrückten Schicksalsgenossen darstellt, und die, zur Tat gereizt, gar zu leicht zur Gewalttat greift.

Diese Verhältnisse haben die Gesamtheit der im gleichen Staatsverband, auf gleichem Grund und Boden zusammenarbeitenden Menschen in zwei durch Abgründe des Empfindens so gut wie durch aufreizende Verschiedenheit der Lebensführung, der Möglichkeiten zum Lebensgenuß getrennte Klassen zerspalten. Dieser Gegensatz zwingt dem Staate die außerordentlich undankbare Rolle des Vermittlers auf. Gelingt es dem Staate nicht, in den Massen das Gefühl der Unbefriedigtheit und des Übervorteilt- und Unterdrücktwerdens zur Erkenntnis der unerbittlichen Notwendigkeiten des menschlichen Zusammenlebens umzuwandeln, dann richtet sich die Feindschaft der „Enterbten" nicht nur gegen die Oberklasse, sondern zugleich gegen den Staat, den sie als Beschützer ihrer „Unterdrücker", als Klassenstaat, als Feind empfinden.

Diese inneren Gefahren bedrohten keinen Staat von vornherein empfindlicher als gerade das aufstrebende und innerlich noch nicht „fertig gewordene" Deutsche Reich. Für die äußere Politik Deutschlands aber wurde schon die Tatsache von Bedeutung, daß die stürmische Aufwärtsentwicklung seiner industriellen Schaffenskraft ein vordem nie beobachtetes Anschwellen seiner Bevölkerungsziffer zur Folge hatte. Es war die bekannte Schraube ohne Ende. Die Industrialisierung brachte die Möglichkeit eines nie zuvor erahnten Bevölkerungszuwachses. Aber eben dieser Zuwachs steigerte beständig die Notwendigkeit der Industrialisierung. Und diese hinwiederum bedurfte der Rohstoffe. Um nun ihren Bezug sicherzustellen, bedurfte Deutschland des Besitzes unbesiedelter Gebiete, welche solche Rohstoffe besaßen — also der Kolonien. Und für den Absatz seiner überschüssigen Industrieprodukte bedurfte es der Märkte in aller Welt.

Solange das alles nicht erreicht war, flutete auch nach der Reichsgründung alljährlich ein Strom deutscher Auswanderer über Deutschlands Grenzen und ergoß sich über die ganze bewohnte Erde. Auch in anderen Ländern war dies der Fall. Aber alle Großmächte, die in gleicher Lage waren, hatten schon seit langem für ihre ausgewanderten Landeskinder Vorsorge getroffen. Sie hatten sich in fernen Ländern Gebiete gesichert, in denen jene die Heimat wiederfanden und darum der heimischen Kultur erhalten blieben. Deutschland war bei der Verteilung der Erde zu spät gekommen. Nur Afrika, der für europäische Besiedlung am wenigsten geeignete Erdteil, war noch unverteilt, als das Deutsche Reich in die Lage kam, für seine auswandernden Landeskinder Fürsorge treffen zu müssen.

Durch diese Entwicklung der inneren Verhältnisse wurde die deutsche Politik aus der Enge Europas hinausgetrieben in die weite Welt. „Die durch die staatliche Wiedergeburt verjüngten Kräfte der Nation haben in ihrem Wachstum die Grenzen der alten Heimat gesprengt, und die Politik folgte den neuen nationalen Interessen und Bedürfnissen."

Im Jahre 1871 hatte das neue Deutschland einundvierzig Millionen Einwohner. Bei Ausbruch des Weltkrieges zählte es achtundsechzig Millionen. Im Jahre 1883 wanderten noch etwa 173 000 Menschen aus, 1892 waren es noch 116 000, 1898 nur 22 000, und diese winzige Durchschnittsziffer blieb sich bis zum Ausbruch des Weltkrieges gleich. „Es konnte Deutschland also im Jahre 1883 einer um 22 Millionen geringeren Menschenzahl weniger gute Existenzbedingung gewähren als 1914 seinen 68 Millionen Reichsangehörigen." (Bülow,

S. 12.) Aber auch der Deutsche, den es jetzt noch in die Fremde zog, wußte, wohin er sich zu wenden hatte, wenn er in fernen Landen die Heimat wiederfinden wollte.

Wie hat dies Ziel erreicht werden können? Durch Deutschlands Eintritt in die Weltpolitik. Wir wurden ein **Welthandelsvolk** und ein **Kolonialvolk**.

2.

Mit großer Vorsicht hat Bismarck Deutschlands Kolonialpolitik in die Wege geleitet. Er wollte nicht, daß das Ausgreifen Deutschlands über seine Grenzen hinaus ihm das künstliche Gewebe zerrisse, das ihm durch eineinhalb Jahrzehnte ermöglicht hatte, sich ohne Krieg zwischen unseren eifersüchtigen Nachbarn zu halten.

1884 wurde von Togo und Kamerun Besitz ergriffen. 1883 bis 1885 wurde Südwestafrika durch ein Bremer Handelshaus erworben und unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt. 1885 wurde Ostafrika erworben, zunächst ebenfalls für eine Privathandelsgesellschaft. 1890 ging die Verwaltung des Landgebietes der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft an das Reich über. Dabei war Bismarck sorgsam bestrebt, einem Zusammenstoß mit England auszuweichen. Sein Nachfolger Caprivi war nicht weniger behutsam. Unter seiner Reichskanzlerschaft kam der berühmte Vertrag zustande, in welchem Deutschland von England Helgoland erwarb und einige unbedeutende Abfindungen in Ostafrika erhielt, wogegen England Sansibar und Witu-Uganda einstrich („eine Badewanne für zwei Königreiche!" [Karl Peters.]) Caprivi war überhaupt allem Kolonialstreben abhold und lehnte weitere Erwerbungen ab zu einer Zeit, wo Engländer und Franzosen um die Wette Gebiete in Besitz nahmen. Es läßt sich also keinesfalls behaupten, daß der Erwerb unserer Kolonien es gewesen sei, der Englands Eifersucht heraufbeschworen und den Zusammenstoß unvermeidlich gemacht habe.

Das geschah vielmehr durch unsere Entwicklung zum **Welthandelsvolk**. Und diese hat sich in der Tat in einem unerhört stürmischen Tempo und in einer Ausdehnung vollzogen, die Englands Befürchtungen durchaus gerechtfertigt erscheinen läßt. 1913 führte das Deutsche Reich für 22,5 Milliarden Waren aus und war hinter Großbritannien (27 Milliarden) die zweite Handelsmacht der Welt. Die Vereinigten Staaten nahmen mit 17 Milliarden erst die dritte Stelle ein!

Deutschlands stürmische wirtschaftliche Entwicklung also war es, welche seine Stellung zu den übrigen Großmächten, insbesondere aber zu dem meerbeherrschenden England veränderte. Deutschland war aber nicht nur gefährlich, es war auch „zur See verwundbar" geworden. Unser neues Wirtschaftsleben schien gebieterisch nach einer auf eigener Macht begründeten **Sicherung** unserer Bewegungsfreiheit auf dem Meer und in der Welt zu verlangen. Mit einem Worte: deutsche Kolonien und deutscher Welthandel verlangten zu ihrem Schutze gebieterisch **nach einer starken Flotte**.

Es stand in den Sternen geschrieben, daß die Verwirklichung dieser Forderung uns über kurz oder lang zum Waffengang auf Leben und Tod mit England

widereinander führen müsse. Schon Bismarck hatte das klar erkannt. 1898, zur Zeit, als die deutsche Flotte kaum über schüchterne Anfänge hinausgewachsen war, hat er es ausgesprochen, daß das einzige ihm bekannte Mittel, dauernd in guten Beziehungen zu England zu bleiben, „nicht gut verwendbar" sei. Es bestehe nämlich darin, „unserer deutschen Industrie einen Zaum anzulegen". Oder wie Bülow es ausdrückt (S. 15): „Wenn wir nicht rechtzeitig für den Schutz unseres kostbaren und unentbehrlichen Besitzes sorgen, werden wir der Gefahr ausgesetzt, eines Tages wehrlos mit ansehen zu müssen, wie er uns für alle Zukunft wieder genommen wird." So war der Bau einer zum Schutz unserer überseeischen Interessen ausreichenden Flotte eine Lebensfrage unseres Volkes geworden.

Wir haben hier eine Kette von Ursachen und Wirkungen vor uns, die sich lückenlos zusammenschließt: Industrialisierung Deutschlands — Entwicklung zum Kolonial- und Welthandelsvolk — Bau unserer starken Kriegsflotte — Weltkrieg.

Mit der Gewalt eines Naturereignisses hat sich diese Schicksalsfolge an unserem Volke vollzogen. In ihr ist die deutsche Tragödie der blutigen jüngsten Vergangenheit, der grauenvollen Gegenwart und der wolkenverhangenen Zukunft als unentrinnbares Verhängnis beschlossen.

Als unentrinnbares? Der Leser wird fragen: wofür hatten wir denn eine Staatsleitung, wenn sie alle diese Dinge voraussah, ihre tragische Folgerichtigkeit von vornherein überschaute und uns trotzdem diesen Pfad führte, der in den Abgrund leiten mußte?

Es ist natürlich heute, wo die unglückselige Entwicklung ihren Weg gegangen ist, sehr leicht, an der Staatsleitung Kritik zu üben. Erheblich schwieriger ist die Frage zu beantworten, welche Mittel hätten angewandt werden können, um den schicksalsmäßigen Ablauf dieser Entwicklung auf andere Bahnen zu lenken. „Immerhin," meint Heinrich Friedjung, der Historiker des Zeitalters des Imperialismus, „liegt die Frage nahe, ob das Deutsche Reich nicht besser getan haben würde, mit größerem Bedacht in die Weltpolitik einzutreten. Gewiß ist, daß Bismarck, wenn er länger in der Macht geblieben wäre, gebremst und den Druck nach Osten (Kleinasien!) wie über das Weltmeer weise im Zaume gehalten hätte." Aber Bismarck wurde vor der Zeit ausgeschaltet.

3.

Wenn einem Volk ein Schicksalsweg bestimmt ist, der aufwärts führt, so stellt sich über kurz oder lang die Persönlichkeit ein, welche für die Epoche und ihren Verlauf repräsentativ ist. So verkörpert sich der langersehnte, aber erst spät, zu spät noch mit unvergleichlicher Großartigkeit sich vollziehende Zusammenschluß unseres Volkes zur Einheit in dem Namen Bismarck. So wird der junge, allzu junge Aufschwung unseres Volkes aber auch sein jäher, allzu jäher Zusammenbruch für alle Ewigkeit an den Namen und die Person Wilhelms II. gekettet bleiben.

Noch lebt der Mann, dessen Gestalt vielleicht die tragischste Figur der Weltgeschichte ist. Und dem Erzähler seines Schicksals bebt die Hand, wenn er sich anschickt, über einen Fürsten zu urteilen, dem er selber einst den Fahneneid

geleistet hat, dem er während einiger Monate des Weltkrieges persönlich nähergetreten ist, unter dessen Fahnen er gekämpft und geblutet hat. Aber indem ich mich unterfange, dem deutschen Volke die Geschichte seines Kampfes und seiner Niederlage zu erzählen, bleibt es mir nicht erspart, meine Auffassung vom Wert und von der Bedeutung dieses Mannes auszusprechen — mit jener Ehrerbietung, die sich aus den angedeuteten Zusammenhängen ohne weiteres ergibt, mit der Rücksichtnahme, die einer Königsstirn gebührt, auf der statt des leuchtendsten Diadems der Weltgeschichte heute die Dornenkrone ruht — aber auch mit all der Offenheit, die der Dichter, der nicht Dichtung, sondern Geschichte schreiben will, seiner Leserschaft schuldig ist. Vor Mißdeutung hoffe ich sicher zu sein. Ich habe es niemals nötig gehabt, einem Großen der Erde nachzulaufen. Meine Beziehungen zu der Person des Kaisers sind ohne mein Zutun entstanden. Es ist das erstemal, daß ich an dieser Stelle ihrer eine schriftliche Erwähnung tue. Ich gedenke von meinen Eindrücken und Auffassungen, zu denen ich in langer und zurückgezogener Geistesarbeit, in blutigen Kämpfen mit teuren Erinnerungen mich durchgerungen habe, hier Zeugnis abzulegen ohne Menschenfurcht, niemand zuliebe und niemand zuleide, nur zur Steuer der Wahrheit.

Wilhelm II. ist eine der außerordentlichsten Erscheinungen, die jemals einen Fürstenthron bestiegen haben. Durch den frühen Tod seines Vaters zwar schon in den Mannesjahren, aber dennoch angesichts der ungeheuren Aufgabe seines Lebens zu früh auf den Kaiserthron des Deutschen Reiches berufen, zeigte er sich ausgerüstet mit hohen Gaben des Geistes und des Charakters. In ihm lebte ein reiner Wille, das unvergleichliche Vermächtnis an Liebe und Verehrung, welches die Erfolge und die Persönlichkeit seines Großvaters auf sein Haus und sein Haupt versammelt hatten, für die Wohlfahrt und den Aufstieg seines Volkes nutzbar zu machen. Die Frömmigkeit, der unbeirrbare Glaube an den Gott der Bibel, die er zur Schau trug, war ihm nicht ein Schaustück, sondern der innerste Grund seines Wesens. Aus ihr leitete sich jener mystische Glaube an die Erhabenheit seines kaiserlichen Amtes, an die Würde der Königs- und Kaiserkrone, an die Mission seines Hauses und seiner Person ab, der ihn zu erstaunlichen Leistungen für sein Volk befähigte und ihn durch eine dreißigjährige Regierungszeit zur meistbeachteten Gestalt seiner Zeit machte. Er war umstrahlt von einem Zauber der Persönlichkeit, dem sich meines Wissens niemand hat entziehen können, der ihm nähertreten konnte. Eine aktive Güte, ein Drang, Freude und Sonne auszuspenden war der Grundzug seines Wesens. Seine Bildung war nicht tief, aber weitumfassend. Ein beispiellos treues Gedächtnis unterstützte ihn bei all seinem Wirken in einer oft geradezu verblüffenden Frische und Ausgiebigkeit. Aber über alles andere war ihm als Erbteil seines Hauses das hohe Pflichtgefühl eigen, das alle seine Handlungen unter den leitenden Vorsatz stellte, nach dem Vorbilde des von ihm am meisten verehrten Fürsten seines Hauses „der erste Diener seines Staates“ sein zu wollen. Und nichts ist lächerlicher als die gemeine und abstoßende Verleumdung unserer Feinde, die ihn vor der ganzen Welt als einen Kriegstreiber ausgeschrien haben. Keine Regung war in ihm stärker als der Wunsch, „der Friedenskaiser“ zu sein und bis an sein Lebensende zu bleiben. Wie er in seiner äußeren Politik stets aufs innigste bemüht gewesen ist, seinem Volke den Frieden zu erhalten, so war es auch seine große Sehnsucht,

die sozialen und politischen Gegensätze im Innern zu versöhnen und zumal die Massen des arbeitenden Volkes dem Staatsgedanken, wie er ihn verstand, zu gewinnen — der „Arbeiterkaiser" zu werden.

Aber diesen hohen Werten seiner Persönlichkeit standen andere Eigenschaften zur Seite, die in der Endwirkung sich als die stärkeren erwiesen und die positiven Eigenschaften seines Wesens überwuchert haben.

Der allgemeine Zug der Zeit, die der Epoche anhaftende Materialisierung hatte auch ihn erfaßt. Der allzu schnelle Aufschwung, den das deutsche Volk nach Erringung seiner Einigung genommen hatte, war die Ursache einer immer steigenden Veräußerlichung der ganzen Lebensauffassung und Lebensführung der Deutschen geworden. Das gab ihnen den Zug von Emporkömmlingstum, der die Träger älterer, beruhigter Kulturen, die Vertreter eines durch Jahrhunderte entwickelten Nationalreichtums so fremdartig und widerwärtig anmutete. Wie Preußen, so hatte sich ganz Deutschland „emporgehungert". Nun schwamm es plötzlich im Überfluß. Die enge, karge altpreußische Sparsamkeit wurde allzu rasch abgestreift, und ein Hang zu pomphafter Selbstdarstellung und unverhaltener Bejahung des eigenen Wertes, der eigenen Tüchtigkeit und der eigenen Erfolge machte sich allzu schnell breit. Und diesem Zuge der neudeutschen Gesinnung hat Wilhelm II. sich nicht verschließen können.

Man tut dem Kaiser unrecht, wenn man ihm nachsagt, er habe die Gefahren, welche die Lage Deutschlands nach der Reichsgründung innerhalb der Völkerwelt wie im eigenen Hause kennzeichnen, nicht erkannt oder nicht erkennen wollen. Die Urteile aller der Männer, die ihm an führender Stelle nahegestanden haben, geben übereinstimmend das Bild, daß der Kaiser keineswegs blind war vor der Gegenwart und ihren Beklemmungen. Ich verweise auf Bethmanns Urteil, S. 12: „Der Kaiser stand tief unter dem Eindruck unserer Umklammerung. Wenn er von Zeit zu Zeit in temperamentvollen Äußerungen die starke Weltstellung Deutschlands feierte, so leitete ihn doch nur der Wunsch, die Nation, deren ungeahnter Aufschwung ihn mit selbstbewußtem Stolz erfüllte, zu immer neuer Steigerung anzuspornen und den Alltag mit dem Drang seiner enthusiastischen Natur zu beflügeln. Stark und wahrhaft wollte er sein. Daß diese Arbeit und dieser Friede durch die uns umlauernden Gefahren nicht zerstört würden, war seine unablässige Sorge." Aber in diesem Urteil eines der klügsten unter des Kaisers Beratern ist auch bereits auf die Quelle seiner Fehler hingewiesen. Das Wort vom „Romantiker auf dem Thron", das David Friedrich Strauß auf Friedrich Wilhelm IV. geprägt hat, paßte auch auf Wilhelm II. In seltsamer Weise mischte sich in seinem Wesen der klare Blick für die Wirklichkeiten des Gegenwartslebens mit einem Hang zur Schwärmerei und Phantastik, der jene Klarheit nur zu oft trübte. Die ungeheure Wucht des nationalen Auftriebs, welche die Folge der deutschen Siege gewesen war, hatte in den Deutschen des neuen Reiches einen verhängnisvollen Hang zur Selbstverherrlichung und Selbstüberschätzung wachgerufen. Geibels berühmtes Wort aus dem Jahre 1861: „Und es mag an deutschem Wesen noch einmal die Welt genesen" und nicht minder der Kehrreim eines unserer Nationallieder „Deutschland, Deutschland über alles" waren zwei an sich keineswegs überhebend gemeinte Ausdrücke dichterischen Glaubens an die Berechtigung und zukunfts-

trächtige Stärke deutschen Wesens; sie haben aber auf die Deutschen vielfach im Sinne einer an Selbstvergötterung streifenden Überbewertung deutscher Art gewirkt, die auch der Auffassung des Kaisers nicht fremd geblieben ist.

Das Bewußtsein, der oberste Kriegsherr des stärksten Heeres der Welt und der Schöpfer unserer mächtig aufwachsenden Flotte zu sein, verführte den Kaiser ebenso wie den Generalstab und das Offizierkorps der deutschen Wehrmacht zu einer Verkennung der militärischen Kräfte und Leistungsfähigkeit der anderen Großmächte, welche dazu beigetragen hat, mancher seiner öffentlichen Äußerungen jenen herausfordernden Ton zu verleihen, der von unseren Widersachern draußen in der Welt als Ausdruck kriegerischer und eroberungslustiger Gesinnung aufgefaßt und angeschwärzt wurde. Inmitten des militärischen und höfischen Glanzes, mit dem er sich zu umgeben liebte, verlor er doch wohl zuweilen die volle Klarheit der Erkenntnis all der furchtbaren Gefahren, in die unser junger Aufschwung uns hineingestürzt hatte.

Diese Umnebelung seines Urteils wirkte auch auf seine Auffassung von der innerpolitischen Lage der Monarchie und den Wünschen und Zielen des zahlenmäßig weitaus größten Teiles seines Volkes zurück. Seine berühmten Worte von den „Nörglern, die den Staub von ihren Pantoffeln schütteln sollten" — von den „Schwarzsehern, die er nicht dulden wolle" — seine Drohung, denjenigen, der ihn entgegentreten würde, „zu zerschmettern" — und schließlich das unglückseligste und verhängnisvollste seiner Worte, das die Sozialdemokraten als „vaterlandslose Gesellen" brandmarkte — erklären sich aus dem mangelnden Verständnis nicht nur für die verfassungsmäßige Stellung des Kaisertums innerhalb des Aufbaues des Reiches, sondern auch für die Grundrichtung der Zeit. Vom alten Obrigkeitsstaat hinweg drängte die Entwicklung zu einer Gestaltung des staatlichen Zusammenlebens, welche der Volksgesamtheit eine Möglichkeit der Einwirkung auf die Leitung der Staatsgeschäfte nach innen und außen gewähren sollte, nachhaltiger, als sie ihr bisher durch die Reichsverfassung und namentlich durch die Verfassung des führenden deutschen Staates mit ihrem Dreiklassenwahlrecht eingeräumt worden war. In dem Kampfe der Linksparteien, insbesondere der Sozialdemokratie, erblickte er nicht zuletzt unter dem Einfluß seiner fast ausschließlich aus dem Kreise des hohen und niederen Adels zusammengesetzten Umgebung statt der Absicht, „unser politisches Leben den veränderten politisch-ökonomischen Entwicklungstendenzen der Welt anzupassen" (Bethmann), gar zu gern eine Empörung gegen gottgesetzte und unabänderliche Weltordnungen.

Diese unzweifelhafte Verblendung des Kaisers gegenüber dem Wandel der Zeit hat sich auf die gesamte Staatsleitung unter seiner Herrschaft übertragen. Nicht zuletzt hat sie auch auf das Offizierkorps gewirkt. Nur schlagwortartig erinnere ich hier an die Bevorzugung des Adels in der Armee, an die Aufrechterhaltung „vornehmer" Regimenter bis zur Sonderstellung des Gardekorps hinauf, an die Überschätzung der reitenden Waffen vor der Infanterie, die andererseits wieder zur Geringschätzung der technischen Waffen und vollends der „Hilfswaffen" geführt hat, an die scharfe Absonderung des Offizierkorps vom „Zivil", welche die Schuld an einer gewissen Stagnation des geistigen Lebens im Offizierkorps trug, endlich und hauptsächlich an die starre Festhaltung des Grundsatzes

einer tiefen Kluft zwischen dem Offizierkorps und den „Mannschaften". Alle diese Dinge sind im Weltkriege vielfach in geradezu katastrophaler Weise zur Geltung gekommen. Aber eben darum, weil Wilhelm II. sich in so hervorragender Weise um die Erziehung des Heeres zur Schlagfertigkeit gemüht hat, darum wird man ihn auch für die — gewiß neben der ungeheuren Leistung unseres Heeres verhältnismäßig nebensächlichen, aber doch an der schließlichen Abwärtsentwicklung unserer Heeresmacht keineswegs unbeteiligten — Fehler in dem Aufbau und Geist unseres Heeres verantwortlich machen müssen.

Zusammenfassend muß gesagt werden, daß Ludendorff den Nagel auf den Kopf getroffen hat, wenn er vom Kaiser behauptet, „daß er in seinem Wesen den Typus eines Deutschen nachbismarckscher Zeit darstellte". Hierin liegt das Urteil über Wilhelm II. — aber auch zugleich seine volle Erklärung und Entschuldigung. Keiner von uns hat das Recht, einen Herrscher zu verdammen, der nicht groß genug war, seiner Zeit als Führer zu neuen Daseinsmöglichkeiten voranzugehen — der vielmehr in Vorzügen und Schwächen den Inbegriff der Volksgenossen seiner Zeit verkörperte.

4.

Als Kaiser Wilhelm II. die Herrschaft antrat, befand sich unser Volk in vollem wirtschaftlichem Aufstieg, über dem die Fortentwicklung unserer inneren Geschlossenheit versäumt worden war. Nach außen von mächtigen Nachbarn umstellt, durch Bündnisse an einen seiner langsamen Auflösung entgegengehenden und an einen unerprobten, unzuverlässigen Verbündeten gekettet, durch wirtschaftliche Interessen verpflichtet, eine zweite absterbende Macht vor dem völligen Zusammenbruch zu schützen. Im Innern Kämpfe und Gärung, unausgeglichene Gegensätze der Weltanschauung und der wirtschaftlichen Interessen, zu denen die historischen Gegensätze der Bekenntnisse, die Spaltung zwischen Nord und Süd, der Gegensatz zwischen Industrie und Landwirtschaft, Stadt- und Landbevölkerung teils in unverminderter Stärke fortbestanden, teils gar sich verschärften.

Daß die innerpolitischen Verhältnisse während der Regierungszeit Wilhelms II. in keiner Weise zur Gesundung geführt worden sind, ist allbekannt. Es ist auf diesem Gebiet auch nichts geschehen. Eine Weiterentwicklung der Verfassung ist nicht einmal versucht worden. Vor allem aber ist die größte aller politischen Aufgaben, die Versöhnung der Industriearbeiter mit dem Staate, den sie mit ihrem Blute zu verteidigen haben würden, zwar versucht worden, aber nicht gelungen. Der Versuch beschränkte sich auf die Fürsorge für die materielle Lage der Arbeiterschaft und hat auf diesem Gebiete Mustergültiges und für die ganze Welt Vorbildliches geschaffen. Daß der Kampf, den diese neue Gesellschaftsschicht auf ihre Fahnen geschrieben hatte, auch tiefgreifende Sehnsüchte und Wünsche ideeller Natur umschloß, wurde verkannt und blieb völlig unberücksichtigt.

Eine einzige überlebende Gestalt ragte aus den herrlichen Zeiten der Erfüllung jahrtausendalter Träume der Nation in die Gegenwart hinüber. Noch lebte und wirkte Bismarck, aber alsbald fiel auf den Glanz der Gegenwart ein erster gespenstischer Schatten: die Entlassung des Reichskanzlers.

Drittes Kapitel

Die Einkreisung

1.

Von nun an wird die Darstellung der Vorgeschichte des Krieges sich knapperer Zusammendrängung befleißigen müssen. Die Tatsachen, welche zum Ausbruch des Krieges geführt haben, sind in aller Gedächtnis und sollen hier nur in ihren wesentlichsten Grundzügen noch einmal zusammengefaßt werden.

In der äußeren Politik stand das Wilhelminische Zeitalter unter dem Druck der Notwendigkeiten der märchenhaften Entwicklung des deutschen Volkes, der es zwang, seine Anerkennung im Kreise der Wettbewerber unter den Nationen zu sichern. Ebensowenig als der Kaiser selber hat die Regierung des Reiches die Gefahren der Weltlage verkannt. Die ganze außenpolitische Geschichte der Jahre von 1888 bis 1914 stellt eine ununterbrochene Kette von Versuchen dar, mit den mißgünstig gesinnten drei Nachbarmächten England, Rußland und Frankreich zu einer Verständigung zu kommen. Daß die Folgen dieser Bemühung fruchtlos bleiben mußten — das eben war Deutschlands tragisches Schicksal.

Nicht zuletzt wurde Rußland zur selben Zeit, wo es sich immer deutlicher in Frankreichs Gefolgschaft begab, mit beständigen Aufmerksamkeiten und Liebesdiensten umworben. Den Dank hat es im Weltkrieg abgestattet. Wir aber bekamen zu unseren Feinden in der Nähe dank unserer Freundschaft für Rußland auch noch in weiter Ferne einen zähen, rachsüchtigen Gegner, der es verstand, seiner Stunde zu warten: Japan.

Das Inselreich im fernen Osten war durch die jähe Modernisierung, der es sich seit 1868 unterzogen hatte, zu einem staatlichen und wirtschaftlichen Aufschwung ohnegleichen gelangt. In plötzlichem Ausdehnungsbedürfnis hatte es sich 1894 auf China gestürzt. Deutsche Lehrmeister, vor allem der preußische General Meckel, hatten ihm dazu das Schwert geschärft. Die Chinesen wurden überrannt, die Halbinsel Liaotung, welche die Zufahrt nach Peking von Norden her eröffnete, und ihr Haupthafen Port Arthur fielen in die Hände der Japaner. China mußte 1895 den demütigenden Frieden von Shimonoseki schließen.

Das erregte die Eifersucht Rußlands, das selber längst in Ostasien die Zukunft erblickte. Es griff zugunsten Chinas ein und zwang den Sieger, das Hauptstück seiner Beute, Port Arthur, zurückzugeben. Daß sein Bundesgenosse Frankreich ihm dabei diplomatische Hilfe leistete, konnte die Japaner nicht weiter verwundern. Aber wie verblüfft mußten sie sein, daß ihr militärischer Lehrmeister Deutschland, den Ostasien doch scheinbar gar nichts anging, sich bei diesem demütigenden Schritt an Frankreichs und Rußlands Seite stellte!

Damit nicht genug: der junge Deutsche Kaiser zeichnete selber ein Bild, das die „gelbe Gefahr" darstellte und die Unterschrift trug: „Völker Europas, wahrt Eure heiligsten Güter!"

Die Erklärung fand sich zwei Jahre später: 1897 nahm die deutsche Regierung die Ermordung zweier deutscher Missionare zum Anlaß, um eben jenes

China, das sie zwei Jahre zuvor gegen Japan geschützt hatte, zur Abtretung einer Flottenstation in Kiautschou unter der Form einer „Verpachtung auf 99 Jahre“ zu zwingen. Das war der Preis, der dem Deutschen Reiche für Beteiligung an der gegen Japan gerichteten Aktion von Frankreich und Rußland bewilligt worden war.

Kurz darauf zwangen die beiden anderen Retter Chinas diesen Staat zu ähnlichen Abtretungen: Rußland nahm sich Liaotung mit Port Arthur, das es dem Japaner abgejagt hatte, Frankreich die Bucht um Kwangtschou.

Seitdem hatte nicht nur Rußland, sondern auch Deutschland im fernen Osten einen Feind.

An Rußland konnte Japan sich im Jahre 1905 schrecklich rächen. Deutschland aber hat sich bis zum Ausbruch des Weltkrieges in dem unbegreiflichen Wahne gewiegt, der Japaner habe vergessen und werde sich vielleicht sogar am Kriege gegen Rußland beteiligen — obwohl er Englands Bundesgenosse war.

In jenem Kriege, der Rußland zum endgültigen Verzicht auf seine Pläne im fernen Osten zwang, hatte Deutschland dem östlichen Nachbar einen zweiten großen Dienst geleistet. Daß Rußland der Verbündete und Waffenbruder des westlichen Erbfeindes sei, lag damals klar am Tage. Wenn Deutschland an einen „Präventivkrieg“ jemals gedacht hätte — damals hätte es ihn führen müssen und können mit der unfehlbaren Gewißheit eines siegreichen Ausganges. Es hatte darauf verzichtet und war in des kämpfenden Russen Rücken „wohlwollend neutral“ geblieben. Der Dank ist die russische Mobilmachung von 1914 gewesen. Rußland stand eben in Frankreichs Sold.

Frankreich, eine Zeitlang durch seine koloniale Ausbreitung von dem Revanchegedanken abgelenkt, hatte die Hoffnung auf Wiederherstellung seiner militärischen Macht und auf Rückgewinnung der verlorenen Provinzen niemals aus dem Auge verloren. Seit es ihm gelungen war, in ein enges Bündnis mit Rußland zu gelangen, begannen sich seine Hoffnungen neu zu beleben. Aber von 1878 bis 1905 war ihre Erfüllung auf das trotz der Aussicht auf Waffenunterstützung durch Rußland ungeheure Wagnis eines Krieges mit der stärksten Militärmacht der Welt gestellt. Der „nouveau esprit“ erwachte in Frankreich erst in dem Augenblick, als es sich immer deutlicher zu erkennen gab, daß man für die große Auseinandersetzung außer dem russischen Bundesgenossen auch England gewinnen würde — mit einem Worte, als der Zweibund sich zum Dreiverband, zur Triple-Entente, abrundete.

Daß es hierzu kam, ist das Werk eines einzigen Mannes: des Königs Eduard VII. von England. Im Januar 1901 war er seiner Mutter in der Regierung gefolgt. So gering die verfassungsmäßigen Befugnisse des Königs von England sind: Eduard hat bewiesen, daß ein Herrscher, der den rechten Weg für den Aufstieg der Nation erkannt hat, ihr auch mit diesen beschränkten Machtbefugnissen ein Führer zum Glück werden kann.

Der Deutsche Kaiser wie die deutsche Politik haben in den folgenden Jahren zunächst ehrlich versucht, eine Verständigung, womöglich ein Bündnis zwischen Deutschland und England herbeizuführen. Aber dem Bewußtsein der Völker selber war der aufkeimende Gegensatz schon zu stark einverleibt, als daß diese Bemühungen hätten von Erfolg sein können. Das englische Volk war durch

die plötzlich auftauchende Sorge um seine Weltmachtstellung aus seiner erhabenen Ruhe aufgescheucht worden. Und die Deutschen hatten erkannt, wer Deutschlands freier Ausweitung zur Weltmacht entgegenstehe. Diese weltpolitischen Gegensätze zeigten sich stärker als aller guter Wille der Regierenden. Die Unüberbrückbarkeit dieser Gegensätze hat Eduard VII. erkannt und seine Politik darauf eingestellt. Es ist nicht zu behaupten, daß er auf einen Krieg mit Deutschland hingearbeitet hätte. Er würde sich vielleicht begnügt haben, Deutschland in eine diplomatische Situation zu bringen, welche uns gelähmt und zur Weiterführung unserer Ausbreitungspläne unfähig gemacht hätte. Aber sein Wirken für die Herbeiführung der diplomatischen Einkreisung hat zugleich unsere militärische zur Folge gehabt und damit die Voraussetzungen geschaffen, unter denen der Weltkrieg entstehen und zu dem für unsere Zukunft verhängnisvollen Ende geführt werden konnte. Eduard VII. ist der geistige Vater des Weltkrieges.

Die stürmische Burenbegeisterung des deutschen Volkes war ein deutliches Zeichen, wie tief die allgemein empfundenen Gegensätze der beiden großen Völker sich schon in das Gefühl der Deutschen eingefressen hatten. Das bekannte Telegramm des Kaisers an den Präsidenten Krüger hatte sie eigentlich erst entflammt, und die deutsche Regierung hat sie leider nicht zu dämpfen versucht. Sie wies den Leitern der englischen Geschicke den Weg aus der „splendid isolation“, der erhabenen Vereinsamung, in der sich die englische Politik bis dahin gefallen hatte, auf den Weg neuer Bündnisse. Für den Anschluß kam natürlich nur der Zweibund in Betracht.

2.

Den Anstoß gab die Entwicklung in Marokko. Frankreich, der durch seine Kolonie Algier benachbarte Staat, hatte jenes Land längst als Ziel seiner kolonialen Ausbreitungsbestrebung ins Auge gefaßt. Geheime Verhandlungen zwischen London und Paris begannen. Das Geschäft war glatt: Frankreich verpflichtete sich, England in Ägypten freie Hand zu lassen, England gewährte als Gegengabe die gleiche Zurückhaltung in Marokko. Die dritte Mittelmeermacht, Italien, wurde insgeheim mit einem Anspruch auf Tripolis abgefunden, den sie allerdings ebenfalls seinerzeit selber einzukassieren haben würde. Daß die Verwirklichung dieser Anwartschaft Italien in Gegensatz zu Deutschlands Verbündetem, der Türkei, bringen und dadurch seine Stellung im Dreibund gefährden müßte, war eine keineswegs unangenehme Nebenwirkung der getroffenen Vereinbarungen.

Ihre Folgen zeigten sich alsbald bei der Weiterentwicklung der marokkanischen Angelegenheit. Frankreich, des Nichteinspruchs Englands sicher, schloß mit Spanien einen Geheimvertrag über die Aufteilung Marokkos zwischen den beiden Ländern. Dabei sollte Deutschland, das starke wirtschaftliche Interessen großer deutscher Firmen in Marokko zu verteidigen hatte, völlig ausgeschieden werden. Nun setzte eine deutsche Gegenaktion ein, und zwar in besonders ausdrucksvoller Form: der Deutsche Kaiser lief Tanger an, besuchte den Sultan als einen unabhängigen Herrscher und erklärte ihm, er hoffe, ein freies Marokko werde ohne Monopol und Annektion dem freien Wettbewerb aller Völker offen bleiben.

Diese völkerrechtlich einwandfreie Anspruch erregte nicht zuletzt wegen der sensationellen und geradezu herausfordernden Art seiner öffentlichen Geltendmachung einen Sturm in Frankreich. Demgegenüber verlangte Deutschland die Einberufung einer Konferenz, welche die Verhältnisse Marokkos international regeln sollte. Diese fand in der spanischen Hafenstadt Algeciras im Frühjahr 1906 statt. England stand an Frankreichs Seite, Rußland, das eben erst von Deutschland einen großen Freundschaftsbeweis und -dienst durch die Neutralität im Russisch-Japanischen Kriege erhalten hatte, ließ es an Bündnistreue gegenüber seinem westlichen Verbündeten ebenfalls nicht fehlen. Ja, es war unverkennbar, daß sich in Algeciras die erste Annäherung zwischen Rußland und England vollzog. Rußland war durch Japans Sieg von seinen Ausdehnungsplänen im fernen Osten abgedrängt worden. Es hatte zudem mit der Revolution im eigenen Lande hart zu ringen. Wollte es nach bewährtem Muster zur Ableitung seiner inneren Schwierigkeiten den Weg weltpolitischer Ausbreitungserfolge beschreiten, so blieb ihm jetzt nur die Wiederaufnahme seiner Pläne im nahen Osten, also sein Anspruch auf Konstantinopel und die Meerengen. Ihre Verwirklichung aber mußte es über kurz oder lang in kriegerische Auseinandersetzungen mit Österreich und auch mit Deutschland stürzen. Damit war seine Annäherung an England ohne weiteres gegeben.

Und selbst der Dreibundverbündete Italien stellte sich in Algeciras ganz offen auf die Seite der Gegner. Nur Österreich stand noch als „Sekundant" an Deutschlands Seite. So waren die Ergebnisse der Konferenz für Deutschland niederdrückend. Der Grundsatz der offenen Tür wurde zwar auf dem Papier anerkannt, aber die Sicherheiten für seine Durchführung seitens der Okkupationsmächte waren völlig ungenügend. So stand die Welt unter dem Eindruck, daß Deutschland isoliert sei und gegenüber seinem geräuschvollen Auftreten bei der Tangerreise eine schwere diplomatische Niederlage erlitten habe.

Dieses Ergebnis bedeutete für Frankreich die Wiedergeburt des Revanchegedankens. Diese Entwicklung ist vollends erklärlich, seit wir wissen, daß 1906 zwischen England und Frankreich die streng geheime Verabredung zustande gekommen ist, nach welcher zwischen den beiderseitigen Militär- und Marinestäben fortlaufende Unterhaltungen für den Fall einer Kriegsgefahr gepflogen werden sollten. Dieser Geheimbund ist im November 1912 durch ein ausdrückliches schriftliches Übereinkommen bekräftigt worden.

In jene Zeit, in der das Gespenst des europäischen Krieges immer deutlicher am Horizont emportaucht, fiel, eine grimmige Ironie, die zweite internationale Friedenskonferenz im Haag. Auf dieser wie auf der nachfolgenden Londoner Seekriegsrechtskonferenz (Winter 1908/09) bildete den Hauptgegenstand der Beratung die Frage der Abschaffung des Seebeuterechts, also der Sicherung der Freiheit des Privateigentums zur See in Kriegszeiten. Aber es war nur ein Zwischenspiel: die schwere Frage wurde nicht gelöst. Zugleich aber gelang es der diplomatischen Kunst unserer Feinde, unsere Vereinsamung noch zu steigern. Deutschland war ehrlich und naiv genug, als einzige Macht Europas die Abrüstungsvorschläge abzulehnen. Von Stund' an hatte das Märchen von Deutschlands „militaristischer" Gesinnung, von seiner Angriffslust und seinen Welteroberungsplänen eine Unterlage an seinen eigenen Erklärungen. Eine weltkundigere

und skrupellosere Diplomatie als die unsere hätte es verstanden, auf die russische Weltbeglückungskomödie einzugehen.

Inzwischen ging die Einkreisungspolitik König Eduards ihren unauffälligen Gang. Selbst den Versuch, den Kaiser Franz Joseph in seiner Bündnistreue wankend zu machen, hat Eduard 1907 in Ischl gemacht — allerdings vergeblich. Dagegen gelang es seiner Staatskunst im gleichen Jahre, mit Rußland einen Vertrag über die gegenseitige Anerkennung der beiderseitigen Interessensphären in Persien, Afghanistan und Tibet abzuschließen, sowie eine freundschaftliche Verständigung über diejenigen Länder, in denen die Anmarschlinie der Russen für einen kontinentalen Vorstoß Rußlands gegen Englands wichtigste Kolonien Indien lag. Sie war bisher die Hauptquelle, der Hauptgegenstand des alten englisch-russischen Gegensatzes gewesen. Von der Sorge um seine indische Nordgrenze war England hierdurch befreit und der große entscheidende Streitpunkt zwischen Rußland und England aus der Welt geschafft.

Den Schlußstein dieser Entwicklung legte die Begegnung König Eduards mit dem Zaren in Reval 1908. Ihr Ergebnis war dies, daß von nun an die französisch-russische Allianz und die französisch-englische Entente cordiale durch ein englisch-russisches Einvernehmen nicht nur über Asien, sondern auch über Europa vervollständigt worden ist.

Solange der englisch-russische Gegensatz bestanden hatte, war für Deutschland die Gelegenheit gegeben gewesen, sich je nach der Lage der Sache auf Englands oder auf Rußlands Seite zu schlagen. Die alte Bismarcksche Theorie von den zwei Eisen im Feuer war nun wertlos geworden.

Mit dieser Entwicklung war die diplomatische Situation für den Ausbruch des Weltkrieges gegeben: ein durch Deutschlands Mißerfolg von Algeciras ermutigtes, mit neuem Revanchedurst erfülltes Frankreich; ein durch seine Niederlage im Osten von seinen ostasiatischen Ausdehnungsplänen abgedrängtes, auf seine Eroberungswünsche im nahen Osten zurückverwiesenes, mit England ausgesöhntes Rußland; ein von seinen indischen Sorgen befreites England.

Wann der große Krieg zwischen einerseits dem Deutschen Reich und Österreich — die dann sofort von ihrem offiziellen Verbündeten Italien wie auch von dem geheimen, von Rumänien, im Stich gelassen werden würden — und andererseits den in der Triple-Entente neuerdings zusammengeschlossenen Mächten ausbrechen würde, war jetzt nur noch eine Frage der Zeit. Ihre Entscheidung hing von dem Umstand ab, wann England es für angezeigt halten würde, den großen Schlag gegen seinen wirtschaftlichen Wettbewerber zu führen.

Noch schien eine letzte Hoffnung auf friedliches Nebeneinanderleben des in seiner Weltmachtstellung bedrohten England und des aufstrebenden Deutschland zu bestehen: wenn nämlich Deutschland sich damit begnügen würde, seine Ausdehnung mit rein *wirtschaftlichen* Mitteln weiterzuführen, ohne ihr gleichzeitig eine starke *seemilitärische* Unterlage zu geben.

Den letzten und entscheidenden Anstoß zur vollen Auslösung des englisch-deutschen Gegensatzes bedeutete das nach englischer Anschauung bedrohliche Anwachsen der deutschen Kriegsflotte.

Man muß der Regierung König Eduards zugestehen: sie hat die deutsche Regierung nicht im Zweifel darüber gelassen, daß einer ernsthaften politischen

Verständigung zwischen beiden Mächten die Flottenbaufrage im Wege stehe. Schon 1908 hatte bei einem Besuch König Eduards in Cronberg eine Aussprache über diesen Gegenstand stattgefunden. Aber der Kaiser, hierin unterstützt von seinem Großadmiral von Tirpitz, wollte sich in seine Flottenbaupläne von England nicht hineinreden lassen. Daß die kaiserliche Regierung sich bei diesem Anspruch in ihrem formalen Rechte befand, ist zweifellos. Eine andere Frage war, ob es politisch zweckmäßig gewesen ist, den Flottenbau auch gegen Englands Einspruch weiter zu betreiben auf die Gefahr eines Krieges hin. Dem Streben Deutschlands nach Weltgeltung fehlte die reale machtpolitische Unterlage. Daß der Dreibund eine solche nicht darstellte, ergibt sich aus unseren bisherigen Betrachtungen. Ob die Flotte eine solche dargestellt haben würde, wäre sie fertig geworden — das Bauprogramm also zur Ausführung gekommen, wie Tirpitz annimmt —, mag dahingestellt bleiben. Es wäre vorauszusehen gewesen, daß England diesen Zeitpunkt unter keinen Umständen ruhig herankommen lassen würde — daß es vielmehr bei seiner ganzen Einstellung zu der Frage der Weltbeherrschung durch seine Seemacht unter allen Umständen vorher zuschlagen würde.

— 3.

So weit waren die Dinge gediehen, als die Reihe von Ereignissen einsetzte, welche nun unmittelbar die Katastrophe herbeiführten. Sie vollzogen sich im alten „Wetterwinkel Europas", auf dem Balkan.

Die großserbische Propaganda, welche unter der griechisch-katholischen und der mohammedanischen Bevölkerung Bosniens und der Herzegowina den Anschluß beider von Österreich besetzten türkischen Provinzen an Serbien betrieb, hatte sich seit 1904 immer dreister breit gemacht.

Österreich trat ihr entgegen, indem es am 5. Oktober 1908 die förmliche Annektion dieser beiden Provinzen aussprach. Gleichzeitig erklärte sich Bulgarien, Serbiens alter Erbfeind, für unabhängig, und Fürst Ferdinand nahm den Zarentitel an.

Diese Schritte schienen dem Treiben der großserbischen Bewegung für immer ein Ende zu bereiten.

Rußland, damals noch durch Krieg und Revolution geschwächt, war für einen neuen großen Waffengang noch nicht gerüstet. Es mußte sogar die Serben zurückhalten und auf spätere Gelegenheit vertrösten. Aber seitdem war Rußland entschlossen, den Krieg sofort nach der Vollendung seiner Rüstung zu entfesseln.

Deutschland hatte in dieser Krisis seine „Nibelungentreue" bewährt und unzweideutig erkennen lassen, daß es gegen jeden Feind an Österreichs Seite stehen würde. Der Erfolg der Mittelmächte steigerte Deutschlands Kraftbewußtsein.

Dabei verschärfte sich auch der Gegensatz zu Frankreich. Die Akte von Algeciras hatte den französischen Machtbestrebungen in Marokko noch gewisse Beschränkungen auferlegt. Die französische Politik setzte sich über diese Bestimmungen immer ungescheuter hinweg. Im Frühjahr 1911 marschierte Frankreich nach Fez, um den Sultan der letzten Reste seiner Souveränität zu berauben.

Darauf erwiderte Deutschland mit der Entsendung des kleinen Kanonenbootes „Panther" in den Hafen von Agadir. Dieser Schritt, dessen Bedeutung nach Bethmann nur war, dem Verlangen Deutschlands nach einer „schiedlichen Bereinigung der von Frankreich hervorgerufenen Differenzen" Ausdruck zu geben, entfesselte in Frankreich eine wilde Empörung und ausgesprochene Kriegsstimmung. Aber auch in Deutschland lösten diese Vorgänge und namentlich ihre vorläufige Ausgleichung, die den Krieg noch einmal vermied, eine ungeheure Erregung und das starke Gefühl aus, daß Deutschlands Ansehen durch seine Zurückhaltung gegenüber Frankreichs vertragswidrigem Vorgehen geschädigt worden sei. Dieses Gefühl der Demütigung brannte um so stärker, als Lloyd George sich in einer Rede, die nur als Kriegsdrohung aufgefaßt werden konnte, an Frankreichs Seite gestellt hatte. Die weitere Folge dieser Entwicklung war die bereits erwähnte schriftliche Festlegung des englisch-französischen Kriegsbündnisses, die Zurückberufung eines großen Teiles der englischen Marine in die Nordsee, die Wahl des stramm nationalistisch gesinnten Lothringers Raymond Poincaré zum Präsidenten der französischen Republik (1913) und endlich die Einführung der dreijährigen Dienstzeit in Frankreich (Frühjahr 1914).

4.

Noch einmal schien es, als könne das Weltgewitter beschworen werden. In der Masse des englischen Volkes, vorab in seinen Handelskreisen, hatte die zweite marokkanische Krisis die Erkenntnis zum Durchbruch gebracht, daß die Nation bis dicht an den Abgrund des Krieges geführt worden war. Diese Stimmung des Landes blieb in Deutschland nicht verborgen und veranlaßte eine diplomatische Anregung von deutscher Seite zu einer Aussprache. In ihrem Zusammenhang erschien am 8. Februar 1912 in Berlin Lord Haldane. Er wurde vom Kaiser in Gegenwart des Admirals von Tirpitz empfangen. Bethmann war entschlossen, sich für äußerstes Entgegenkommen in der Flottenfrage einzusetzen, wenn dafür ein festes Neutralitätsabkommen zwischen Deutschland und England erzielt werden könnte. Aber trotz langer Verhandlungen gelang es nicht, die einigende Formel zu finden. England wollte durch eine engere Beziehung zu Deutschland unter keinen Umständen sein Verhältnis zu Frankreich und Rußland geschädigt sehen. Es war bereit, zu erklären, daß es selber keinen unprovozierten Angriff auf Deutschland machen und sich jeder aggressiven Politik gegen Deutschland enthalten würde. Dieses Versprechen hätte Deutschland gegen eine kriegerische Politik Englands selbst geschützt, nicht aber gegen eine Parteinahme für den Fall eines französisch-russischen Angriffs. Nun schlug Deutschland den Zusatz vor, daß England selbstverständlich wohlwollende Neutralität bewahren werde, wenn dem Deutschen Reich „ein Krieg aufgezwungen werde". Dieser Zusatz wurde seitens Englands abgelehnt, weil er „die bestehende Freundschaft mit anderen Mächten gefährden würde".

„Das war die Entscheidung," sagt Bethmann. Es bewies, daß England mit der Möglichkeit, ja mit der Wahrscheinlichkeit rechnete, daß Deutschland von Rußland und Frankreich angegriffen werden würde — und daß es vertraglich gebunden war, auch in diesem Falle die befreundeten Mächte zu unter-

stützen. „Sich mit uns verständigen hieß Frankreich und Rußland die Überzeugung nehmen, daß sie bei einer Deutschland feindlichen Politik fortan noch auf Englands Beistand rechnen könnten. Das war es aber gerade, was England nicht wollte und infolge der Bindungen, die es eingegangen war, auch nicht wollen konnte, und das ist der Grund, weswegen die Verständigung in die Brüche gegangen ist." (Bethmann S. 51.)

Das feindliche Bündnis war inzwischen noch weiter gefestigt worden. Im September 1912 wurde die englisch-französische Marinekonvention abgeschlossen, Frankreich verpflichtete sich, mit seiner gesamten Flotte das Mittelmeer zu schützen, wogegen England die Verteidigung der französischen Nordküste übernahm. Im November wechselten Grey und Cambon jene Briefe, welche die englische Politik nun auch schriftlich und unwiderruflich auf das militärische Zusammenwirken festlegten. Endlich wurden im April 1914 Verhandlungen zum Abschluß einer englisch-russischen Marinekonferenz eingeleitet, bei denen sich Rußland die für Truppenlandungen in Pommern nötigen englischen Schiffe sichern wollte. Dies Abkommen ist zwar nicht mehr unterzeichnet worden, aber die englische Bereitwilligkeit, es abzuschließen, hatte Rußland schon im Frühjahr 1914 belehrt, daß es sich auf England in jeder Beziehung verlassen könne.

Dennoch läßt sich nicht verkennen, daß England seinerseits auch nach dem Scheitern der Mission des Lord Haldane den Versuch einer Verständigung mit Deutschland noch nicht vollkommen aufgegeben hat. Der Botschaftsrat von Kühlmann verhandelte noch im Frühjahr und bis in den Frühsommer 1914 mit Grey über die Abgrenzung der beiderseitigen Weltwirtschaftssphären. Grey und Kühlmann waren beide überzeugt, daß ein deutsch-englischer Krieg ein schlechtes Geschäft für beide Teile sei und deshalb nach Möglichkeit hinausgeschoben werden müsse. Jene Richtung in England, welche nach der marokkanischen Krisis auf Verständigung mit Deutschland gedrängt hatte, begriff die Notwendigkeit wirtschaftlicher Ausdehnung für Deutschland und stand auf dem Standpunkt, England könne, ohne sich selbst zu beeinträchtigen, der jüngeren Wettbewerberin Gebiete, welche es nicht für sich selber beanspruchte, zur Ausdehnung überlassen.

Schon im Jahre 1898 war zwischen England und Deutschland das „Delagoa-Bai-Abkommen" über die eventuelle Beteiligung Deutschlands und Englands an einer etwaigen Liquidation des portugiesischen Kolonialbesitzes geschlossen worden. Auf dieses alte Abkommen kamen Grey und Kühlmann jetzt zurück und erneuerten es nach langen Verhandlungen. Aber die Arbeit der beiden Staatsmänner blieb bei dem Ausgleich der beiderseitigen kolonialen Einflußsphären in Afrika nicht stehen. Man kam auch zu einer Verständigung über Kleinasien. Mesopotamien wurde zwischen England und Deutschland wirtschaftlich aufgeteilt, England an der Finanzierung der Bagdadbahn beteiligt, Deutschland an der Schiffahrt auf dem Euphrat und dem Tigris.

Es ist vielleicht der Gipfelpunkt der Tragik der Vorgeschichte des Krieges, daß in eben dem Augenblick, als das englisch-deutsche Abkommen über Afrika und Vorderasien fertiggestellt worden war, jene Tatsachen eintraten, welche England vor die Zwangslage stellten, seine Verpflichtungen gegen seine russischen und französischen Bundesgenossen einzulösen.

Am 8. Juli 1914 war das Abkommen bis auf den letzten Paragraphen fertiggestellt, und Kühlmann trat seinen Sommerurlaub an. Als Tag der Ratifikation war der 4. August 1914 vereinbart worden. Das Schriftstück, das die Zustimmung des deutschen Auswärtigen Amtes zu der Ratifikation aussprach, traf aus Berlin am 31. Juli in London ein, gleichzeitig mit der Berliner Depesche, daß in Deutschland der Zustand drohender Kriegsgefahr verkündet worden sei ... An dem Tage, der für die Vollziehung des deutsch-englischen Weltwirtschaftsabkommens vorgesehen war, erging die englische Kriegserklärung und vernichtete das Werk des deutsch-englischen Ausgleichs, das die Rettung der Welt hätte werden können.

5.

Schon vorher nämlich hatten sich in den Mittelmeerländern jene Ereignisse abgespielt, die in ihrem Verlauf den unmittelbaren Ausbruch des Weltkrieges auslösen sollten.

1911 nahm Italien der mit Deutschland und Österreich befreundeten Türkei ihre afrikanische Kolonie Tripolis weg. Daß es uns dadurch der Türkei gegenüber in eine höchst peinliche Lage brachte, war klar. Aber die Türkei stand damals bereits unter der Vorwirkung von Ereignissen, die sie im Zentrum ihres Lebens treffen sollten. Sie war deshalb genötigt, den Krieg mit Italien unter Anerkennung der vollzogenen Tatsache des Verlustes ihres letzten afrikanischen Besitzes abzubrechen. Sie war auch nicht in der Lage, uns gegen unseren Dreibundgenossen auszuspielen oder wegen unseres Versagens in der Tripolisfrage von uns abzurücken.

Denn inzwischen war es Rußland gelungen, die Balkanvölker zu einem gemeinsamen Überfall auf die Türkei im Balkanbunde zusammenzuschließen. Bulgarien, Serbien, Montenegro und Griechenland erklärten der Türkei unter nichtigen Vorwänden den Krieg. Die Türkei erlitt schwere Niederlagen und mußte die Vermittlung der Mächte erbitten. Zur Regelung der Balkanverhältnisse trat im September 1912 eine Konferenz in London zusammen.

Das schwierigste Problem, welches sie zu lösen hatte, war die albanische Frage. Den Ostsaum des Adriatischen Meeres zwischen Montenegro und Griechenland und das Hinterland dieses Gebietes bewohnt, mit Serben und Griechen vermischt, das rauhe Hirtenvolk der Albanesen, das bis zum Ausbruch des Balkankrieges noch unter türkischer Herrschaft gestanden hatte. Nun meldete es eigene nationale Ansprüche an, während die siegreichen Balkanvölker es unter sich aufteilen wollten. Dem widersetzten sich Österreich und Italien. Die Konferenz beschloß, daß aus den albanischen Wilajets (Generalgouvernements) der Türkei ein selbständiger Nationalstaat Albanien gebildet werden sollte.

Aber während die Mächte in London noch verhandelten, brach zwischen zweien der Sieger, Serbien einerseits und Bulgarien andererseits, der Krieg über die Siegesbeute aus. Griechenland und Montenegro schlossen sich den Serben an, die Bulgaren gerieten in harte Bedrängnis. Und nun mischte sich auch das bisher vom Kriege unberührt gebliebene Rumänien ins Spiel. Es hatte mit schweren Sorgen den großen Landgewinn angesehen, welchen Bulgarien sich gegen die Türkei erstritten hatte, und der die Machtverhältnisse auf dem

Balkan sehr zuungunsten Rumäniens zu verschieben drohte. Nun erhob es ebenfalls die Waffen gegen Bulgarien und zwang dieses zum Waffenstillstand. Der Friede zu Bukarest beraubte Bulgarien eines großen Teiles seiner Eroberungen und ließ in den Gemütern der Bulgaren einen wilden Haß gegen Serben, Rumänen und Griechen zurück.

Serbien seinerseits erblickte in seinen kriegerischen Errungenschaften nur den Ansporn zu weiterer Verfolgung seiner großserbischen Pläne. Das konnte es um so ruhiger, als es einen Geheimvertrag mit Rußland geschlossen hatte, welcher ihm die Erwerbung der österreichischen Provinz Bosnien zusicherte!

So kam der Wetterwinkel nicht zur Ruhe. Eine weitere Verschärfung trat ein, als die Türkei im Dezember 1913 mit Deutschland eine Vereinbarung schloß, nach welcher Deutschland eine Militärmission behufs Reorganisation der türkischen Armee entsenden sollte. Bei Ausführung dieses Beschlusses wurde dem deutschen General Liman von Sanders das Kommando des in Konstantinopel garnisonierenden I. Armeekorps übertragen. Dies erregte den heftigen Widerspruch Rußlands, weil es als ein Versuch gedeutet wurde, die türkische Hauptstadt ganz unter den militärischen Einfluß Deutschlands zu bringen. Um den Konflikt nicht auf die Spitze zu treiben, wurde ein Schritt zurückgetan: Liman wurde zum Marschall befördert und mit der Aufsicht über die gesamte türkische Wehrmacht beauftragt. Das Kommando über das I. Armeekorps aber blieb in türkischen Händen.

Nun mehrten sich die Anzeichen einer bedrohlichen Zuspitzung der Lage. Im Winter 1913/14 wurden seitens der russischen Regierung den deutschen Unternehmern alle Regierungsaufträge entzogen. Ende Januar 1914 wurde eine neue französische Anleihe abgeschlossen mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß die Gelder, wie das schon bei den gewaltigen früheren Anleihen der Fall gewesen war, für den Bau strategischer Bahnen gegen Deutschland und Österreich benutzt werden sollten. Im Februar fand in Petersburg eine Beratung der leitenden russischen Stellen statt, die „ein umfangreiches Aktionsprogramm" für den Fall auszuarbeiten hatte, daß die Ereignisse Rußland zwingen sollten, seine Interessen am Bosporus und an den Dardanellen zu schützen. Dabei erklärte der Vorsitzende Sasonow, daß vielleicht schon in näherer Zukunft Veränderungen im nahen Orient bevorständen, und daß die Herrschaft Rußlands über die Meerengen und der Besitz von Konstantinopel, Rußlands historische Aufgabe, aller Wahrscheinlichkeit nach nur während eines europäischen Krieges zu erreichen sein würden. Wir wissen heute durch die Veröffentlichungen der bolschewistischen Regierung, daß Rußland während der Jahre 1913 und 1914 fieberhaft zum Kriege gerüstet hat, während gleichzeitig Frankreich sich ebenfalls für den Kriegsfall bereit machte. Die russische Presse schlug einen immer feindseligeren Ton gegen Deutschland an, um den Krieg „gegen die wegen ihrer ganzen Art an und für sich nicht beliebten Deutschen populär zu machen". So stand in einem Aufsatz der „Kölnischen Zeitung" vom 3. März 1914 zu lesen, welcher auf die großen russischen Rüstungen hinwies und daraus die Absicht eines russischen Angriffs gegen Deutschland folgerte. Man war also endlich auch in Deutschland aufmerksam geworden. Über der Atmosphäre des Sommers 1914 lastete dumpfe Gewitterschwüle.

Da fuhr aus dem tief umdüsterten Himmel der grelle Blitzstrahl. Am 28. Juni wurde in der bosnischen Stadt Sarajevo der österreichische Thronfolger und seine Gemahlin von einem serbischen Studenten ermordet.

Um die Gründe und die Tragweite dieser Tat würdigen zu können, muß auf die Bedeutung des Ermordeten für die mögliche künftige Entwicklung Österreichs und auf seine Stellung zum Südslawentum näher eingegangen werden. Der greise Kaiser Franz Joseph I. war bei Ausbruch des Krieges 84 Jahre alt. Seine Regierungszeit hatte für die ganze Doppelmonarchie eine Periode gewaltiger Entwicklung und geradezu stürmischen wirtschaftlichen Aufstiegs bedeutet — nicht zuletzt für die beiden Hauptstädte. In seiner Person verkörperte sich die fortwirkende Erinnerung aller Völker der Monarchie an die Zeit, in welcher der Nationalismus sich noch nicht als trennendes Element zwischen die Bestandteile des großen Nationalitätenstaates eingeschoben hatte — in welcher ein solches Staatengebilde überhaupt noch möglich gewesen war. Viel Schweres hatte er erlebt: das Schwerste war der Tod seines einzigen Sohnes gewesen.

Der Thronfolger, sein Neffe Erzherzog Franz Ferdinand, hatte klar erkannt, daß er kein leichtes Erbe anzutreten haben würde. Er wußte: große Teile seiner zukünftigen Untertanen warteten mit Ungeduld auf den Tod seines Onkels und erhofften von diesem Ereignis zugleich den Zerfall der Monarchie und ihre „Befreiung". Aber er hegte die Hoffnung, daß es ihm gelingen würde, die slawischen Elemente für den österreichischen Staatsgedanken zurückzugewinnen. Es war in Österreich bereits allgemein bekannt, daß der Thronfolger sich mit gewaltigen Plänen trug. Er beabsichtigte sofort nach seinem Regierungsantritt einen vollständigen Umbau des staatlichen Gefüges der Monarchie vorzunehmen, welche den slawischen Völkerschaften eine freiere Entwicklung ermöglicht hätte. Er hoffte, daß die Wucht der wirtschaftlichen Zusammenhänge sich als stärker erweisen würde denn die trennende Kluft des Völkerhaders. Und weil man ihm in panslawistischen Kreisen die Kraft zutraute, diese Pläne in die Wirklichkeit zu übertragen, darum war er der Gegenstand fanatischen Hasses aller jener Elemente, welche die Zertrümmerung der Monarchie planten. Diesem Haß war er nun zum Opfer gefallen.

6.

Eine Untersuchung, welche die österreichische Regierung alsbald anstellte, lieferte den klaren Beweis, daß die Tat in engem Zusammenhange mit den Bestrebungen des serbisch-nationalistischen Vereins „Narodna Obrana" stand. Die serbische Regierung gab offiziell ihrer Entrüstung über den Mord Ausdruck, tat aber nichts, um die großserbische Propaganda zu unterdrücken, geschweige denn, um die Untersuchung nach den Hintermännern der Mordtat zu fördern.

Am 5. Juli traf in Berlin ein Handschreiben des Kaisers Franz Joseph an Kaiser Wilhelm II. ein, welches darlegte, daß Österreich die fortgesetzten serbischen und russischen Aktionen, die seine Südgrenzen und seine innere Ruhe bedrohten, nicht mehr länger stillschweigend hinnehmen könne. Auch Rumänien sei unzuverlässig; es empfehle sich die Stärkung Bulgariens und eventuell sein Anschluß an den Dreibund. Daraufhin erging eine Instruktion an den deutschen Bot-

schafter in Wien. Deutschland erkenne den Ernst der Lage seines Verbündeten und werde treu an seiner Seite stehen. Wien möge das belastende Material gegen Serbien zusammenstellen, um Europa von dessen Schuld zu überzeugen. Über Schritte, die in Wien beschlossen würden, wünschten wir vorher orientiert zu sein.

Am 22. Juli erhielt der Staatssekretär des Äußeren, Jagow, in Berlin durch den österreichischen Botschafter die Mitteilung eines Ultimatums an Serbien, das am 19. in Wien beschlossen und bereits nach Belgrad abgegangen war. Sowohl Jagow als auch der alsbald in Kenntnis gesetzte Reichskanzler von Bethmann erklärten dem Botschafter, das Ultimatum sei reichlich scharf; auch sei es befremdlich, daß Österreich uns die Entschlüsse seiner Regierung so spät mitteile und uns damit die Möglichkeit abschneide, dazu Stellung zu nehmen.

Hinfort war die Tätigkeit der Berliner Regierung darauf gerichtet, den ausgebrochenen Konflikt zu „lokalisieren" — also zu verhindern, daß aus einer rein österreichisch-serbischen Angelegenheit ein Weltbrand entstände. Daß dies von vornherein zu befürchten war, konnte angesichts der bekannten Ansprüche Rußlands als Vormacht der Balkanstaaten unmöglich verkannt werden.

Am 23. Juli war das Ultimatum in Belgrad überreicht worden. Es stellte allerdings scharfe Zumutungen. Es verlangte die Veröffentlichung einer Erklärung der serbischen Regierung, durch welche sie die großserbische Agitation verurteilen und ihre Fortführung unter strenge Strafen stellen sollte. Auch sollte sie sich verpflichten, die gegen den Bestand der österreichischen Monarchie gerichteten Bestrebungen dieser Propaganda unter Mitwirkung österreichischer Beamter zu unterdrücken. Die „Narodna Obrana" sollte aufgelöst und gegen die Teilnehmer an dem Mordanschlage eine Untersuchung auf serbischem Boden eingeleitet werden, an der gleichfalls österreichische Beamte teilzunehmen hätten.

Dieses Ultimatum hatte eine Befristung von nur zwei Tagen, lief also am 25. Juli ab.

Am 24. Juli wandte sich der serbische Kronprinz als Vertreter seines abwesenden Vaters „an das edle slawische Herz" des Zaren, bat ihn um Hilfe und erklärte sich bereit, seinen Ratschlägen zu folgen. Am 25. wurde die Mobilisation des serbischen Heeres angeordnet, und am selben Tage dem österreichischen Gesandten die Antwort zugestellt. Sie lehnte die Teilnahme österreichischer Beamter an der Untersuchung als der Verfassung und dem Strafprozeßrecht zuwiderlaufend ab, machte aber auch sonst Vorbehalte, welche die Annahme der übrigen Forderungen „auf die lange Bank schoben oder illusorisch machten". (Jagow, S. 124.)

Nun begann ein fieberhaftes Verhandeln zwischen den Kabinetten ganz Europas. Obwohl Serbien bereits am 25. mobilisiert und am 27. die Feindseligkeiten an der Grenze eröffnet hatte, ließ Österreich der serbischen Regierung noch zwei Tage über den Verlauf des Ultimatums hinaus Zeit zum Einlenken und erklärte erst am 28. Serbien den Krieg. Es mobilisierte aber nur seine acht südlichen Korps und stellte diese gegen Serbien, nicht gegen Rußland auf. Am folgenden Tage ordnete Rußland die Teilmobilmachung der südlichen Bezirke Odessa, Kiew, Moskau und Kasan an. Es mobilisierte also dreizehn Armeekorps an der österreichischen Grenze. Hierauf sah sich auch Österreich genötigt, gegen Rußland mobil zu machen.

Die deutsche Regierung hat sich die größtmögliche Mühe gegeben, vermittelnd zu wirken: sie telegraphierte am 29. an den deutschen Botschafter, die Verweigerung jeglichen Meinungsaustausches der österreichischen Regierung mit Petersburg würde ein schwerer Fehler sein. Wir seien zwar bereit, unsere Bündnispflicht zu erfüllen, müßten es aber ablehnen, uns von Österreich-Ungarn durch die Nichtbeachtung unserer Ratschläge „in einen Weltbrand hineinziehen zu lassen". Daraufhin ließ Österreich in Petersburg und auch in London erklären, es sei bereit, mit Rußland „auf breiter Basis zu verhandeln und auch den Text des Ultimatums einer Besprechung zu unterziehen". Rußland erwiderte, es verlange von Österreich die Anerkennung, daß sein Streit mit Serbien eine europäische Angelegenheit sei — soll heißen, daß Rußland berechtigt sei, in die Abwicklung eines lediglich Österreich und Serbien betreffenden Handels hineinzureden! Es verlangte ferner die Streichung derjenigen Punkte aus dem Ultimatum, welche die Souveränität Serbiens bedrohten.

Kaiser Wilhelm hatte sich am 6. Juli, also nach Ausbruch des Konflikts, auf seine gewohnte Nordlandreise begeben. Er versuchte von der Reise aus durch persönliche Einwirkung auf den Zaren den Ausbruch des Krieges hintanzuhalten. Telegramme zwischen beiden Herrschern flogen hin und her. Aber gleichzeitig ging die Teilmobilmachung Rußlands gegen Österreich in eine volle Mobilmachung der gesamten russischen Streitkräfte zu Lande und zur See über. Es muß hervorgehoben werden, daß diese Mobilmachung dem Zaren von der übermächtigen panslawistischen Strömung am Hof und im Volke teils abgelistet, teils abgepreßt worden ist. Neben diesen Bemühungen Deutschlands in Österreich und in Rußland gingen Verhandlungen mit den Westmächten her. Sie bezweckten, die Neutralität Frankreichs und Englands herbeizuführen. Ihre entscheidenden Punkte sind folgende:

England erklärte dem französischen Botschafter, *daß die englischen Seestreitkräfte mobilisiert seien, und daß die britische Flotte die Durchfahrt der deutschen Schiffe durch den Kanal und jede Demonstration an der französischen Küste verhindern würde.*

Daraufhin erklärte Frankreich dem deutschen Botschafter, es könne sich zu keiner Neutralitätserklärung verpflichten, müsse sich vielmehr vorbehalten, nach seinen Interessen zu handeln. *Wenige Stunden später wurde die Mobilmachung der französischen See- und Landstreitkräfte befohlen.* (Jagow, S. 163.)

Am 1. August stellte der deutsche Botschafter Graf Lichnowsky an die englische Regierung die Frage, ob England neutral bleiben werde, wenn Deutschland die Aufrechterhaltung der belgischen Neutralität und die Integrität Frankreichs und seiner Kolonien verspreche. England antwortete, auch in diesem Falle müsse es seine Hände frei behalten.

Diese Erklärungen bewiesen, daß weder England noch Frankreich ernstlich die Absicht hatten, den Ausbruch des Konfliktes, den ihr Verbündeter im Osten heraufbeschworen hatte, zu verhindern und seine Ausbreitung über ganz Europa hintanzuhalten.

Am 31. Juli hatte die deutsche Regierung die Gewißheit erhalten, daß die russische Gesamtmobilmachung in vollem Gange sei. Darauf wurde in Deutsch-

land als Vorläufer der Mobilmachung der Zustand der drohenden Kriegsgefahr verkündet. Schon am folgenden Tage erklärte das Deutsche Reich an Rußland den Krieg und machte mobil. Und am 2. August erließ es auch gegen Frankreich die Kriegserklärung. Diese wurde begründet erstens mit der Tatsache, daß die mobilisierten französischen Truppen sich bereits mehrfache Verletzungen der deutschen Grenze hätten zuschulden kommen lassen — was zutraf — und zweitens mit der dienstlich gemeldeten Angabe, ein französischer Flieger habe bereits Bomben auf eine Eisenbahnstrecke bei Nürnberg abgeworfen — eine Angabe, die sich später als irrtümlich herausgestellt hat.

Die Übernahme der formalen Verantwortung für den Kriegsausbruch durch den Erlaß der Kriegserklärungen gegen Ost und West war ein schwerer politischer Fehler, der sich furchtbar gerächt hat. Nunmehr waren die Feindmächte in der Lage, Deutschland vor aller Welt als den Friedensbrecher hinzustellen.

Der Zweifrontenkrieg war also da. Daß England sich an die Seite seiner Verbündeten stellen würde, darüber konnte bei Ausbruch der Feindseligkeiten kaum noch ein Zweifel sein, nachdem England sich auf Lichnowskys Angebot hin die volle Handlungsfreiheit vorbehalten hatte. Aber mit einer offiziellen Erklärung seiner Stellungnahme hielt England noch zurück. Es wußte genau, daß in wenigen Stunden ein Fall eintreten müßte, welcher ihm an Stelle seiner Pflicht zur Parteinahme für seine Verbündeten einen Kriegsgrund in die Hand geben würde, der die Sympathie der ganzen Welt auf seine Seite bringen und von Deutschland abziehen müßte. Es konnte mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß Deutschland sich gezwungen sehen würde, die belgische Neutralität zu brechen.

Viertes Kapitel

Die Aussichten

1.

Auch wenn England nicht durch seinen Eintritt in den Krieg die Mittelmächte gezwungen hätte, anstatt an zwei Fronten an dreien zu fechten, wäre die Lage der Mittelmächte keineswegs rosig gewesen.

Daß der kommende Krieg ein Zweifrontenkrieg werden würde, war seitens des deutschen Generalstabes längst erkannt, und der Operationsplan war auf diese Notwendigkeit zugeschnitten. Angesichts der riesigen Übermacht der Entente, ja sogar schon des Zweibundes Frankreich-Rußland, mußte der Krieg, wenn auch politisch ein Verteidigungskrieg, militärisch als Angriffskrieg geführt werden. Es galt, die größere Kriegsbereitschaft Deutschlands vor allem gegenüber seinem östlichen Gegner auszunutzen und zunächst in raschem, zerschmetterndem Schlage den westlichen Gegner nicht nur niederzuwerfen, sondern aus der Weiterführung des Krieges auszuschalten.

Aber über diese Notwendigkeit für Deutschland war auch Frankreich längst im klaren. Es hatte seine Westgrenzen durch Anlage von riesigen Festungen

und dazwischenliegenden „Sperrforts" in eine einzige Verteidigungsfront verwandelt, welche nach den vor Kriegsbeginn bestehenden Anschauungen als so gut wie unangreifbar gelten durfte. Aus ihr konnte es jederzeit zum Angriffsstoß gegen Deutschland vorbrechen.

Zwar bot Frankreich außer seiner Ostfront noch eine Nordostfront. Auf dieser grenzte es nicht an Deutschland, sondern an Belgien. Belgien aber war bei seiner Gründung im Jahre 1830 durch internationalen Beschluß für neutral erklärt worden. Garant dieser Neutralität war neben England und Frankreich auch Preußen gewesen, des letzteren Rechtsnachfolge aber hatte Deutschland bei seiner Gründung unbestrittenermaßen angetreten. Zur Sicherung dieser seiner Neutralität hatte Belgien das Festungsdreieck Lüttich-Namur-Antwerpen geschaffen, in dessen Raum sich seine Armee versammeln sollte. Von dort aus würde es sich je nach Lage der Sache gegen einen von seiner Seeküste, von seiner Südfront oder von seiner Ostfront sich nähernden Vergewaltiger seiner Neutralität wenden können, um seine völkerrechtliche Sonderstellung nötigenfalls mit den Waffen in der Hand zu schützen, was sein Recht und seine Pflicht war.

Allerdings hatte man in Deutschland längst bemerkt, wie Frankreich in den letzten Jahren vor dem Krieg eine gewaltige Propaganda entfaltet hatte, um Belgien auf Frankreichs Seite herüberzuziehen. Es war also durchaus mit der Möglichkeit nicht nur, sondern mit der Wahrscheinlichkeit zu rechnen, daß Belgien einer französischen oder englischen Aufforderung, den Durchmarsch zu gestatten, nicht nur sich nicht widersetzen, sondern womöglich gar bewaffnet an die Seite der Ententemächte treten würde. Das aber würde für Deutschland eine Bedrohung dargestellt haben, welche die schwerste Gefährdung unserer Widerstandsfähigkeit überhaupt bedeutet hätte. Denn ein Blick auf die Karte lehrt, daß die belgische Ostfront nur um wenige Dutzende von Kilometern von dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet entfernt liegt, das neben Oberschlesien den wichtigsten Teil unserer Rüstkammer darstellte. Schon aus diesem Grunde war es für die deutsche Kriegführung von entscheidender Bedeutung, einer Bedrohung aus Belgien zuvorzukommen.

2.

Es wird für alle Zeiten und gegenüber der ganzen Welt der wundeste Punkt an Deutschlands Verhalten im Weltkriege bleiben, daß es sich gezwungen gesehen hat, die belgische Neutralität zu verletzen. Einem siegreichen Deutschland gegenüber wäre dieser Vorwurf verstummt oder zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Das unterlegene wird sich mit ihm abzufinden haben — ohne daß es zu rechtfertigen wäre, daß Deutsche sich als Sittenrichter gegen ihr im Verzweiflungskampf unterlegenes Vaterland aufgeworfen haben.

Die Notwendigkeit, Frankreich an seiner Nordfront zu fassen, ohne auf Belgien Rücksicht zu nehmen, hatte der deutsche Generalstab bereits im Frieden als unerläßliche Voraussetzung jeder Möglichkeit eines Sieges im Zweifrontenkrieg an die Spitze aller seiner militärischen Erwägungen und Vorbereitungen für den Kriegsfall gestellt. Der berühmte Operationsplan des Grafen Schlieffen, des einzigen kongenialen Nachfolgers, den Moltke gefunden hat,

war auf dieser Notwendigkeit aufgebaut. „Zwischen Luxemburg und der Schweiz war nur ein verstärkter Grenzschutz vorgesehen mit einer dahinterstehenden Operationsgruppe in einer Gesamtstärke von 2½ Korps und 3 Kavalleriedivisionen. Die Hauptmasse des deutschen Heeres war in der Mitte und auf dem rechten Flügel zu Stoßarmeen zusammengeballt. Vor allem sollte der letztere mit Rücksicht auf seine offene Flanke in mehrere Treffen tief gestaffelt vorrücken. In den Reichslanden sollte der Grenzschutz vor dem auf Grund der Nachrichten mit Sicherheit zu erwartenden feindlichen Vorstoß in die Linie Metz-Straßburg-Breuschtalstellung-Oberrheinbefestigungen ausweichen und dann mit seiner Operationsreserve zwischen Metz und Straßburg durchstoßend dem Feind in die Flanke fallen. Der rechte Drehflügel sollte in kraftvollem Schwung durch Belgien und Nordfrankreich hindurch zur Überflügelung schreiten, die an sich schon gewölbte Front des französischen Heeres auf noch engeren Raum zusammendrängen, von Paris abschneiden und mit dem Rücken gegen Rhein und Schweizer Jura zur Vernichtungsschlacht stellen. Der Plan verlangte Großes. Sein Gelingen wurzelte in der Ausbildung des wuchtigen Schwerpunktes auf dem Entscheidung bringenden deutschen Nordflügel." (Ritter, Kritik des Weltkrieges, S. 81.)

Schlieffens Plan fußte auf dem Grundgedanken, daß es nicht auf die Besiegung, sondern auf die Vernichtung des Feindesheeres ankomme. Diese ist aber nur möglich, wenn dem geschlagenen Heere das Entweichen nach Eintritt der Niederlage unmöglich gemacht wird. Wie kann das geschehen? Indem das militärisch minderwertige Heer von dem vollwertigen umstellt, eingeschlossen und „eingekesselt" wird, so daß ihm nichts anderes übrig bleibt, als sich entweder bis auf den letzten Mann totschlagen zu lassen oder schon vorher den Widerstand einzustellen und sich dem Angreifer gefangen zu geben. Das ist es, was wir unter „Vernichtungsschlacht" verstehen: sie hat das völlige Ausscheiden des geschlagenen Heeres aus der weiteren Auseinandersetzung der kämpfenden Völker zur Folge.

Diesen strategischen Gedanken hat in der Kriegsgeschichte in deutlich erkennbarer Weise zum ersten Male der karthagische Feldherr Hannibal im Jahre 216 v. Chr. durchgeführt in der berühmten Schlacht bei Cannae. Er hat hier das römische Heer völlig eingekreist und von 80 000 Mann 70 000 niedermachen lassen, während der Rest, 10 000 Mann, in Gefangenschaft geriet. Von diesem Siege Hannibals stammt der Name für den strategischen Gedanken der Einkreisungs- oder Umzingelungsschlacht — den „Cannaegedanken". In ungeheurem Umfange hatte ihn Moltke in der Schlacht bei Sedan verwirklicht. Er ist seitdem die Grundlage aller strategischen Operationen im freien Felde geworden und spielte, wie wir sahen, auch in Schlieffens Plan eine gewichtige Rolle.

Auf die Art, wie dieser Plan Schlieffens von seinem Nachfolger im Weltkriege durchgeführt worden ist, wird später eingegangen werden. Augenblicklich handelt es sich um die politische Auswirkung, welche dieser Plan bei Kriegsbeginn zur Folge gehabt hat.

Am Abend des 2. August überreichte der deutsche Gesandte in Brüssel dem belgischen Minister des Äußeren eine Note, in der die deutsche Regierung um Zulassung des freien Durchmarsches der deutschen Truppen ersuchte und in

diesem Falle die Integrität und Unabhängigkeit Belgiens gewährleistete, wie auch die Verpflichtung Deutschlands zu voller Schadloshaltung ausdrücklich anerkannte.

Am 3. August wandte sich König Albert von Belgien an den König von England, um die diplomatische Vermittlung der britischen Regierung zum Schutze der Neutralität Belgiens anzurufen. Zugleich rüstete Belgien sich zum bewaffneten Widerstand. Das englische Kabinett verlangte von Deutschland die Achtung der belgischen Neutralität. Deutschland erwiderte, es werde sogar im Falle eines bewaffneten Konflikts mit Belgien sich unter gar keinem Vorwande belgisches Gebiet aneignen. Das deutsche Volk könne aber einem durch Belgien gerichteten französischen Angriff, wie er nach unwiderleglichen Beweisen beabsichtigt sei, nicht ausgesetzt werden.

Am 4. August, während der berühmten Reichstagssitzung, ließ der englische Botschafter sich bei dem Reichskanzler melden und verlangte wiederholt die Respektierung der belgischen Neutralität. Als Bethmann erwiderte, unsere Truppen hätten bereits die belgischen Grenzen überschritten, entfernte er sich, kam nach einigen Stunden wieder und verlangte, es solle bis 12 Uhr nachts die Erklärung abgegeben werden, daß wir unser Vorgehen in Belgien einstellen würden. Anderenfalls sei er beauftragt, seine Pässe zu fordern, und England werde Belgien schützen. „Das war die englische Kriegserklärung." (Bethmann, S. 198.)

Am selben Tage sprach die englische Regierung der belgischen, was sie vorher schon einmal getan hatte, ihre „Erwartung" aus, sie werde einer Neutralitätsverletzung durch Deutschland „mit aller Kraft Widerstand leisten". England sei in diesem Falle bereit, sich den gegen uns bereits im Kriege befindlichen Mächten, Rußland und Frankreich, anzuschließen.

Dabei hatte aber England schon vorher — also ehe die beabsichtigte Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland in die Erscheinung getreten war — sich Frankreich gegenüber verpflichtet, wie bereits (S. 41) hervorgehoben, die französische Küste gegen jeden Angriff Deutschlands zu schützen. Das ergibt mit zwingender Deutlichkeit, daß die Verletzung der belgischen Neutralität für England nicht der Grund zu seinem Eintritt in den Krieg, sondern nur ein geschickt abgewarteter und ungeheuer werbekräftiger Vorwand war.

3.

Der deutsche Generalstab war also schon im Frieden entschlossen, den Verteidigungskrieg auf der Westfront angriffsweise, und zwar in der Richtung zu führen, daß gegenüber der französischen Ostfront nur eine Beobachtungs- und Verteidigungsstellung eingenommen werden sollte, während die gesamte verfügbare Heeresmacht um den Drehpunkt Metz eine gewaltige Linksschwenkung vollziehen und durch Belgien vorrückend die französische Nordostfront angreifen sollte.

Was aber mußte, was konnte derweil im Osten geschehen?

Wie ein Alpdruck lastete auf dem deutschen Leben der letzten Jahre vor dem Kriege die Vorstellung von der ungeheuren Gefahr, die im Osten drohte. Hier lag vor unseren Grenzen der russische Bär auf der Lauer. Das gewaltige Zaren-

reich, das ein Sechstel der ganzen Festlandsoberfläche der Erde bedeckte, das über 170 Millionen Einwohner verfügte, konnte sozusagen unbegrenzte Truppenmassen ins Feld stellen. Es hatte die Erfahrung eines zwar verlorenen, doch außerordentlich lehrreichen Krieges hinter sich. In den letzten Jahren hatte es, dank den 18 Milliarden französischer Anleihe, fieberhaft zum Kriege gegen die verbündeten Mächte gerüstet und vor allem sein Eisenbahnnetz für den strategischen Aufmarsch ausgebaut. Abgeschlossen waren die letzteren Arbeiten allerdings noch nicht — das würde erst im Jahre 1917 der Fall gewesen sein.

Dies Riesenreich mit seinem Riesenheere schien in gewisser Hinsicht unverwundbar. Die Erinnerung an 1812 lehrte, daß die russischen Heere, auch wenn sie geschlagen waren, sich jederzeit ins Innere zurückziehen konnten, um sich dort zu erholen und zu reorganisieren. Ein entscheidender Sieg über die russischen Heere wäre also nur zu erringen gewesen, wenn sie samt und sonders vernichtet worden wären.

Gegenüber den Menschenmassen, welche Rußland heranführen konnte, mußten Deutschland und die Doppelmonarchie von vornherein in der zahlenmäßigen Unterlegenheit sein. Beide Reiche hatten ihre Menschenkraft für den Kriegsfall noch keineswegs völlig ausgenutzt. Deutschland ließ alljährlich einen beträchtlichen Teil seiner völlig kriegsbrauchbaren Jungmannschaft unausgebildet. Bei Kriegsausbruch betrug die Stärke des deutschen Friedensheeres etwa 822 000 Mann bei 67 bis 68 Millionen Einwohnern, während Frankreich, das einschließlich seiner Kolonien Algier und Tunis 47 Millionen Einwohner hatte, ein Friedensheer von 910 000 Mann unterhielt! Das Friedensheer Deutschlands betrug also 1,1%, das Frankreichs 1,9% der Bevölkerung. Ausgebildete Mannschaften besaß Frankreich beim Kriegsbeginn ungefähr gleichviel wie Deutschland, nämlich ungefähr je 5 Millionen Mann. Hätten wir mit ähnlicher nationaler Hingabe wie Frankreich uns auf den Kriegsfall gerüstet und unseren ganzen Nachwuchs wirklich der Schule des Friedensheeres unterworfen, so hätten wir statt mit 5 Millionen ausgebildeter Männer mit 7½ Millionen den Weltkrieg eröffnen können! Wir waren also auf den Krieg nicht genügend vorbereitet. Unser Heer hätte nicht nur um einige Armeekorps, sondern um ein Drittel bis die Hälfte stärker sein können und sein müssen!

Die Schuld an diesen Zuständen fällt vor allem auf die Volksvertretung, welche durch Jahrzehnte allen Forderungen auf Heeresvermehrung aus höchst übel angebrachter Sparsamkeit einen zähen Widerstand entgegengesetzt und erst auf Grund eines oft recht widerwärtigen „Kuhhandels" die nach Möglichkeit beschnittenen Vorlagen bewilligt hatte. Aber hier hätten die Regierungsgewalten eingreifen und nicht locker lassen müssen, bis sie unter unverblümter Darlegung der ungeheuren Gefährdung unserer politischen Lage die Ausnutzung der vollen Wehrkraft unseres Volkes beim Parlament durchgesetzt hätten.

Die gleichen Faktoren, welche die zahlenmäßige Schwäche unseres Feldheeres verschuldet hatten, haben auch eine erhebliche Rückständigkeit Deutschlands in bezug auf die Bewaffnung und Ausrüstung auf dem Gewissen. Vor allem war unser leichtes Feldgeschütz im ganzen minderwertig. Aber außerdem fehlte es an Maschinengewehren, Lastkraftwagen, Funkergerät, Feldbahnmaterial und vor allen Dingen an Munition. Wie furchtbar diese Unterlassungen sich im

Kriege gerächt haben, werden wir noch sehen. Über die Marine wird in besonderem Zusammenhang an anderer Stelle gesprochen werden.

Einer idealen Lösung der Aufgabe, die an die deutsche Heeresmacht durch den Zweifrontenkrieg gestellt wurde, stand also von vornherein die zahlenmäßige Schwäche des deutschen Bestandes an ausgebildeten Mannschaften entgegen. In noch viel höherem Maße gilt das von unserem Verbündeten, der Doppelmonarchie. Das österreichisch-ungarische Friedensheer umfaßte nur 410 000 Mann bei einer Gesamtbevölkerungsziffer von 55 Millionen, also nur rund ¾% der Bevölkerung. Es ist als schwere Säumnis unserer Vorkriegsregierung zu buchen, daß sie es unterlassen hat, den Bundesgenossen, mit dem wir doch nun einmal auf Gedeih und Verderb verbunden waren, zur vollen Entfaltung seiner Volksstärke mit allen Mitteln zu veranlassen, wie es Frankreich mit seinem Verbündeten Rußland getan hat.

Dem heraufbrauenden Ungewitter des Anmarsches der russischen Riesenheere konnte unter diesen Umständen von vornherein nur ein sehr geringer Teil der deutschen und die verhältnismäßig schwache verbündete Armee entgegengestellt werden. Daraus ergab sich ohne weiteres der Zwang, den Krieg auf der Ostfront zunächst rein verteidigungsweise zu führen, soweit der strategische Grundgedanke in Betracht kam. Das schloß natürlich nicht aus, daß die Verteidigung auch auf der Ostfront taktisch nach Möglichkeit angriffsweise geführt wurde, wie es auch tatsächlich der Fall gewesen ist.

Auf den italienischen und auf den rumänischen Bundesgenossen konnte von vornherein nicht gerechnet werden und ist auch nicht gerechnet worden. Im Verhältnis zu Italien war der Dreibund ein Defensivbündnis — und unsere politische Leitung hatte dem Italiener und dem Rumänen den Vorwand zur Nichtbeteiligung am Kriege auf seiten ihrer Verbündeten geradezu in die Hand gespielt, als sie ihrerseits mit der Kriegserklärung nach Osten wie nach Westen vorging.

Anders als um die Zahl stand es glücklicherweise um die Ausbildung des Heeres. Zwar war auch hier keineswegs alles, wie es hätte sein sollen. Auch über dem Heere lastete, wie über dem ganzen deutschen Leben der Vorkriegszeit, die Krankheit des „Traditionalismus". Es steckte in der Armee noch immer ein Rest des mittelalterlichen „Rittertums". Das kam zum Ausdruck in der bevorzugten Stellung der reitenden Waffen und unter diesen wieder der Kavallerie. Diese Waffe galt als die vornehmste — während doch schon längst vor dem Kriege hätte klar sein müssen, daß gegenüber der modernen Waffenwirkung alle Schlachtentscheidungen durch die Artillerie vorbereitet und durch die Infanterie erkämpft werden müßten. Die weitere Folge dieser Auffassung war die Tatsache, daß die Schießausbildung unserer Feldartillerie, vor allem ihres Offizierkorps, hinter der reiterlichen bedeutend zurückstand und jedenfalls der französischen ganz erheblich unterlegen war.

Als fernerer Grundfehler ergab sich eine Unterschätzung der Technik, vermöge deren der deutsche Offizier „technisch-wissenschaftliches Streben als etwas seiner sozialen Stellung nicht recht Entsprechendes ansah". (Ritter, Kritik des Weltkrieges, S. 30.) Die Folge war die nicht genaue Kenntnis und damit die Unterschätzung der neuzeitlichen Waffenwirkung. Hierdurch wiederum ergab

sich eine Überhastung des Angriffs, ein allzu großes Betonen der Schneidigkeit im Vorgehen, die uns in den Schlachten des Kriegsbeginns unermeßliche Blutopfer gekostet und vor allem die Blüte unseres Offizierkorps allzufrüh dahingerafft hat. Diese Unterschätzung der Technik ist noch im letzten Kriegsjahr in geradezu verhängnisvoller Weise als Minderbewertung der Tankwaffe hervorgetreten.

Der Geist des deutschen Berufsoffizierkorps zeigt so außerordentlich hohe positive Eigenschaften, so glänzende Vorzüge, daß es dem Beurteiler, der selber fast drei Jahrzehnte der Armee angehört hat und seine militärische Ausbildung eben diesem Berufsoffizierkorps verdankt, sehr bitter ankommt, hier Worte der Kritik laut werden zu lassen. Aber das Wohl unseres Vaterlandes zwingt mich hier, meine Auffassung nicht zu verschweigen.

Auch das Offizierkorps war bei allem Streben nach Vervollkommnung jenem unheimlichen Beharrungsvermögen verfallen. Es wurde, in vieler Hinsicht mit gutem Grund, in einer Abgeschlossenheit erzogen und erhalten, welche sich zu der berühmten „Weltfremdheit" ausgewachsen hat. Politisch rechtlos und völlig ahnungslos, erblickte das Offizierkorps in jedem Versuch einer Fortentwicklung der grundlegenden politischen Ideale des Volkes einen verkappten Umsturz. Die Spur des Geistes seines ersten Begründers, des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I., lebte noch immer in ihm fort und ließ es seine hohe und zu Opfern verpflichtende Aufgabe, der militärische Erzieher des Volkes zu sein, gar zu leicht zugunsten des „Herrenstandpunktes" verkennen. Die verhängnisvolle Auswirkung dieses Zustandes war, daß unser Berufsoffizierkorps das Wesen des Volkskrieges verkannt hat. Gar zu wenig ist es dem Offizier selbst in vier Kriegsjahren zum Bewußtsein gekommen, daß die „Mannschaft", die er zu befehligen hatte, sich nun nicht mehr aus zwanzig- bis zweiundzwanzigjährigen Rekruten zusammensetzte, sondern zu einem überwiegenden Teile aus lebensreifen, lebensbewährten „Vollbürgern" und Familienvätern bestand. Diesen völlig veränderten Verhältnissen sich in Ton und Haltung anzupassen, ist unserem Offizierkorps nicht in dem wünschenswerten Maße gelungen.

Aus der Schule des Berufsoffizierkorps ist das Offizierkorps des Beurlaubtenstandes hervorgegangen, und des ersteren Geist hatte in seinen hohen Vorzügen, aber auch in den erwähnten Fehlern letzteres maßgebend beeinflußt. Bei der Länge des Krieges und bei der unsinnigen Verschwendung, die im Anfange mit dem kostbaren Material des Berufsoffiziers getrieben worden ist, hat sich das zahlenmäßige Verhältnis zwischen Berufs- und Reserveoffizieren, das beim Ausmarsch etwa auf gleich und gleich stand, zugunsten eines starken Überwiegens des nichtberuflichen Offiziers verschoben. Trotzdem ist es bis zum Ende des Krieges nicht gelungen, die völlige Gleichbewertung des Nichtberufsoffiziers mit dem Berufsoffizier selbst in dem natürlich nicht allzu häufigen Falle völlig gleichwertiger Leistungen zu erzielen.

Diese Flecken auf dem strahlenden Bild unseres Friedensheeres müssen hier aufgezeigt werden. Wir wissen nicht, was uns die Zukunft bringt. Erkenntnis aber ist schon um des Verständnisses der Vergangenheit willen notwendig. Sie hindert uns nicht, aus freudigem Herzen anzuerkennen, daß das deutsche Berufsoffizierkorps und das deutsche Friedensheer die erste Stelle unter allen

kämpfenden Mächten, das heißt in der ganzen Welt eingenommen und das aus ihm hervorgegangene Kriegsoffizierkorps und Kriegsheer zu seinen unvergleichlichen Leistungen befähigt hat.

4.

So war die Lage der Mittelmächte schon angesichts der Notwendigkeit der Führung eines Zweifrontenkrieges außerordentlich schwer. Dabei ist allerdings daran zu erinnern, daß zwischen den feindlichen Verbündeten an der Ost- und an der Westfront nur eine sehr schwache Verbindung bestand. Die einzige wirklich unmittelbare Verbindung, die Dardanellen, sperrte die Türkei. Es war eine Lebensfrage für die Mittelmächte, daß diese Sperre bestehen blieb. Hieraus ergibt sich ohne weiteres, welch ungeheure Bedeutung der Haltung zukam, welche diese Macht einschlagen würde. Auch die Leiter der türkischen Geschicke wußten natürlich ganz genau, daß eine militärische Niederzwingung Deutschlands und Österreichs sie ohne jeden Rückhalt dem russischen Streben nach Beherrschung des Balkans und Eroberung Konstantinopels ausgeliefert haben würde. Also auch für sie war es eine Frage des Seins oder Nichtseins, die der ausbrechende Krieg entscheiden mußte. Trotzdem muß es als eine Tat höchster Ehrenhaftigkeit und Tapferkeit anerkannt werden, daß die Türkei schon wenige Monate nach dem Ausbruch des Kampfes sich als Verbündete an unsere Seite gestellt hat. Noch höher aber wächst dieses Verdienst, wenn man die geradezu überraschende und überwältigende Hingabe und Zähigkeit betrachtet, mit welcher die Türkei den Kampf durchgeführt und so bis unmittelbar vor dem allgemeinen Zusammenbruch die Sperre zwischen unseren östlichen und westlichen Feinden aufrechterhalten hat. Das ist um so bewunderungswürdiger, als die Türkei eben erst zwei verlorene Kriege, den Tripoliskrieg und den Balkankrieg, überstanden hatte. Ferner kam für die Türkei erschwerend in Betracht, daß sie, wie sie Rußland von seinen westlichen Verbündeten abschnitt, ihrerseits wieder von ihren Verbündeten im Norden durch die Balkanstaaten abgeschnitten war, die erst vor kurzem in mörderischem Kriege mit ihr die Waffen gekreuzt hatten. Diese Erwägung läßt erkennen, von wie entscheidender Bedeutung für die Kraft unseres Widerstandes die Tatsache geworden ist, daß im Laufe des Krieges Bulgarien sich den Mittelmächten angeschlossen und sich an der Niederwerfung Serbiens beteiligt hat. Hierdurch wurde die Verbindung zwischen Berlin, Wien und Konstantinopel über Belgrad und Sofia geschaffen und dadurch der Umweg über das neutrale, aber mehr als unzuverlässige Rumänien vermieden, der im Anfang einen kärglichen Ersatz für eine Verbindung über verbündetes Gebiet hatte abgeben müssen.

Bei Kriegsbeginn waren allerdings diese erleichternden Umstände noch nicht eingetreten, und so war mit der Möglichkeit zu rechnen, daß es den östlichen und westlichen Feinden über kurz oder lang gelingen werde, die Verbindung durch die Dardanellen, sei es mit, sei es ohne Zustimmung der „Portiers der Meerengen“, herzustellen.

5.

Vollends beklemmend aber mußte die Lage Deutschlands und Österreich-Ungarns werden, als **England** ihnen den Krieg erklärte. Denn das bedeutete, daß an Stelle des **Zweifrontenkrieges** der **Dreifrontenkrieg** trat. Abgesehen von der militärischen Verstärkung, die England alsbald dem französischen Verbündeten gewähren würde (sie wurde auf deutscher Seite ganz erheblich unterschätzt), wirkte sich nun erst die Tatsache voll aus, daß Deutschland im Norden und Österreich im Adriatischen Meer eine stark gefährdete **Seefront** besaßen.

Neben der militärischen Bedrohung vor allem der deutschen Seefront trat erst mit dem Augenblick, da England sich unseren Feinden anschloß, die Tatsache voll in Geltung, daß der Krieg nicht nur ein militärisches, sondern auch ein wirtschaftliches Phänomen ist — ja, daß die **Kriege** der Neuzeit samt und sonders Wirtschaftskriege sind.

Die österreichisch-ungarische Doppelmonarchie wäre zwar bei sehr viel gutem Willen ihrer wesensverschiedenen Nationen zu gegenseitiger Aushilfe allenfalls in der Lage gewesen, ihre gesamte Bevölkerung aus ihrer landwirtschaftlichen Gesamterzeugung zu ernähren. Deutschland aber war, wie bereits hervorgehoben, hierzu nicht einmal vorübergehend imstande. Es war auf überseeische Zufuhren angewiesen, um seine Bevölkerung zu ernähren.

Aber außer **Nahrungsmitteln** für Mensch und Vieh bedarf ein modernes Staatsgebilde mit seiner durchgeführten Industrialisierung sowohl zur Kriegführung als auch zur Aufrechterhaltung eines einigermaßen geregelten Wirtschaftslebens während des Krieges einer anderen Gruppe von Bedarfsgegenständen, deren ungeheure Bedeutung der weitaus größten Mehrzahl unserer Volksgenossen erst während des Krieges zum Bewußtsein gekommen ist: **der Rohstoffe!** Zwar gewannen die Mittelmächte die beiden weitaus wichtigsten Materialien, nämlich Eisen und Kohle, im eigenen Land in ganz erheblicher Menge. Aber viele andere für Industrie und Landwirtschaft wie zur Kriegführung höchst wichtige Stoffe hatten die Mittelmächte vor dem Krieg ausschließlich oder doch zu einem wichtigen Prozentsatz aus fremden Ländern und größtenteils über See bezogen.

Daß aber im Kriegsfalle mit England diese Macht in Kürze die volle Herrschaft über die See an sich zu reißen in der Lage sein würde, war für jeden nüchternen Beobachter klar. Die deutsche Flotte würde im günstigsten Fall ausreichen, um einen unmittelbaren Angriff feindlicher Seestreitkräfte auf die deutsche Nordseeküste verhindern zu helfen und die Ostsee zu sperren und gegenüber der russischen Flotte zu behaupten. Mehr konnte von ihr in keinem Fall erwartet werden.

England besaß, solange es sich an das von allen Völkern anerkannte Völkerrecht hielt, zwar die Möglichkeit, die deutschen und österreichischen Häfen durch ungesäumte „effektive Blockade" für jede fremde Zufuhr, auch auf neutralen Schiffen, zu sperren. Immerhin waren die Mittelmächte aber doch bei Kriegsbeginn nicht nur von Feindstaaten, sondern auch von Ländern neutraler Mächte umgeben. Die Niederlande, die skandinavischen Staaten, die Balkanstaaten, Italien, die Schweiz waren neutral und würden sich die Gelegenheit, durch

die Zufuhr alles nötigen Bedarfes über ihre Grenzen an die Mittelmächte erheblichen Gewinn einzuheimsen, schwerlich entgehen lassen. Eine Seeblockade der deutschen Nordsee und der österreichischen Adriahäfen würde also nicht imstande sein, die Mittelmächte von jeder Möglichkeit der Zufuhr abzuschneiden. Wer aber Englands Weltanschauung und bisherige Kriegsgepflogenheiten kannte, hätte von vornherein mit der Möglichkeit rechnen müssen, daß England vor den Schranken des Völkerrechts und den Sonderrechten der Neutralen nicht haltmachen würde.

Auf diese Möglichkeit waren Deutschland und Österreich-Ungarn auch nicht im entferntesten eingerichtet. Und hier liegt der zweite schwere Vorwurf, der gegen die Leiter unserer Geschicke vor dem Krieg erhoben werden muß: sie hatten für den Zwei-, aber nicht für den Dreifrontenkrieg gerüstet. Sie hatten die Möglichkeit eines Krieges mit England oder wenigstens die wirtschaftlichen Folgen eines solchen Krieges überhaupt nicht in ihre Berechnung eingestellt. Dabei spielt ein Irrtum mit, dem zwar nicht Moltke, wohl aber seine Nachfolger erlegen waren, und der sich der ganzen deutschen Öffentlichkeit mitgeteilt hatte, der Wahn nämlich, als sei in unserer Gegenwart ein langer Krieg aus militärischen wie aus wirtschaftlichen Gründen überhaupt nicht möglich. Es war vollständig verabsäumt worden, die Frage, ob der Zwang zu einem langen Kriege für Deutschland wenigstens im Bereich der Möglichkeit liege, ernstlich zu prüfen, geschweige denn aus ihr die Folgerungen zu ziehen und Vorbereitungen zu treffen, auch für eine lange Kriegsdauer, was nur unter Mitwirkung diplomatischer und vor allem wirtschaftlicher Sachverständiger aus allen Berufen hätte geschehen können. Der „wirtschaftliche Generalstab“ war von Einsichtigen mehrfach gefordert, aber niemals geschaffen worden.

Das war die wirtschaftliche Seite des Dreifrontenkrieges. Wie stand es mit der militärischen?

Die ungeheure strategische Bedeutung der Flottenfrage ist bereits angeschnitten worden. Vom militärischen Standpunkt aus ist daran zu erinnern, daß die deutsche Seekriegsmacht erst eine Schöpfung des neuen Reiches, und zwar eigentlich erst Wilhelms II. war. Noch Caprivi hatte es abgelehnt, vor der Abwicklung der „völkerpsychologischen Notwendigkeit“, als die er den Zweifrontenkrieg mit Rußland und Frankreich ansah, der Schaffung einer starken deutschen Flotte überhaupt näherzutreten. Bis zum Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. standen die Anfänge unserer deutschen Flotte unter der Herrschaft des „Küstenschutzgedankens“. Die Flotte war also lediglich bestimmt, als bewegliches Glied sich in die Reihe der am Lande aufgebauten Küstenverteidigungsmittel einzufügen. Erst Wilhelm II. und sein Großadmiral von Tirpitz leiteten lediglich aus der sich immer mehr aufdrängenden Notwendigkeit heraus, unserem sich machtvoll entwickelnden Überseehandel und unseren Kolonien einen Schutz und Rückhalt zu beschaffen, die Flotte vom Küstenschutz- zum „Hochseegedanken“ hinüber. Nur der Besitz einer Hochseeflotte, so schlossen beide ganz richtig, und zwar einer Flotte, welche Bündniswert für andere Großmächte hätte, also einer leistungsfähigen Schlachtflotte, würde „den trügerischen Glanz unserer damaligen Weltpolitik zu einer wirklich selbständigen Weltstellung umgewandelt haben“ (Tirpitz, S. 51). Frage war bloß, ob England uns überhaupt noch so

weit kommen lassen würde. Der Flottenbauplan, auf Grund dessen Deutschland unter Wilhelm II. zur Schaffung einer eigenen Hochseeflotte geschritten ist, „rechnete in allen seinen Einzelheiten mit einem neutralen England" (Tirpitz, S. 59.) Welch naive Illusion!

Daß die ganze Entwicklung unserer Flotte mit einem beständigen Kampf gegen die Bedenken der Reichsleitung, wir würden durch die Flottenreform England zum Kriege reizen, Hand in Hand ging, ist bekannt.

Tatsache ist, daß wir bei Ausbruch des Krieges eine Hochseeflotte besaßen, welche vortrefflich war, „das Personal voll Kampfbegierde, in hohem Ausbildungsstand, das Material dem englischen überlegen" (Tirpitz, S. 298). Immerhin befand sich die Flotte, als sie den sechs größten Seemächten entgegengestellt wurde, noch in der Entwicklung.

Ein ganz neues Moment war in den Ausbau unserer Flotte hineingekommen durch die Entwicklung, welche in den letzten Jahren vor dem Kriege das Unterseeboot gewonnen hatte. Zwar war die deutsche Marine bei Kriegsausbruch sowohl in bezug auf die Qualität wie auf die Zahl der Unterseeboote den anderen Marinen, insbesondere auch der englischen, überlegen. Nach Tirpitz' Angabe standen bei Kriegsausbruch sieben englische U-Boote für Fernwirkung gegen zehn deutsche U-Boote in hoher Vollendung. Aber die ungeheure Bedeutung, welche das U-Boot im Krieg erlangen sollte, vor allem die Möglichkeit eines vollkommen selbständigen Operierens auf weite Entfernungen, war damals noch nicht erkannt und ist erst im Verlaufe des Krieges durch die Taten der Weddigen und Herwig in die Erscheinung getreten.

6.

Dies war in großen Zügen geschildert die militärische Lage der Mittelmächte bei Kriegsausbruch. Die Grundzüge seien noch einmal kurz rekapituliert:

Deutschland und Österreich waren für den Zweifrontenkrieg nicht vollständig gerüstet insofern, als Deutschland kaum zwei Drittel seiner wehrfähigen Mannschaften, Österreich knapp ein Drittel militärisch ausgebildet hatte. Die deutsche Armee war ausgezeichnet geschult und verfügte über ein vorzügliches Offizierkorps. Ihre Ausrüstung und Bewaffnung war nicht auf der vollen benötigten Höhe, insbesondere ließen die Feldartillerie und die Munitionsversorgung zu wünschen übrig. Die österreichisch-ungarische Armee war in einem leidlichen Zustande der Friedensausbildung, aber während im deutschen Heere höchstens unter den elsässischen und polnischen Mannschaften sich einzelne unsichere Elemente befanden, war die Armee der Doppelmonarchie infolge der nationalen Verhältnisse von vornherein kein unbedingt zuverlässiges Kriegsinstrument. Eine einheitliche Kriegsleitung war im Beginn des Krieges nicht hergestellt, geschweige denn eine einheitliche politische Leitung. Die deutschen Seestreitkräfte befanden sich noch in der Entwicklung; das Vorhandene war ausgezeichnet. Die österreichischen Seekräfte hatten eine ruhmvolle Vergangenheit; ihre Schlagkraft für den modernen Seekrieg war nicht über jede Anzweiflung erhaben.

Der Zweifrontenkrieg würde, das war bestimmt vorauszusehen, an die Leistungsfähigkeit der Mittelmächte außerordentlich schwere Anforderungen stellen. Auf einen Dreifrontenkrieg mit seinen unvermeidlichen wirtschaftlichen Folgen, insbesondere bei längerer Dauer, war auch nicht die Spur einer Zurüstung vorhanden. Eine dumpfe Erkenntnis dieses Zustandes sprach sich schon in dem Gefühl tiefer Sorge aus, welche Deutschland durchschauerte, als es die Kriegserklärung Englands erfuhr. Aber zum Glück für die Verfassung des deutschen Heeres und Volkes bei Kriegsbeginn war bei uns die Erkenntnis von Englands wahrem Wesen, seinen letzten politischen Zielen und seiner völligen Skrupellosigkeit in der Wahl seiner Mittel damals noch keineswegs vorhanden, und man kann und muß leider sagen, daß das auch bis zum Kriegsende nicht der Fall gewesen ist. Allerdings trifft hier unsere Regierung der weitere schwere Vorwurf, daß sie selber diese Ziele nicht erkannt hatte und infolgedessen nichts getan hat, um das Volk über den vollen, furchtbaren Ernst seiner Lage aufzuklären.

Es ist natürlich wesentlich leichter, heute, fast vier Jahre nach dem formellen Ende des Krieges, dieses Urteil auszusprechen, als es für die deutsche Regierung war, diese Verhältnisse entsprechend lange vor Ausbruch des Krieges zu überschauen und danach ihre Schritte einzurichten. Aber die Tatsache ist nicht wegzuleugnen: jene Mächte, welche verfassungsmäßig verpflichtet waren, das deutsche Volk so zu führen, daß der durch seine wirtschaftliche Tüchtigkeit und militärische Leistungsfähigkeit erzielte Aufstieg ihm zum Segen und nicht zum Untergang gereichte, haben in der Zeit vor dem Kriege versagt. Wie weit die Führer der deutschen Geschicke sich während des Krieges selbst ihrer hohen Verantwortung bewußt und zur Führung tauglich und würdig erwiesen haben: diese Frage zu prüfen und den Versuch einer Beantwortung zu unternehmen, wird eine der Hauptaufgaben dieses Buches sein. Bei dieser Prüfung werden unsere Sympathien grundsätzlich geneigt sein, sich auf seiten jener Gewalten zu stellen, welche Deutschland zur Einheit und Größe geführt haben: auf die Seite der Monarchie und des Heeres.

Dies eine darf und muß aber jetzt schon vorausgeschickt werden: was auch der Weltkrieg in uns allen erschüttert und zerstört hat: unzerstörbar lebt in uns der Glaube an den Wert und die Größe des deutschen Volkes, an die Gewißheit eines Wiederaufstieges und an seine Sendung im Gesamtaufbau der Menschheit. Unser deutsches Wesen ist nicht dazu bestimmt, daß an ihm die Welt genese. Aber Deutschlands Untergang würde die Welt um unersetzliche Werte berauben, würde sie ärmer, würde sie dunkel, stumpf und öde werden lassen. Darum ist es nicht unser Recht nur, sondern unsere Pflicht gegen die Menschheit, unser Wesen zu behaupten, zu läutern und zu erhöhen.

Dieser Glaube soll uns bei der Betrachtung der ungeheuren Tragödie unseres Volkes nicht einen Augenblick verlassen.

★

Erstes Buch

Ins Feld!



Erstes Kapitel

Wider Franzosen und Engländer

1.

Wie aus kaum eben sich umziehendem Blau ein Wetterschlag, so brach der Ruf zu den Waffen in Deutschlands Arbeitsfrieden hinein. Die abscheuliche Bluttat von Sarajevo hatte in deutschen Landen einen starken Widerhall der Empörung gefunden. Und seitdem war eine lebhafte Unruhe in den Erörterungen der Presse zurückgeblieben. Wieder einmal wurde von drohender Kriegsgefahr gemunkelt. Aber das hatte man ja in den vergangenen Jahrzehnten und zumal seit etwa 1905 so oft erlebt, und immer hatte das Unwetter sich wieder verzogen. Niemand in Deutschland glaubte ernstlich an Kriegsgefahr. Niemand wollte den Krieg. Nein, niemand! Es mag in der oder jener langweiligen Garnison der und jener junge Offizier vom frischfröhlichen Krieg geschwärmt haben — es mag in Generalstabskreisen hier und dort einmal die Auffassung laut geworden sein, die große Auseinandersetzung mit den Feinden an unseren beiden Flanken müsse doch einmal kommen — die besten Gelegenheiten zum „Präventivkrieg" seien bereits verpaßt; es sei klüger, unseren Feinden zu ihren allbekannten Rüstungen nicht noch länger Zeit zu lassen, sondern die Entscheidung herauszufordern. Aber es ist abgeschmackt, vom Vorhandensein einer großen und einflußreichen „Militärpartei" zu faseln, die zum Kriege gedrängt und ihn schließlich erzwungen habe. Dem deutschen Volk in seiner Gesamtheit lag der Gedanke an einen Krieg weltenfern. Zwar hatte Frankreich

vor kurzem die dreijährige Dienstzeit eingeführt, und Deutschland hatte darauf mit einer neuen Wehrvorlage geantwortet. Aber gerade durch diese Antwort wähnte der Deutsche den Frieden wiederum auf mindestens einige Jahre gesichert. Vor allem aber vertraute er, welcher politischen Partei er auch immer angehören mochte, der unbedingten Friedensliebe des Kaisers. Dieser hatte erst im vergangenen Jahre sein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum gefeiert, und die Presse aller Richtungen, auch die sozialistische, hatte anerkannt, daß Deutschland in ihm den sichersten Hort des Friedens besitze.

Nun erntete der Kaiser den Dank seiner in hundert Anfechtungen bewährten Friedenswilligkeit. Sie hatte ihn zu einem Entgegenkommen gegen Anmaßungen anderer Großmächte veranlaßt, das ihm an den Kasinotischen der jungen Gardeleutnants die heftigste Mißbilligung eingetragen hatte. Jetzt rief er zu den Waffen. Und wie ein Mann folgte das deutsche Volk. Es wußte: wenn von dieser Stelle der Ruf ergeht, dann ist Not.

Noch in den letzten Tagen, als wenigstens in den Hauptstädten Deutschlands die Nähe der Kriegsgefahr schon zum Bewußtsein der Öffentlichkeit gekommen war, hatte es den Anschein gehabt, als sei es nicht ausgeschlossen, daß jene Teile der Bevölkerung, welche zur Fahne des radikalen Internationalismus schwuren, den Krieg ablehnen und der Mobilmachung Schwierigkeiten bereiten würden. Aber als nun tatsächlich die schaurig erhabene Stunde gekommen war, da erlebte Deutschland vielleicht den größten Augenblick seiner ganzen Geschichte. Es ist nicht eine Phrase, sondern stimmt für diese historische Stunde so gut wie buchstäblich: Deutschland stand auf wie ein Mann. Denn es fühlte ein Doppeltes: es wußte, seine Schicksalsstunde habe geschlagen, es wußte: es ging um Sein oder Nichtsein. Und zum anderen war es sich in allen seinen Schichten des einen unerschütterlich bewußt: dieser Krieg war, wenn jemals ein Krieg in der Welt, ein Verteidigungskrieg. Wir haben ihn nicht gewollt — von unseren Feinden ist er uns aufgezwungen worden — von unseren Feinden, die unsere Vernichtung wollen, weil wir ihnen zu stark geworden sind.

Niemand, der die unbeschreiblich erhabenen Tage des Kriegsbeginns miterlebt hat, kann das in Abrede stellen. Und wenn es am Ende des Krieges einer raffinierten Agitation unserer Feinde in Verbindung mit einer verhängnisvollen inneren Entwicklung gelingen konnte, die Auffassung in Teile unseres Volkes hineinzutragen, als sei der Krieg von deutscher Seite veranlaßt worden — so mag hier gleich mit aller Bestimmtheit erklärt werden, daß vor sorgfältiger Nachprüfung der ganzen Vorgeschichte des Krieges, seiner unmittelbaren wie der jahrzehntelangen Vorbereitung von seiten unserer Feinde, nicht der leiseste Zweifel bestehen kann an der unerschütterlichen Tatsache, daß die Lenker der deutschen Geschicke bis zum letzten Augenblick mit allen Mitteln dahin getrachtet haben, den Ausbruch des Krieges zu verhindern. Das Märchen von der deutschen Kriegsschuld, das steht heute fest, ist eine abscheuliche Lüge.

Mit reinen Händen hob der Deutsche sein sieghaftes Schwert. Er hob es im festen Vertrauen auf sein Recht, sich seines Lebens zu wehren, und im nicht minder festen, allzu siegesicheren Vertrauen auf seine Kraft. Endlich aber in ebenso unbedingtem Vertrauen auf die politische wie die militärische Führung seiner Geschicke.

Nur für den Eingeweihten war es ein Anlaß zur Besorgnis, daß das Heer bei Kriegsbeginn nicht über einen Führer verfügte, auf dessen Person sich bereits ein begründetes Maß selbstverständlichen Vertrauens auch nur der Wissenden, des Generalstabs, des Offizierkorps, vereinigt hätte. Der einzige bedeutende Theoretiker, der nach des großen Moltke Abgange an der Spitze des deutschen Friedensgeneralstabs gestanden hatte, Graf Schlieffen, hatte schon 1906 wegen hohen Alters seinen Abschied nehmen müssen und war gestorben. Sein Nachfolger, Generaloberst von Moltke, der Neffe des Siegers von Königgrätz und Sedan, besaß nach den Worten des späteren Kriegsministers von Stein „ein nüchternes und reifes Urteil, arbeitete mit großem Fleiß und war gegen jedermann liebenswürdig und freundlich". Die Ausbildung des Generalstabs hatte er „in der bewährten Art seiner Vorgänger fortgeführt". Er hatte bei Kriegsbeginn eine Karlsbader Kur unterbrechen müssen. Seine Gesundheit war angegriffen. Er war alles andere als ein Genie oder ein Titan.

Die Zentralbehörde der Armee dagegen, deren Leiter er war, der „Große Generalstab", der sich mit Kriegsbeginn in den „Generalstab des Feldheeres" verwandelte, war zwar von den allgemeinen Mängeln des deutschen Offizierkorps, von einem gewissen Konservativismus und einer Neigung zur Unterschätzung des neuzeitlichen technischen Moments in der Waffenwirkung, nicht völlig frei. Im ganzen aber hat sich der Generalstab während des Krieges in einer Weise bewährt, die den scharfäugigen und rückhaltlosen Verfasser des ausgezeichneten und vielen der hier angenommenen Auffassungen zugrunde liegenden Werkes „Kritik des Weltkrieges" zu dem Gesamturteil veranlaßt, daß das Wirken des Generalstabs „trotz einzelner Irrtümer in der Wahl seiner Mittel turmhoch über den Leistungen der Feinde gestanden hat". Schwerer aber wiegt keine deutsche Anerkennung der Bedeutung des Generalstabs als die Bestimmung des Versailler Vertrages, die seine völlige Auflösung erzwungen hat ...

Was aber das schlechthin Ausschlaggebende war: das deutsche Heer war bis zum letzten Mann erfüllt von einem starken und im höchsten Maße berechtigten Vertrauen zu seiner Ausbildung sowohl, wie zu den Qualitäten derjenigen unter seinen Führern, welche die Armee selber zu beurteilen in der Lage war: also der unteren und mittleren Führung. Seine Leutnants, seine Kompagnieführer, seine Bataillons- und Regimentskommandeure — die kannte der Soldat — und denen vertraute er besinnungs- und bedingungslos. Und dieses Vertrauen ist nicht enttäuscht worden.

Darüber hinaus aber erfüllte jedes deutsche Herz der naive und unerschütterliche Glaube: die Riesenaufgabe, jedes Maßstabes der Vergangenheit spottend, werde unserem Soldatenvolk auch den Kriegshelden ohnegleichen bringen — den Führer durch Nacht zum Licht.

Glaube — das war der tiefe Orgelton, der unser ganzes Empfinden durchklang, als wir uns zur Gegenwehr nach drei Fronten aufreckten. Wir glaubten an unser gutes Recht — wir glaubten, all das, was kommen sollte, müsse sein. Wir glaubten an unsere Kraft, an unser Schwert, an unser Volk, an unser Heer. Eine religiöse Weihe breitete sich über das ganze Land, mit Kreuzfahrergefühlen legten wir „des Kaisers Rock" an, das feldgraue Ehrenkleid des deutschen Mannes.

Und diese Weihe schwemmte alles Trennende hinweg, das sich in den heftigen innerpolitischen Kämpfen der letzten Jahrzehnte zwischen den Klassen und Schichten unseres Volkes aufgetürmt hatte. Diese Weihe umglänzte das Haupt des Kaisers, als er in der berühmten Reichstagssitzung des 4. August das unvergängliche Wort sprach: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche!" Wenn je, dann hatte der Kaiser in diesem Augenblick das Wort der Stunde gesprochen — das Wort, das Widerhall fand in Palast und Hütte, in jedem Kopf und in jedem Herzen.

Wie oft hatte der Deutsche, der durch die Erziehungsschule des Heeres hindurchgegangen war, sich mit Herzklopfen die Frage vorgelegt: Wirst du es wohl erleben, daß der Riesenapparat unserer Kriegführung zu wirken beginnt?! Nun erlebten wir es — mit einem seltsamen Gemisch von Grausen und Begeisterung. Es waren — vergeßt es nicht! — es waren die erhebendsten Tage unseres Lebens.

Ja, der „Apparat" begann auf einmal ein gigantisches Leben. Daß alles „klappen" würde — wer hätte je daran gezweifelt?! Zwar das „Allzumenschliche" hat natürlich nicht gefehlt. Die Spionenriecherei nahm stellenweise groteske Formen an. Hinter jedem Wölkchen wähnte man feindliche Flieger zu sehen. Ein allzu eifrig „auf Vorrat" fertiggestelltes Extrablatt einer großen Berliner Zeitung flatterte dem Mobilmachungsbefehl um 48 Stunden voraus. Aber das waren spärliche Flecken auf der strahlenden Sonne eines nationalen Aufschwungs ohnegleichen.

Es klappte. Die ungeheuerliche Aufgabe der Umwandlung des Friedensheeres in ein Kriegsheer, die Mobilmachung und seine Bereitstellung in den vorgesehenen Aufmarschräumen hat sich dank der mustergültigen Vorarbeit des Generalstabs ohne jede Reibung vollzogen. Genau wie 1870 ist bei der Obersten Heeresleitung nicht eine einzige Rückfrage wegen des Aufmarsches eingegangen!

Zwischen dem ersten Mobilmachungstage, dem 2. August, und dem Beginn der Kriegshandlungen war eine vierzehntägige Frist vorgesehen. Daß schon längst vorher die ersten Schüsse fallen, die ersten Toten ins Gras sinken würden, war selbstverständlich und ist auch eingetreten. Schon in den ersten Augusttagen waren in den Vogesen und an Preußens und Galiziens Ostgrenzen, wie auch an der serbischen Front die Vorhuttruppen aneinandergeraten. Die junge deutsche Marine bombardierte in keckem Vorstoß die russischen Ostseehäfen wie die Mittelmeerhäfen der französischen Kolonie Algier. Aber große Taten waren innerhalb der ersten zwei Wochen nicht zu erwarten. So glaubte Deutschland, glaubte die Welt.

Wer aber hat wohl seinen Ohren getraut, als schon am 5. August die Kunde in die Welt drang: seit gestern würde um Lüttich gekämpft? Und zwei Tage später brauste stürmischer Jubel durch Deutschland: die linke Flügelfeste der belgischen Maasverteidigung in deutscher Hand — Lüttich gefallen! Wie war das möglich geworden?

Deutschland hatte einen neuen Helden. Nein, zwei! Hellen Klanges schmetterte der Name des Generals **von Emmich** durch die harrenden deutschen Gaue. Neben ihm wurde ein anderer genannt — einer, den bis dahin nur engste

Kreise des Generalstabs als den eines kommenden Mannes gekannt hatten. Der Name Ludendorff.

Die deutsche Heeresleitung hatte einen Entschluß von einer Größe gefaßt, die dem Namen des Chefs des Generalstabs, dem Namen des jüngeren Moltke, zu höchster Ehre gereicht, ob auch späteres Versagen diesen Glanz in tiefe Schatten gehüllt hat.

Wenn der kolossale Plan des Grafen Schlieffen, den linken Flügel der französischen Ostfront in einem gewaltigen Flankenmarsch quer durch Belgien zu umgehen und die französische Nordostfront anzupacken — wenn er überhaupt glücken sollte, so durfte kein Tag vergehen — durfte die Schwenkung durch Belgien um den Drehpunkt Metz keinen Aufenthalt erfahren.

Nun nehme der Leser die Karte zur Hand. Er wird finden, daß die belgische Ostgrenze nur auf einem ziemlich schmalen Streifen mit Deutschland gemeinschaftlich ist. Im Norden schiebt sich ein birnenförmiger Streifen königlich niederländischen Gebiets, der „Maastrichtzipfel", bis gegenüber Aachen zwischen die belgische Provinz Limburg und die Rheinprovinz. Und weiter südlich im Winkel der Mosel und ihres nördlichen Nebenflusses, der Sauer, liegt zwischen Belgien und Deutschland das Großherzogtum Luxemburg eingeklemmt. Die deutschen Armeen, welche auf den großen Bahnlinien quer durch Deutschland in die Gegend von Duisburg bis Köln anrollten, hätten sich, wenn sie lediglich belgisches Gebiet betreten wollten, auf schmalsten Raum zusammenschieben müssen. Das ging nicht an. Auf den südlichen zwei Dritteln der belgischen Grenze erschwerten die unwirtlichen Berggelände der Ardennen und des Hohen Venn den Einmarsch ganz erheblich. Und das Tal der Waser, französisch Vesdre, war durch die mächtige Festung Lüttich gesperrt. Was war zu tun?

Die Einbruchstelle war allzu schmal. Ein weiterer bitterer Entschluß wurde nötig: entweder die holländische oder die luxemburgische Neutralität mußte gebrochen werden. Die Wahl fiel nicht schwer: der schwächere Neutrale mußte dran glauben. Als einzige Rechtfertigung auch dieses Schrittes muß uns die grimmige Not unseres Existenzkampfes dienen ... Auch dieser Entschluß auf das Haupt derer, die auszogen, uns zu vernichten! Schon am Abend des 2. August befand sich das ganze Großherzogtum in der Gewalt deutscher immobiler Formationen, die, ohne das Eintreffen ihrer Ersatzmannschaften abzuwarten, aus ihrem Standort in das neutrale Ländchen einmarschiert waren. Das Großherzogtum, von einer Frau regiert und waffenlos, ergab sich unter Protest.

Zweiter Entschluß: Die einzige Anmarschlinie von Bedeutung, das Maastal, muß unserem Vormarsch erschlossen werden. Es gilt also den Widerstand der Feste Lüttich zu brechen, noch ehe Belgien sich zu ernsthaftem Widerstand aufgerafft und die Verteidigung der Festung auf die volle Höhe gebracht hat. Also Übertumpelung von Lüttich!

Dem General von Emmich wurde die Aufgabe, mit einigen gemischten Infanteriebrigaden die Festung durch Handstreich zu nehmen. Schon am 4. August begann der Vormarsch über die belgische Grenze. Und hier stießen die deutschen Truppen auf ihren ersten Feind. Nicht den belgischen Soldaten — die belgische Zivilbevölkerung. Den Auftakt der Völkertragödie bildete das Grausen des Franktireurkrieges ...

Daß das Belgiervolk unserem Einmarsch keine freundlichen Gefühle entgegenbringen würde, darauf hatten wir gefaßt sein müssen. Hätten die Belgier die Grundsätze des Völkerrechts beobachtet und die Gegenwehr ihrer bewaffneten Macht überlassen — alles wäre in Ordnung gewesen, und der deutsche Soldat hätte seine angestammte, anerzogene und in allen Kriegen der Vergangenheit bewährte Mannszucht und Hochachtung vor fremdem Leben und Eigentum auch in Belgien betätigt. Er hat es überall da getan, wo ihm die Bevölkerung, wenn auch mit Gefühlen der Abneigung, ja des Hasses, doch ohne bewaffneten Widerstand entgegengetreten ist.

Aber die belgische Regierung hatte es anders beschlossen. Sie hat ihre Bevölkerung selber ins Verderben geführt. Eine Einrichtung der belgischen Heeresverwaltung von höchst zweifelhaftem Wert, die garde civique, „ein Mittelding zwischen Landsturm und Schützengesellschaft", war „mobil gemacht" worden, das heißt, es war jedem männlichen Bürger, der in die Listen der Bürgerwehr eingetragen war, das Recht zuerkannt worden, dem Eindringling mit der Waffe in der Hand entgegenzutreten. Gewisse höchst unklare Bestimmungen der Genfer Konvention über den „Volkskrieg" haben hierbei ihre verhängnisvolle Bedeutung enthüllt. Der Fanatismus einer Bevölkerung, die längst schon durch die in der Tiefe wühlende französische Propaganda zum Haß gegen die deutschen Nachbarn aufgestachelt war, überschritt die letzten Grenzen selbst dieser papiernen und für den Angreifer unerkennbaren Berechtigungen. Nicht militärisch organisierte und geführte Abteilungen von Vaterlandsverteidigern im Bürgerrock — feige Mordbuben knallten auf uns aus dem Hinterhalt.

So sind die „Atrocités allemandes" in Belgien zustande gekommen. Willkommenes Fressen für eine Propaganda des Hasses, die vom ersten Augenblick des Krieges mit abscheulichem Zielbewußtsein die ganze Welt gegen uns in einen wilden Aufruhr sittlicher Empörung hineingepeitscht hat! Dies „Kriegsmittel" bewährte sich über alle Maßen und wurde alsbald mit Hochdruck ausgebaut. Es hat uns mehr Schaden getan als die Waffen der ganzen Welt. Es hat das Seinige dazu beigetragen, uns die Rolle des brutalen Angreifers und Friedensbrechers, des Kriegsschuldigen zuzuschanzen. Es hat in Amerika die Stimmung des „Kreuzzuges gegen die Schädlinge der Welt" geschürt. Es hat dem Schandwort „Boche", in das der Franzose all seinen sengenden Haß hineinspritzte, und dem eisig ausgeklügelten Hunnenmärchen, mit dem der Engländer in aller Welt hausieren ging, den schändlichen Vorwand geliefert.

In der fieberhaften Erregung, welche der Franktireurkrieg in die Reihen der Deutschen trug, sind Übertreibungen, Irrtümer, Mißgriffe vorgekommen. Man muß diese entsetzlichen Tage selbst miterlebt haben, um zu wissen, wie es tut, wenn's aus allen Hecken und Kellerlöchern knallt.

Und ein für allemal sei es hier gesagt: wenn man ein Volk zwingt, zehn Millionen Mann mobil ins Feld zu stellen, und jeder tausendste Soldat ist ein geborener Verbrecher, ein Übeltäter von Beruf — wahrhaftig doch kein Prozentsatz, der ein Verdammungsurteil gegen den Geist dieses Volkes rechtfertigen würde! —, so stehen immerhin zehntausend Verbrecher unter Waffen. Keine noch so sorgfältige Aufsicht und straffe Disziplin wird diese Verlorenen zwingen, sich im feldgrauen Gewand aus Bestien in Engel zu verwandeln.

Der deutsche Soldat in seiner Gesamtheit war jeder Gewalt gegen Menschen abhold. Daß in Wut und Erregung die Grenzen der Notwehr überschritten worden sind, mag vorgekommen sein, und unleugbar ist dies, daß durch den Franktireurkrieg von vornherein ein Ton in die Kriegführung gekommen ist, der uns aufs tiefste zuwider war. Aber nicht wir sind schuld daran.



2.

Die Brigaden, denen der Befehl zum Angriff auf die Maasfestung übertragen war, wanden sich durch das Grausen der Heckenschützenkämpfe hindurch und standen am Abend des 5. August vor dem Gürtel der Fortslinie, die Lüttich in weitem Umkreis umgab. Eine Kavallerieabteilung brach durch alle Vorzonen und sprengte, würdiges Gegenstück zu jenem berühmten Ritt des Grafen Zeppelin, mitten in die Stadt hinein, wurde aber aufgerieben und vernichtet.

Noch in der Nacht vom 5. zum 6. August begann an verschiedenen Stellen der Infanterieangriff, der zwischen den Forts hindurch in die Stadt einzudringen versuchte. Die Belgier wehrten sich wacker und brachten den Angriff zum Stehen. In heftigem Kampfe verging der glühheiße 6. August. Die Lage war überall kritisch. Die in den Fortsgürtel eingedrungenen Brigaden fochten auf weite Entfernungen voneinander getrennt ohne Verbindung.

Ein Zufall, der kaum noch diese Bezeichnung verdient, schuf folgende Lage. Der Generalmajor Ludendorff, Oberquartiermeister der 2. Armee (Bülow), hatte im Frieden während seiner Tätigkeit in der Aufmarschabteilung des Generalstabs den Entwurf zu dem Vorstoß auf Lüttich ausgearbeitet. Er war von seinem Oberkommando der Heeresabteilung Emmich beigeordnet worden, um die Ausführung seines eigenen Planes zu beobachten und über den Erfolg und die nach dem Gelingen zu erwartenden Maßnahmen Emmichs sein eigenes Oberkommando in Kenntnis zu setzen. Er war also beim Stabe des Generals von Emmich nur „Gast". Der Stab Emmich befindet sich in der Marschkolonne der ins Gefecht rückenden 14. Infanteriebrigade. Ein Aufenthalt entsteht, General Ludendorff reitet an die Spitze der Marschkolonne und veranlaßt ihren Führer, den Weitermarsch anzutreten. So gerät er in das Gefecht der Brigade hinein, erfährt durch den Augenschein, daß der Brigadekommandeur General Wussow gefallen ist — und übernimmt aus eigenem Entschluß die Führung der Brigade. Zu Fuß wie ein Leutnant geht er im Gefecht vor, setzt nach heftigem Kampfe den Vormarsch der Brigade fort, verbringt in ihrer Mitte eine unheimliche Nacht — und marschiert an ihrer Spitze am Morgen des 7. August in die Stadt ein, ohne noch weiteren Widerstand zu finden. Persönlich klopft er ans Tor der Zitadelle, die Besatzung ergibt sich. Lüttich ist in deutschen Händen, während ringsum die Gürtel der Forts noch Feuer und Flamme speien.

Das nie Dagewesene war Ereignis geworden: eine Festung gefallen, deren Forts bis auf zwei noch unbeschossen waren!

Die belgische Feldarmee hatte das Feld geräumt und die Festung selber dem Angreifer überlassen.

Nun rückte die deutsche schwere Artillerie heran und begann die planmäßige Beschießung der Forts. Vom 11. bis 15. August wüteten deutsche Batterien gegen die Feste Loncin. Aber während ihre Außenwerke längst in Trümmer gesunken waren, trotzten ihre Panzertürme.

Plötzlich gingen auch sie in die Luft.

Abermals hatte sich etwas Unerhörtes ereignet. Die Deutschen hatten ein neues Geschütz — ein Geschütz von nie dagewesenen Dimensionen. Es schleuderte Geschosse von 42 cm Querdurchmesser. Die tief geheimgehaltene Erfindung der Firma Krupp, die „dicke Berta", hatte ihr Werk begonnen.

Ein Wagnis von fast märchenhafter Keckheit war gelungen. Und damit zugleich eine Entscheidung gefallen von einer Tragweite, die auf seiten unserer Feinde zu Beginn nicht einmal entfernt gewürdigt wurde. Das Maastal und damit das Belgierland lag dem Einmarsch unseres Heeres offen. Nun konnte sich die gigantische Operation auswirken, welcher der Schlieffensche Plan zugrunde lag: die Umfassung des französischen Nordflügels, der Angriff gegen die französische Nordfront.

3.

Während diese Schrecknisse und Wunder die harrende Heimat in einen Wirbel von Spannung erst und dann von Jubel versetzten, vollzog sich hinter dem dichten Schleier, mit dem die Heereskavallerie, um Lüttichs damals noch bewehrte Flanken herum tief ins Belgierland vorstoßend, die Armeen verhüllte, der strategische Aufmarsch des deutschen Westheeres.

Sieben deutsche Armeen ballten sich zusammen. Die 1. Armee (v. Kluck) südwestlich der Linie Crefeld-Düsseldorf, die 2. (v. Bülow) zwischen Aachen und Malmedy, die 3. (v. Hausen) mit ihrem rechten Flügel noch auf deutschem Gebiet in der Gegend von St. Vith, mit ihrem linken bereits auf dem Boden des besetzten Luxemburg. Die 4. (Herzog Albrecht von Württemberg) hatte ihre Versammlung schon ganz auf luxemburgisches Gebiet verlegen können. Der Aufmarsch der 5., die unter dem Befehl des Deutschen Kronprinzen stand, lehnte sich an die Festungen Diedenhofen und Metz.

Diese fünf Armeen bildeten die Angriffsgruppe. Sie waren bestimmt, jene riesige Linksschwenkung zu unternehmen, welche sie quer durch Belgien gegen die französische Nordostfront führen sollte. Ihren äußersten rechten Flügel bildeten die Kavalleriekorps v. Richthofen und v. d. Marwitz.

Eine zweite Gruppe bildeten die 6. und 7. deutsche Armee. Die 6. (Kronprinz Rupprecht von Bayern) stand gegen Nancy-Luneville an der lothringischen Grenze, die 7. (v. Heeringen) stand vorwärts Straßburgs an den Vogesen entlang.

Der Süden des Elsaß war nur schwach besetzt worden. Hier klaffte auf französischem Boden das berühmte „Vogesenloch“, die „burgundische Pforte“. Sie bildete für die Franzosen zugleich ein Ausfalltor und gab ihnen die Möglichkeit, auf Belfort gestützt ins südliche Elsaß vorzustoßen. Hier standen nur schwache Kräfte, nicht geeignet, einem französischen Angriff ernsthaft die Spitze zu bieten.

Es bleibt uns nicht erspart, diesen Aufmarsch einer kritischen Erwägung zu unterziehen. Er widersprach den Schlieffenschen Gedankengängen, auf deren Grundideen er doch fußte, in einem wesentlichen Punkte.

Der rechte, der Angriffsflügel des deutschen Westheeres umfaßte, wie dargelegt, nur fünf Armeen. Die 6. und 7. waren zum Schutz Elsaß-Lothringens und Süddeutschlands bestimmt. Diese Abweichung vom Schlieffenschen Plan führt der Kriegsminister von Stein (dem die Verantwortung für diese Darstellung überlassen bleiben muß) auf den Einfluß des Kaisers zurück. „Der Kaiser vertrat den Standpunkt seines Großvaters, daß Süddeutschland unbedingt gegen einen feindlichen Einfall geschützt werden müsse.“ (Stein, Erlebnisse, S. 35.) Aber das Schwergewicht dieses Fehlers träfe selbstverständlich nicht den Monarchen, sondern den Generalstabschef, der verpflichtet gewesen wäre, seine bessere strategische Einsicht dem Obersten Kriegsherrn gegenüber durchzusetzen — oder aber die Folgerung zu ziehen und seinen Platz zu verlassen.

Wir werden später sehen, daß der Schutz Süddeutschlands erreicht worden ist. Aber eine noch viel wichtigere Aufgabe hat darunter bis zum Scheitern gelitten: der Ansturm wider die französische Nordostfront. Die beiden Armeen waren für den Defensivzweck, dem sie an der lothringischen und elsässischen

Grenze dienen sollten, viel zu stark. Im Gefühl ihrer Stärke sind sie späterhin dem Einfluß der O.H.L. entglitten und haben in hemmungs- und zwecklosen Offensivstößen gegen die unbezwingliche französische Ostfront den besten Teil ihrer Kraft verblutet. Dagegen fehlten diese Armeen am äußeren (rechten) Flügel der großen Schwenkungsoperation. Sie haben später doch dorthin geworfen werden müssen, um dessen Überflügelung zu verhüten — später — als es zum Siege bereits zu spät war.

So erkennt rückschauende Prüfung bereits in der ersten Anlage des deutschen Anmarsches den Keim des Scheiterns des gewaltigen strategischen Grundgedankens.

4.

Wie vollzog sich nun gegenüber dem deutschen Aufmarsch derjenige der Feindmächte?

Der französische Generalstab hat seit Jahren genau gewußt, daß der deutsche Kriegsplan die Verletzung der belgischen Neutralität vorsah. Wenn es dafür noch eines Beweises bedurft hätte, so haben wir ihn in der vollständigen Kriegsbereitschaft Belgiens erhalten — das seine Festungen in den letzten Jahren vor dem Kriege gewiß nicht gegen Frankreich und England so gewaltig verstärkt, sein Heer weit über das Bedürfnis eines neutralen Staates vermehrt hat.

Frankreich hat bei Kriegsbeginn fünf Armeen ins Feld gestellt. Sie wurden gleich wie die deutschen vom rechten Flügel aus numeriert. Die 1. bis 3. füllten den Raum hinter der französischen Ostfront von der schweizerischen Grenze bis zu der Gegend, wo die deutsche und französische Grenze an die luxemburgische anstoßen, also dem Raum um die Festung Longwy. Die 1., rechts an die schweizerische Grenze angelehnt, stützte sich auf die Festungen Belfort und Epinal, die 2. auf Toul und Nancy, die 3. auf die gewaltige Feste Verdun. Hinter der 3. stand die 4. Armee, vorwärts des befestigten Lagers von Chalons. Die 5. stand hinter dem Argonnenwall, vorwärts Reims und Rethel.

Mit den Namen der Führer der französischen Armeen will ich das Gedächtnis der Leser vorläufig verschonen. Der Name des ersten Generalissimus Joffre ist noch heute in aller Deutschen Erinnerung.

Die englische Armee war bestimmt, am linken Flügel der französischen Heere in Anlehnung an die Festung Maubeuge aufzumarschieren. Sie war bei Kriegsbeginn natürlich noch nicht zur Stelle, da sie erst über den Kanal befördert werden mußte.

Der belgischen Armee war die Aufgabe zugedacht, für den mit größter Bestimmtheit erwarteten Fall des Einmarsches der Deutschen den Widerstand der beiden Maasfestungen Namur und Lüttich durch Abwehr im freien Felde zu unterstützen.

Die in Übereinstimmung handelnden Generalstäbe unserer westlichen Gegner müssen der Auffassung gewesen sein, es werde den Deutschen nicht gelingen, den Widerstand von Lüttich in absehbarer Zeit zu brechen. In diesem Falle würde es unmöglich gewesen sein, nennenswerte Teile der Angriffsheere durch den schmalen Raum zwischen der Reichweite der Lüttich er Forts und der Südwestecke des Maastrichtzipfels über Visé hindurchzuzwängen, zumal sich dort

das breite Flußbett der Maas vorlegte. Dann hätte der Aufmarsch des deutschen rechten Flügels sich südlich der durch das Sambretal nach Westen verlängerten Maaslinie quer durch das Hohe Venn und die Ardennen vollziehen müssen und äußerstenfalls bis gegen Maubeuge vorgeschoben werden können.

Inzwischen sollte der französische rechte Flügel in mächtigem Angriffsstoß gegen Elsaß und Lothringen losbrechen.

Der Fall von Lüttich und seine Folgen entzogen dem französischen Operationsplan alle Grundlagen. Die französische Armee, deren linker Flügel, wenn das englische Landungskorps rechtzeitig eintraf, bei Maubeuge stehen konnte, sah sich von vornherein von einer Überflügelung bedroht, welcher der ganze Raum zwischen Maubeuge und dem Meere unverteidigt zur Verfügung stand. Vorausgesetzt, daß die deutsche Angriffsgruppe so stark war, daß sie es wagen konnte, ohne allzu große Verdünnung ihrer Angriffsfront sich soweit auszudehnen. Wären wir damals in der Lage gewesen, hinter der 1. Armee noch eine weitere aufmarschieren zu lassen, die statt von Brüssel auf Mons, auf Lille und Arras hätte marschieren können, um weiterhin bei Abbeville die Seeküste zu erreichen — die englisch-französische Armee wäre von ihrem linken Flügel aus aufgerollt und von dort ab gegen ihre eigenen Ostgrenzen gedrängt worden. Aber die Armee, die dem rechten deutschen Flügel im zweiten Treffen hätte folgen sollen — die stand massiert um Straßburg, weil das Elsaß nicht geopfert werden sollte. Ostpreußen aber bis zur Linie Königsberg-Allenstein ist geopfert worden!

5.

Immerhin griff die deutsche Aufmarschbewegung weit stärker nach Norden aus, als die Kriegsleitung der Entente erwartet hatte. Lange vor dem Kriege hatten auf Anregung des englischen Generalstabs zwischen diesem und dem belgischen Besprechungen stattgefunden, und englische und französische Generalstabsoffiziere hatten mehrfach Belgien bereist. Die beiden verbündeten Großmächte hatten der belgischen Heeresleitung das Versprechen gegeben, daß spätestens am vierzehnten Tage nach der Mobilmachung die französische Armee die Maaslinie von Givet bis Namur besetzt haben, die englische sich nördlich Namur anschließen und bis etwa in die Gegend von Jodoigne sich ausdehnen würde. An diese bestimmt zugesagte Aufstellung schloß die belgische Armee weiter links an, und zwar mit weit vorgenommenem linken Flügel. Sie besetzte und verschanzte namentlich die versumpften und schwer passierbaren Gelände des Getteflüßchens von Jodoigne über Tirlemont bis in die Gegend von Diest. Sie rechnete also offenbar seit dem Fall von Lüttich mit der Möglichkeit, daß bei der veränderten Lage der deutsche Einmarsch nicht nur südlich der Maas einbrechen, sondern sich nach Umgehung des Maastrichtzipfels in nördlicher Richtung fächerförmig auseinanderziehen würde. Keinesfalls aber kann der deutsche Anmarsch nördlicher als bis zur Linie Maastricht-Hasselt-Diest erwartet worden sein.

In ihren Vermutungen wird die belgische Heeresleitung nur bestärkt worden sein, als schon am 12. August der linke Flügel der Gettestellung zwar mit einem

leichten Überflügelungsversuch nach Norden, aber im wesentlichen doch frontal angegriffen wurde, und zwar nur von Kavallerie. Es war das Kavalleriekorps v. d. Marwitz, das die Aufgabe hatte, Linie und Ausdehnung der belgischen Aufstellung festzustellen. Mit unerhörter Kühnheit griff die deutsche Reiterei im Feuergefecht wie auch in tolldreister Attacke die feste belgische Stellung an, wurde aber nach wechselvollen Kämpfen unter erheblichen Verlusten abgewiesen und wich auf die 1. Armee zurück, die soeben im Begriffe war, aus der Gegend von Lüttich den Vormarsch anzutreten.

Mit welcher Ungeduld mag die belgische Armee den fest versprochenen Anmarsch ihrer Verbündeten und damit die Sicherstellung ihres rechten Flügels abgewartet haben! Aber die klaffende Lücke zwischen den links der Gette aufgereihten belgischen Divisionen und Namur wollte und wollte sich nicht schließen.

Am 18. August begann der Zusammenstoß zwischen der 1. deutschen und der belgischen Armee und zwar in dem Abschnitt zwischen Tirlemont und Diest. Erstere Stadt wurde erstürmt und damit die ganze belgische Front ins Wanken gebracht. Die Belgier wehrten sich wacker und setzten dem weiteren Vordringen des frontalen Angriffsstoßes einen langsam weichenden Widerstand entgegen. Aber sie mußten alsbald zu der Erkenntnis kommen, daß sie sich über die Breite des deutschen Angriffs getäuscht hatten. Ihr linker Flügel war umgangen. Aerschot, das auf der Rückzugslinie nach Antwerpen lag, wurde am 19. von Norden angegriffen und erstürmt. Nun blieb nichts als schleuniger Rückzug der gesamten Armee auf Löwen, um von dort aus im Schutze der Dyle den Rückzug hinter die schützenden Werke von Antwerpen anzutreten — jener Festung, die als größte der Welt galt.

Damit schied die belgische Armee aus dem Feldkrieg aus. Ihre Truppen hatten sich brav geschlagen, aber da die zugesagte Unterstützung ausblieb, war angesichts der riesigen Übermacht keine andere Wahl, um völliger Überflügelung an beiden Flanken und damit der Vernichtung zu entgehen. Das ist ihre Rettung geworden. Da die Deutschen nicht über genügende Kräfte verfügten, um das weitgedehnte Festungsgebiet völlig einzuschließen, ist es ihr später gelungen, noch rechtzeitig vor dem Fall Antwerpens nach Nordwesten zu entschlüpfen und sich längs der belgischen Küste an ihre Verbündeten heranzuziehen. So hat sie bis zum Kriegsende einen Teil der Ententefront gebildet und sich auch späterhin bewährt.

Die deutsche Heeresleitung vermochte gegen Antwerpen vorläufig nur ein Beobachtungskorps aufzustellen, welches die Südfront der Festung absperrte und damit die rechte Flanke gegen Vorstöße der Belgier deckte. Diese Vorstöße sind, wie wir später sehen werden, nicht ausgeblieben und haben zu harten Kämpfen im Rücken unserer Armee geführt, welche den Aufenthalt der Besatzungsbehörden in Brüssel zeitweise recht ungemütlich gestaltet haben.

Die erste Spur des Anmarsches der Franzosen hatte die deutsche Kavallerie am 14. August südlich von Namur an der Maas bei Dinant entdeckt. Auch hier hat die Reiterei nebst ihrer Verstärkung an reitenden Abteilungen und Jägerbataillonen wacker scharmützelt, sich dann aber pflichtgemäß auf ihre Hauptmacht zurückgezogen, nachdem erkannt war, daß die französische Heeresleitung nun endlich soweit war, die Folgerung aus der durch den Fall von Lüttich völlig veränderten strategischen Situation zu ziehen.

Belgien, von seinen Verbündeten im Stich gelassen, lag dem deutschen Einmarsch offen. Noch trotzte Namur, von einer belgischen Division und den eigentlichen Besatzungstruppen verteidigt, aber es war im Norden umgangen und von der Hauptmacht seiner Armee abgeschnitten.

Am 20. August marschierte die Armee Kluck in Brüssel ein, bog aber dann nach Süden um und nahm die Richtung auf Mons-Maubeuge, wo die englische Armee erst in der Versammlung begriffen war.

Am gleichen Tage begann bereits die Beschießung Namurs aus schwerem Geschütz. Die „dicke Berta“ hatte Gesellschaft bekommen: österreichische Skodabatterien von 30,5 Kaliber, die sich gleich trefflich bewährten. Die Forts der Ostfront nördlich und südlich der Maas konnten dem ungestümen Drängen dieses furchtbaren Artillerieangriffs nicht lange widerstehen. Durch die Bresche, welche die Artillerie in den Festungsgürtel gelegt hatte, brachen deutsche Stoßtruppen, rannten den Widerstand der belgischen Feldtruppen über den Haufen und drangen in die Stadt ein. Nun fielen auch die Forts der Westhälfte fast ohne weiteren Widerstand. Fast ganz Belgien gehörte den deutschen Angriffsarmeen. Ihnen auf dem Fuße folgte ein blitzschnell eingerichteter Verwaltungsapparat. Das Generalgouvernement entstand als Nachfolgerin und Stellvertreterin der belgischen Krone zunächst unter Leitung des greisen Feldmarschalls v. d. Goltz, bald unter dem energischen Freiherrn von Bissing.

Der Zweck der belgischen Verwaltung war es, das eroberte Land für die Dauer der Operationen neu zu organisieren und die Regierungsgewalt auszuüben. Sie hat sich dieser Aufgabe unterzogen in der von hohem Pflichtbewußtsein getragenen Auffassung, daß Belgien nicht im eigentlichen Sinne Feindesland, sondern erst durch unseren bewußt völkerrechtswidrigen, aber durch die Not des Verteidigungskampfes uns aufgepreßten Einmarsch in den Krieg hineingezerrt worden sei und also Anspruch auf jede erdenkliche Schonung habe, soweit diese sich mit der Sicherheit unserer Truppe und später auch mit unseren gesteigerten Materialbedürfnissen einigermaßen vertrug.

Noch wütet in den Gemütern der Haß und trübt das ruhige Urteil. Erst eine spätere Zeit wird es erleben, daß die Belgier zu der Erkenntnis kommen: nicht Barbarenfaust hat vier Jahre lang auf ihrem Lande gelegen, sondern die Hand eines Volkes von hoher Kultur und starkem soldatischen und menschlichen Pflichtgefühl, das sich nur mit tiefstem inneren Widerstreben der harten, aber ehrenvollen Notwendigkeit unterzogen hat, die Verwaltung ihres von der eigenen Regierung im Stich gelassenen Landes durch einen langen und an verantwortungsvollen Aufgaben überreichen Zeitabschnitt zu übernehmen. Wenn bei der Ausführung einzelner Verwaltungsmaßregeln die Sachkunde und die Geschicklichkeit nicht immer auf gleicher Höhe mit dem guten Willen gestanden hat, so ist das der ungeheuren Schwierigkeit der Aufgabe und den Kriegsverhältnissen zuzuschreiben. Und der böse Wille der Belgier, die es sich angelegen sein ließen, ihr ganzes Land in eine riesige Spionagezentrale zu verwandeln, stellte die deutsche Verwaltung immer wieder vor den schmerzlichen Zwang, ihre eigenen Wohlfahrtsmaßnahmen zurückzunehmen oder stark einzuschränken. Unter allen diesen erschwerenden Umständen hat das deutsche Generalgouvernement in Belgien ein wahres Wunder hingebender Kriegs- und Friedensarbeit geleistet.

Es kann heute nicht mehr in Erstaunen setzen, daß es gar so lange gedauert hat, bis die englisch-französischen Truppen in die Lage kamen, unserem Vormarsch durch Belgien wenigstens an dessen Südgrenze statt im Zentrum des Landes entgegenzutreten. Der jähe Fall von Lüttich schon vor Ablauf einer Woche seit dem Tage des Kriegsbeginns lag eben doch so sehr außerhalb aller Berechnung, daß der französischen Heeresleitung kein allzu schwerer Vorwurf daraus zu machen ist, wenn sie sich auf solch eine Entwicklung nicht eingerichtet hatte.

Die Folgen für ihren Aufmarschplan waren selbstverständlich tief einschneidend. Seine Voraussetzungen waren vollständig über den Haufen geworfen. Frankreich hatte ursprünglich seine gesamte Heeresmacht an seiner Ostfront auf der Linie von Belfort bis Longwy aufgestellt, um in kraftvollem Vorstoß den Vogesenkamm zu überschreiten, das Elsaß und Lothringen zu überfluten und dann, entsprechend jenem Plan, der bereits dem Operationsgedanken Napoleons III. zugrunde gelegen hatte, Nord- und Süddeutschland zu trennen.

Der Fall von Lüttich ließ sofort erkennen, daß der Vorstoß der Deutschen viel weiter nach Nordwesten ausgreifen würde, als man auf seiten unserer Feinde angenommen hatte. Dadurch war eine vollständige Umgruppierung des größten Teiles der französischen Streitkräfte nötig.

Die 4. französische Armee, welche ursprünglich als Reservearmee hinter der Mitte der französischen Ostfront zwischen Neufchâteau und Bar-le-duc hatte aufgebaut werden sollen, mußte während der Mobilmachungstage ein ganz neues Aufmarschgebiet erhalten, indem sie auf die Chiers-Linie zwischen Montmédy und Sedan angesetzt wurde. So kam sie aus dem zweiten Treffen in das erste, und zwar wurde sie zwischen die 3. und 5. eingeschoben. Aber auch die Aufmarschlinien dieser beiden Armeen verschoben sich vollständig. Die 3., welche eigentlich den Raum von Verdun bis Toul hatte füllen sollen, mußte nun nördlich Verdun bis Longwy in den ursprünglich für die 5. vorgesehenen Aufmarschraum geworfen werden. Noch einschneidender war die Verschiebung für die 5. Armee. Diese wurde aus dem eben genannten Raume nach Nordwesten hinübergeworfen und ihre Versammlung in den Raum nördlich der Linie Charleoille-Hirson verlegt, zum großen Teile schon auf belgisches Gebiet, in die Gegend von Philippeville. Aber auch die linke der beiden rechten Flügelarmeen, die 2., mußte umdirigiert werden, noch ehe sie mit den Deutschen zusammengestoßen war. Sie wurde weit auseinandergezogen, um neben ihrem eigenen Aufmarschraum zwischen Mirécourt und Commercy nun auch den für die 3. vorgesehenen, zwischen letzterem Ort und Verdun, auszufüllen.

Es läßt sich vorstellen, welch ein Wirrwarr die Folge dieser unvorhergesehenen Veränderungen gewesen sein muß — und es verdient als erhebliche Leistung des französischen Generalstabs angemerkt zu werden, daß die Armee in ihren neuen Aufmarschlinien schon Mitte August angelangt war. Allerdings hatte Belgien daran glauben müssen. Die ihm zugesagte Unterstützung wäre um mehr als eine Woche zu spät gekommen — wenn sie überhaupt noch durchgedrungen wäre. Aber sie traf schon an Belgiens Südgrenze auf einen deutschen Anprall, der sie tief in ihr eigenes Land zurückschleuderte.

Denn inzwischen hatten die deutschen Heere sich als breiter Strom in das Belgierland hinein ergossen und hatten es ungefähr in westlicher Richtung durchquert. Am 20. August standen Kluck um Brüssel, Bülow um Namur, Hausen um Dinant, der württembergische Thronfolger war auf Sedan im Anmarsch, der preußische auf Longwy. Wie ein Uhrwerk hatte sich die gewaltige Linksschwenkung der deutschen Angriffsheere vollzogen. Am 22. und 23. August prallte sie mit dem französisch-englischen Heer auf der Linie Mons-Charleroi-Dinant-Longwy zusammen.

7.

Aber die französische Heeresleitung zog aus der Eroberung Lüttichs noch eine andere Folgerung. Sie hatte erkannt, daß der deutsche Angriffsplan seinen Schwerpunkt tatsächlich auf den rechten Flügel verlegt hatte. Und wenn sie auch angesichts der unerwarteten Beschleunigung, welche dessen Vorgehen infolge des schnellen Zusammenbruchs des belgischen Eckpfeilers anzunehmen drohte, ihren Plan eines riesigen Vorstoßes ins Elsaß und nach Süddeutschland hinein aufgeben mußte, so sagte sie sich doch mit einer gewissen Berechtigung, daß aller Wahrscheinlichkeit nach die deutsche Vogesenfront nur durch schwächere Kräfte besetzt sein könne. Sie hat mit dieser Annahme nicht ganz das Richtige getroffen. Wie wir gesehen haben, standen infolge eines schweren Fehlers der Heeresleitung zwischen Metz und Straßburg doch stärkere Kräfte bereit, als bei folgerichtiger Anlage der deutschen Operation hier hätten vorhanden sein dürfen.

Wie die Deutschen, so haben auch die Franzosen noch vor Ablauf der auf vierzehn Tage berechneten Mobilmachungs- und Aufmarschperiode bereits einen Vorstoß mit immobilen Verbänden gewagt und durchgeführt. Auch sie wählten als Ausgangspunkt dieser Unternehmung ihren äußersten rechten Flügel.

Schon am 7. August, dem Tage des Falles von Lüttich, brach eine französische Stoßgruppe aus der burgundischen Pforte gegen Mülhausen vor, um die Trikolore so schnell als möglich den sehnsüchtig harrenden Elsässern zeigen zu können. Der Widerstand der hier aufgestellten deutschen Postierungen war rasch gebrochen, und schon am 8. August rückten die Franzosen mit klingendem Spiel in „Mulhouse" ein.

Diese unerwartete französische Aktion rief eine ebenso rasche deutsche Gegenwirkung hervor. Hastig, ja überhastig zusammengestellte Kräfte der noch im Aufmarsch begriffenen 7. deutschen Armee wurden auf der Linie Colmar-Neubreisach zum Gegenstoß aufgestellt und warfen nach heftigem Kampf am 10. August die französische Stoßgruppe wieder über die Grenzen zurück.

Auch weiter nördlich entbrannten in den nächsten Tagen heftige Vorhutkämpfe um die Vogesenpässe.

Am 19. August aber begannen, wie auf dem deutschen rechten Flügel der deutsche, so auf dem französischen der französische Vormarsch. Hätte er Erfolg gehabt, so wäre immerhin mit der Möglichkeit zu rechnen gewesen, daß es später hätte gelingen können, den deutschen Vormarsch durch Eindrehen nach Norden etwa bei Longwy in der linken Flanke zu fassen — ganz abgesehen von der Bedrohung Süddeutschlands. Aber freilich, die Kräfte fehlten.

Der neue französische Vorstoß erfolgte nicht in breiter Front, sondern in zwei getrennten Gruppen. Ein Nebenangriff richtete sich abermals aus der Belforter Senke gegen Mülhausen. Der Hauptstoß aber nahm die Richtung nach Saarburg.

Die Möglichkeit zu dem zweiten Angriff im südlichen Elsaß verdankte der französische Oberfeldherr den Italienern. Diese hatten unter Berufung auf den Wortlaut des Dreibundvertrages und auf die Tatsache, daß Deutschland durch die Kriegserklärungen an Rußland und Frankreich formell die Rolle des Angreifers auf sich genommen hatte, ihre Neutralität erklärt. Damit war für Frankreich der letzte Grund weggefallen, die französisch-italienische Grenze noch weiter zu sichern. Die erste Auswirkung dieser letzten Aufklärung einer wohl schon vorher ernstlich kaum noch zweifelhaften Lage war die, daß die französische Heeresleitung imstande war, aus der bisherigen Alpenbesatzung eine neue Stoßgruppe zu bilden. Diese traf am 17. August auf drei unter dem Befehl des Generals Gaede stehende deutsche Landwehrbrigaden, die nach tapferer Gegenwehr auf den Rhein zurückgeworfen wurden. Mülhausen fiel zum zweitenmal in die Hand der Franzosen.

Inzwischen hatte sich auch der französische Hauptangriff auf Saarburg entwickelt. Die 6. deutsche Armee stand ihn erwartend in Schlachtordnung auf der Linie Saarburg-Mörchingen zur Verteidigung bereit. An sie schloß sich von Saarburg bis Straßburg die 7. Armee an. In diese Linie waren die beiden deutschen Armeen zurückgenommen worden auf Grund eines wohlerwogenen strategischen Plans — der dann leider nicht zur Durchführung gekommen ist.

Es bestand nämlich die Absicht, genau entsprechend dem Schlieffenschen Entwurf (vgl. oben S. 49), die 6. Armee vor dem französischen Anmarsch noch weiter gegen Nordosten zurückzuziehen. Die Franzosen, so hoffte man, würden dann der weichenden Armee tiefer nach Deutschland hinein folgen. Dann sollte der linke Flügel der 5. Armee, der bei dem allgemeinen Vormarsch der Armee auf Longwy noch zurückgehalten worden war, aus der Linie Metz-Saargemünd von Norden her, und der rechte Flügel der 7. von Süden aus der Richtung Straßburg-Molsheim die Franzosen in der linken Flanke fassen.

Die 1. und 2. französische Armee schienen auch gewillt, auf den Leim zu gehen. In gelassenem Vormarsch traten sie gen Norden an, mit dem Schnittpunkt beider Armeen auf Saarburg, das sie unbesetzt fanden. Aber jenseits der Stadt prallten sie plötzlich auf eine endlose Infanterielinie, und von den Höhen jenseits der Seille, des Salinenkanals, der Saar und der Biber schlug ihnen schweres Artilleriefeuer entgegen.

Der Oberkommandierende der 6. Armee, Kronprinz Rupprecht, hatte nur widerwillig seine grollenden Bayern von der feindlichen Grenze auf die lothringische Hochebene zurückgenommen. Im Sinne seines Auftrages wäre es gewesen, wenn er hier die französischen Streitkräfte der 2. Armee auf sich gezogen hätte und vor ihnen unter mäßigem Widerstand noch weiter nordostwärts zurückgewichen wäre. Aber da der Vormarsch der Franzosen nicht sehr energisch erfolgte, bekam Rupprecht den Eindruck, er befinde sich keinem ernsthaften Angriff, sondern nur einer Aufklärungsbewegung gegenüber. Und seine Bayern

waren nicht mehr zu halten. Am 20. August warfen sie sich mit furchtbarem Ingrimm auf die französischen Linien, die sich ihnen gegenüber zum Angriff entfaltet hatten.

Der deutsche Gegenstoß erfolgte mit so ungeheurem Ungestüm, daß im Laufe die ersten Schlachttages die französische 2. Armee auf der ganzen Front über den Haufen gerannt wurde. Eines der besten französischen Korps, das 20., wurde nach heftiger Gegenwehr bei Mörchingen „geradezu in Fetzen gerissen".

Vergebens versuchten die Franzosen noch einmal, sich zum Widerstand zu stellen. Am 22. August wurden sie aufs neue angepackt und weiter gegen den Rhein-Marne-Kanal zurückgeworfen bis tief nach Frankreich hinein. Vergebens versuchte die französische 2. Armee am 25. August noch einen Gegenstoß aus Nancy gegen den rechten Flügel der 6. Armee. Aber auch der wütende Ansturm der Bayern kam jetzt zum Stehen, denn die Einwirkung der Befestigungslinie von Nancy bis Epinal machte sich nun geltend.

8.

Gleichzeitig mit der „Schlacht in Lothringen" tobte weiter südöstlich der Angriff der deutschen 7. Armee gegen die französische 1. Auch sie war dem Zügel der O.H.L. schon früher entglitten, als sie dem französischen Vorstoß auf Mülhausen noch aus ihrem Aufmarsch heraus übereilt zusammengeraffte Kräfte entgegengeworfen hatte. Nun ging auch sie „nach vorn durch". Der Befehl des Generaloberst von Heeringen trieb die rittlings des Zuges der Mittelvogesen von Saarburg bis Lützelhausen im Breuschtal aufgestellte Armee zu mörderischem Ringen die Vogesenanhänge hinan.

Ihr gegenüber stand die französische 1. Armee als Herrin der Vogesenpässe in starker Stellung, deren Zentrum sich auf die gewaltige Felskoppe des Hohen Donon nordwestlich von Schirmeck stützte. Sie war im Begriff, im Zusammenhang mit dem Vorgehen ihrer linken Nachbararmee auch ihrerseits den Vormarsch gegen die Linie von Straßburg bis Saarburg anzutreten. Da traf auch sie der wütende Gegenstoß der Deutschen. Die erste der Riesenschlachten des Feldzuges war entbrannt ungefähr auf der Linie von Metz nach Straßburg.

Aber während der Angriff der Bayern in unaufhaltsamem Vordringen die geschlagenen Franzosen vor sich hertrieb und sie über ihre Grenze zurückwarf, hatten die Badener und Elsaß-Lothringer im Dickicht der Vogesenforste schwer zu ringen und kamen nur langsam von der Stelle. Mit verzweifelter Hartnäckigkeit wehrten sich die Franzosen und verteidigten in zähen und maßlos erbitterten Einzelkämpfen jede Schlucht, jedes Waldstück, jeden Hang. Erst als es am 22. August gelungen war, den Gipfel des Donon zu erstürmen, kam die französische Aufstellung ins Weichen, die Franzosen zogen sich unter heftigen Nachhutkämpfen vom Vogesenkamm herunter und durch die gegen Frankreich führenden Quertäler auf die Meurthelinie zurück. Aber auch hier konnten sie sich nicht halten, St. Dié fiel in deutsche Hand.

Doch nun erging es den Badenern, Rheinländern und Alemannen ebenso wie ihren bayrischen Kameraden. Sie rannten gegen die lang hingestreckte französische Ostfeste an und verbluteten sich hier in zwecklos zerflatternden Kämpfen.

Inzwischen hatten sich aber die Wirkungen des großen deutschen Überflügelungsmanövers in Belgien und Nordfrankreich schon so weit ausgewirkt, daß der Generalissimus Joffre den ganzen Umfang der Gefährdung seines linken Flügels erkannt und eingesehen hatte, die Offensive gegen Lothringen und das Elsaß könne ihren Zweck der Entlastung des gefährdeten französischen Frontabschnittes unmöglich erfüllen. Er zog daraus mit bemerkenswerter Energie die Folgerungen. Es war ihm gelungen, die rückwärtigen Staffelungen der 1. und 2. Armee noch während des großen Vorstoßes anzuhalten. Ferner zog er die Belforter Stoßgruppe, die sich Mülhausens zum zweiten Male bemächtigt hatte, ohne deutsche Gegenwirkung zurück. Sie räumte freiwillig die stets im Herzen französisch gesinnt gewesene Stadt und wurde hinter dem Rücken der gewaltigen Schlacht, die im letzten Augustdrittel vom Breuschtal bis Mons tobte, auf den linken französischen Flügel geworfen.

So war die französische Offensive gescheitert. Aber wie ist das Verhalten der siegreichen deutschen Heere vom strategischen Standpunkt aus zu beurteilen? Fehler sind hier seitens der obersten und oberen Führung gemacht worden, die ganz erheblich zum Mißlingen nicht nur des Angriffsfeldzuges, sondern zum Verlust des Krieges überhaupt beigetragen haben.

Die Oberste Heeresleitung selbst hatte, wie bereits früher hervorgehoben, die linke Flügelgruppe viel zu stark gemacht. Selbst wenn man jede Gefährdung Süddeutschlands ausschließen wollte, hätten viel schwächere Kräfte genügt, um, gestützt auf Straßburg und Metz, einem Vordringen so schwacher französischer Kräfte, wie sie hier zu erwarten waren, Einhalt zu gebieten. Und das um so mehr, wenn der Schlieffensche Plan durchgeführt werden sollte, die Franzosen so weit über die Vogesen hinüber und von ihrer Operationsbasis wegzulocken, daß sie dann ihre linke Flanke dem aus Metz hervorbrechenden Gegenstoß der 5. Armee preisgegeben hätten.

Aber abgesehen von dem Fehler der Grundanlage seitens der Obersten Heeresleitung haben auch die Oberkommandos der beiden beteiligten Armeen die Lage verkannt. Ihre Pflicht wäre es gewesen, den stürmischen Vorwärtsdrang ihrer Truppen zu bändigen, statt ihm freie Bahn zu lassen. Ihre Aufgabe war nur defensiv und konnte es nur sein. Sie haben sich von dem rein taktischen Gesichtspunkte der Erzielung eines örtlichen Erfolges bei ihrem ersten Vorgehen leiten lassen. Nachdem aber vollends dieser Anfangserfolg erreicht und der Gegner im Felde geschlagen war, hätten sie an der deutschen Grenze das Weitervorgehen ihrer Armeen anhalten sollen. Das gilt in erhöhtem Maße von der Armee Heeringen. Diese hätte unter keinen Umständen ihre Korps dem mörderischen Gebirgskampf in den Vogesenschluchten aussetzen dürfen.

Hier aber trifft die Oberste Heeresleitung ein zweiter Vorwurf: sie hätte es niemals zu diesem Draufgängertum kommen lassen dürfen; spätestens, als am 22. August die 6. Armee etwa die lothringische Grenze erreicht und die 7. den Donon genommen hatte, wäre es Pflicht gewesen, vom Großen Hauptquartier aus die Einstellung jedes weiteren Vorgehens zu erzwingen.

Statt dessen wuchsen die Erfolge der 6. und 7. Armee der deutschen Obersten Heeresleitung über den Kopf und ließen das Truggebilde eines Angriffsfeldzuges wider die französische Ostfront entstehen, der ursprünglich, wie oben dargestellt,

überhaupt nicht in Betracht gezogen war. Die beiden siegreichen Heere standen vor der Linie Epinal-Nancy. Ihre Oberkommandos und mit ihnen die Oberste Heeresleitung wiegten sich längere Zeit in dem Wahn, der Franzose, erschüttert durch die Entscheidung, welche inzwischen längs der belgischen Grenze gefallen war, trage sich mit der Absicht, die Verteidigung seiner Ostfront von Verdun bis Epinal überhaupt aufzugeben und sich auf eine kürzere Verteidigungslinie im Innern seines Landes zurückzuziehen. Wäre das der Fall gewesen, so hätte ein Durchdruch der Ostfront und ein Vorstoß in der Richtung Neufchâteau-Troyes allerdings eine Aufrollung der zurückflutenden französischen Heere von ihrem rechten Flügel her zur Folge haben können. Aber selbst dann wäre es fraglich gewesen, ob die Kraft der beiden siegreichen Armeen des deutschen linken Flügels zu dieser großzügigen Operation noch ausgereicht hätte.

Aus dieser ganzen Gedankenkette heraus ist der Entschluß der Obersten Heeresleitung erwachsen, den planwidrigen Vorstoß der 6. und 7. Armee auch jetzt nach Erreichung der starken französischen Widerstandslinie auf dem Ostufer der Mosel noch nicht anzuhalten. Im Gegenteil ließ sie zu, daß der Wagemut der Süddeutschen mit ungebrochenem Ingrimm, aber mit geschwächter Kraft auch weiterhin gegen diese uneinnehmbare Stellung anrannte. In diesen Kämpfen ist als besonderer Erfolg zu verzeichnen, daß am 27. August das weit vorgeschobene Sperrfort Manonviller in Trümmer geschossen wurde. Aber die Kämpfe, die nun folgten, boten ein ganz anderes Bild als die bisherige Feldschlacht. Sie gingen in das für die westliche Welt ganz neue, nur im japanischen Feldzug bereits erlebte Bild des modernen Belagerungskampfes, des „Stellungskrieges" über. Nicht nur die im Frieden ausgebauten Befestigungswerke boten dem Verteidiger Rückhalt — die ganze Landschaft verwandelte sich durch Spatenstich und Stacheldraht in eine riesige Festung — auf seiten des Verteidigers wie auch des Angreifers. Allmählich wurde es zur Gewißheit, daß die Annahme, der Franzose wolle hier auf Gegenwehr verzichten, ein Irrtum war. Und als dann Anfang September bei dem Westflügel der jähe Umschwung eintrat, da mußten die 6. und die 7. Armee schleunigst ihre mit unerhörten Opfern erkämpften Stellungen aufgeben und bis etwa an die Reichsgrenze zurückgehen. Dort wurde Anfang September eine Widerstandslinie eingerichtet und alle zu ihrer Verteidigung nicht unbedingt erforderlichen Kräfte in größter Hast hinter der ganzen Kampffront der zurückflutenden deutschen Angriffsarmeen nach dem inzwischen in höchste Gefahr geratenen deutschen rechten Flügel herumgeworfen.

Das war das Ende des kraftvollen Vorstoßes der 6. und 7. Armee. Es muß noch einmal wiederholt werden: dieser Vorstoß hatte zunächst die Ausführung des Schlieffenschen Planes, die in die Reichslande eingedrungenen Franzosen von Norden umklammernd zu fassen und diesseits der Vogesen zu vernichten, vereitelt. Er hatte ferner die ganz zwecklosen und ungeheuer blutigen Vogesenkämpfe der 7. Armee verschuldet. Die Oberste Heeresleitung aber hat sich durch Erfolge der vorstürmenden Armeen verleiten lassen, sie noch weiter vorzutreiben und gegen die uneinnehmbare französische Ostfront zu schleudern, in dem Glauben, die Verteidigung derselben werde seitens der Franzosen aufgegeben und dadurch die Voraussetzung eines im ursprünglichen Plan nicht vorgesehenen Einbruchs

in das Innere Frankreichs geschaffen werden. Wie verführerisch dieser Gedanke auch war — die Oberste Heeresleitung hat sich in den Voraussetzungen seiner Durchführbarkeit getäuscht. Allerdings trifft auch die mittlere Führung hier wie in manchen späteren Fällen eine Mitschuld. Unter dem Eindruck eines fast hemmungslosen Vorstürmens entstand bei der Truppe eine gewisse Neigung, die eigenen Erfolge zu überschätzen und in ihren Berichten zu übertreiben. Gar manches Mal, wenn ein „vernichtender Schlag" gegen die feindlichen Hauptstreitkräfte gemeldet wurde, hatte in Wirklichkeit nur ein Kampf gegen planmäßig weichende Vorhuttruppen vorgelegen. Gar manche „haltlose Flucht" des Feindes hat sich bei näherem Zuschauen als ein völlig geordneter Rückzug herausgestellt. Diese durch mangelnde Kriegserfahrung erklärliche, aber doch auch einer gewissen Neigung zu naivem Optimismus, wenn nicht gar zum Schönfärben entspringende Unzuverlässigkeit der Truppenmeldungen hat bei der O.H.L. öfter als erfreulich das Bild der Lage allzu rosig erscheinen lassen.

9.

Eine weitere Erklärung für Moltkes Verhalten bedeutet ein Blick auf die allgemeine Lage am 20. August.

Während die deutschen Heere des Angriffsflügels in riesiger Linksschwenkung Belgien durchquerten und sich der belgisch-französischen Grenze näherten — während andererseits der Vorstoß des französischen rechten Flügels teils bei Mülhausen ins Leere traf, teils in Lothringen und in den Vogesen abgewiesen wurde und sich in einen Rückzug bis weit über die Landesgrenzen verwandelte, hatten sich auf dem rechten Flügel der Westfront sowohl wie auf der Ostfront Entwicklungen vollzogen, deren geistige Bewältigung die unerhörtesten Ansprüche an die Urteils- und Entschlußkraft der O.H.L. stellte.

Noch waren die Blicke Deutschlands und der Welt so gut wie ausschließlich auf die Geschehnisse im Westen gerichtet. Aber die O.H.L. wußte genau, daß im Osten ein furchtbares Ungewitter heraufzog.

Die russische Mobilmachung hatte sich zwar nicht annähernd mit der Geschwindigkeit der deutschen, aber doch erheblich schneller vollzogen, als die Generalstäbe der Mittelmächte erwartet hatten.

Es war klar, daß angesichts des deutschen Entschlusses, die Entscheidung des Feldzuges zunächst im Westen zu erzwingen, die Aufgabe der Sicherung der Ostfront vornehmlich dem österreichisch-ungarischen Verbündeten obliegen würde. In welcher Richtung sich der russische Angriff entwickeln würde, war schwer vorauszusagen. Betrachtet man die Karte, so ist auch für den Laien die eigenartige strategische Lage erkennbar, die für Rußland sich daraus ergab, daß seine polnischen Provinzen mit der Hauptstadt Warschau sich tief zwischen die Länder der Mittelmächte hineinschoben. Dadurch erwuchs für Rußland die Möglichkeit, sowohl in nordwestlicher Richtung gegen das weit in russisches Gebiet hineinragende Ostpreußen vorzugehen, als auch in südwestlicher Richtung in das österreichische Kronland Galizien einzufallen, das bis zu den Wällen der Beskiden und Karpathen einem Einmarsch offen lag.

So viel war also mit Bestimmtheit anzunehmen, daß der Russe sich nicht auf einen Vorstoß gegen Österreich beschränken, sondern einen Teil seiner unermeßlichen Heereskräfte gleich zu Kriegsbeginn nach Ostpreußen werfen würde. Hier hatte die deutsche O.H.L. nur eine einzige Armee, die 8., zum Schutz des Landes zurücklassen können. Der Gedanke, daß Ostpreußen nicht entfernt ausreichenden Schutz gegen die russische Überflutung erhalten konnte, drückte natürlich stark auf die Freude des Großen Hauptquartiers über den flotten Fortgang der Operationen im Westen. Und die Nachrichten, die von der Ostfront einliefen, waren nicht geeignet, diese Sorgen zu vermindern.

Der schwache deutsche Grenzschutz hatte den Eindruch russischer Kavalierie in Ostpreußen nicht verhindern können. Dort sengte, plünderte und schändete der Kosak. Weiter südlich hatte sich anfangs noch keine russische Gegenwirkung bemerkbar gemacht, und unsere Abwehrtruppen hatten die Pfähle mit dem zweiköpfigen Adler überschritten, um die Verteidigungslinie auf Feindesgebiet zu verlegen. Auch hatte ein Zusammenstoß zwischen dem deutschen 1. Korps und einer russischen Aufklärungstruppe bei Stallupönen am 17. August den Deutschen einen ersten Erfolg und 3000 Gefangene gebracht. Aber am gleichen Tag überschritt die 1. russische Armee (Njemen-Armee) unter General Rennenkampf die ostpreußische Grenze beiderseits der Bahn Wirballen-Insterburg. Die 8. Armee trat ihr zwischen den Masurischen Seen und Gumbinnen entgegen, und dort entbrannte am 19. August die erste große Schlacht. Noch war sie nicht durchgekämpft, da erhielt der Oberkommandierende Generaloberst von Prittwitz die Nachricht, daß starke russische Kräfte von Süden her in der Richtung auf Allenstein, also in den Rücken seiner Kampffront, im Anmarsch seien. Er entschloß sich dieserhalb, den Kampf abzubrechen, und meldete der O.H.L., daß er die Absicht habe, dem russischen Anmarsch bis hinter die Weichsel auszuweichen, also ganz Ostpreußen und den östlichen Teil von Westpreußen dem russischen Einmarsch preiszugeben.

Diese Meldung traf die O.H.L. am 20. August, also an dem Tage des Einmarsches in Brüssel, des Beginns der Doppelschlacht in Lothringen und in den Vogesen. Schnelle Entschlüsse waren notwendig. Die O.H.L. entschied sich für eine energischere Kriegführung im Osten. Prittwitz wurde durch den in Hannover in Pension lebenden General der Infanterie von Hindenburg ersetzt, an dessen Seite der Lüttichstürmer Ludendorff als Chef des Generalstabs trat.

Gleichzeitig aber mit diesem segensreichen Entschluß faßte die O.H.L. einen außerordentlich verhängnisvollen: die Westfront wurde um zwei Armeekorps geschwächt. Das wäre allenfalls erklärlich gewesen, wenn diese dem linken Flügel entnommen worden wären, der von vornherein und vollends nach den Tagen der Doppelschlacht zu stark war. Aber der sollte nur ein Korps abgeben — und das ist ihm später, als sich aus dem unerwarteten Erfolge der 6. und 7. Armee der geschilderte neue Offensivplan entwickelte, noch belassen worden. Die beiden anderen Korps aber wurden dem Angriffsflügel entnommen und noch dazu den auf dem Schwenkungsflügel befindlichen, also mit den schwersten Aufgaben betrauten Armeen. Die 2. mußte das Garde-Reservekorps, die 3. das 11. Korps abgeben. Außerdem wurde die Heereskavallerie um die

8. Kavalleriedivision vermindert. Alle diese Truppen wurden mitten im Siegeslauf, aber bevor noch die eigentliche Entscheidungsschlacht begonnen hatte, am 21. August angehalten und nach dem Osten geschickt. Sie kamen in Ostpreußen erst an, als dort die Entscheidung längst gefallen war. Es muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß Hindenburg und Ludendorff diese Verstärkung nicht erbeten hatten und auf die Anfrage, ob eines der drei in Aussicht gestellten Korps entbehrt werden könne, ohne weiteres zugestimmt haben. Es wird sich in Kürze zeigen, wie verhängnisvoll dieser Entschluß für den Ausgang der großen Operation im Westen und dadurch für den ganzen Feldzug geworden ist.

Kaum waren diese Entscheidungen gefallen, da erfolgte auf dem Offensivflügel der Westfront der längst erwartete gewaltige Zusammenprall der fünf deutschen Heere mit der englischen und den drei nach Nordosten herumgeworfenen französischen Armeen. So stellten die Tage vom 20. bis 27. August an die O.H.L. nach allen Richtungen hin Anforderungen, denen nur ein militärisches Genie allerersten Ranges hätte gewachsen sein können. Und das war Moltke, der Neffe, zum Verhängnis des deutschen Volkes ganz und gar nicht.

10.

Am 22. August entbrannte auf der ganzen Riesenbreite zwischen Mons und Longwy eine ganze Reihe gewaltiger Kämpfe.

Betrachten wir zunächst die allgemeine Lage der deutschen Heere:

Auf all den vielen und ausgezeichnet ausgebauten Straßen des belgischen und des luxemburgischen Landes hatte der graue Strom sich derart vorgewälzt, daß die vordersten Wellen immer ungefähr in gleicher Höhe geblieben waren. Einen ernsthaften Widerstand hatte nur die 1. Armee in ihren Kämpfen mit dem belgischen Feldheer und die 2. durch den Widerstand der Festung Namur zu überwinden gehabt. Die anderen drei Armeen, die 3., 4. und 5., hatten noch keinen Feind gesehen. Am 20. August, als Kluck in Brüssel einmarschierte, hatten die deutschen Heere mit ihren vordersten Staffeln die Linie Brüssel-Namur-Neufchâteau-Longwy erreicht. Selbstverständlich nach sehr verschiedenen Marschleistungen, unter denen die der Armee Kluck alles bisher in der Kriegsgeschichte Dagewesene oder auch nur von der Theorie für möglich Gehaltene um ein ungeheures hinter sich gelassen hatten. Dabei war die Frische der Truppe um nichts vermindert. Zwar hatten die Trainstaffeln mit dem Schnellauf der Infanterie nicht Schritt halten können. Wohl gewährten die reichen Landstriche, welche der Vormarsch durchflutete, die Möglichkeit ausgiebiger Versorgung mit Fleisch, Gemüse, Kartoffeln — aber vollständig mangelte das Brot. Und schwerste Prüfung bedeutete es für die Truppe, daß die Verbindung mit den Lieben in der Heimat seit drei Wochen abgerissen war. Dennoch trugen die wohlausgebildeten Soldaten dieses unvergleichlichen Heeres von 1914 Strapazen und Entbehrungen mit immer steigender Widerstandsfähigkeit, und der Gedanke an die Möglichkeit einer späteren Munitionsknappheit konnte die Hoffnung und die kampffreudige Stimmung der Truppe noch nicht beeinflussen.

Die Armee des Deutschen Kronprinzen dagegen, welche den inneren Drehpunkt innehielt, hatte zwei Wochen erzwungener Tatlosigkeit hinter sich und fieberte um so stärker, endlich in Aktion zu treten.

Es war klar, daß beim weiteren Vormarsch eine gewisse Gliederung der bevorstehenden Kampfhandlungen dadurch eintreten müßte, daß sich von jetzt ab ein scharf trennendes Geländehindernis der Marschrichtung der Gesamtfront in senkrechter Richtung vorlegte: nämlich von Namur südwärts bis Charleville das tief eingeschnittene Tal der Maas, dem sich von Givet südostwärts als weitere Verstärkung auf dem östlichen Maasufer der Osthang des Waldgebirges der Ardennen anschloß.

Dies mag für die O.H.L. die Veranlassung einer Verfügung gewesen sein, welche den äußersten Schwenkungsflügel einer Befehlszwischeninstanz unterstellte. Die 1. Armee trat unter den Befehl der 2., Kluck unter Bülow. Letzterer tat alsbald einen Schritt, der als der erste Anfang des Versagens der Gesamtoperation angesprochen werden muß.

Bei Namur mündet von Westen her die Sambre in die Maas, und zwar von Charleroi an ungefähr in der Richtung von Westen nach Osten. Bei Charleroi hat dieser westöstliche Zug der Sambre, deren Oberlauf dort aus südwestlicher Richtung strömt, eine Fortsetzung in Gestalt des Haine-Flüßchens, dessen sumpfiger Lauf aber durch den Canal du Centre für die Schiffahrt reguliert worden ist. Die Sambre und der Kanal bildeten ein so deutlich sich abhebendes Geländehindernis, daß General von Bülow bestimmt erwarten durfte, hier dem

ersten starken Widerstande zu begegnen. Für die bevorstehenden Kämpfe hielt er eine Konzentration der beiden ihm nunmehr unterstellten Armeen erforderlich und befahl deshalb der 1. Armee, ihre bisherige Marschrichtung, die in straff westlichem Sinne von der Südwestecke des Maastales geradeswegs auf Brüssel gezielt hatte, in eine süd-südwestliche zu verwandeln, so daß die Mitte ihrer Bewegung nunmehr über Hal auf Mons zielte.

Die allgemeine strategische Aufgabe der 1. Armee hätte geboten, die Gesamtrichtung auf Valenciennes zu nehmen. Dann wäre die Überflügelung des äußersten linken Flügels der Ententeheere, der bei Maubeuge anzunehmen war, unter allen Umständen sichergestellt gewesen. Bülow hat diesen großen strategischen Gesichtspunkt aus den Augen verloren. Die gegenseitige Unterstützung beider Armeen bei dem Übergang über den erwähnten schwierigen Geländeabschnitt sicherzustellen, lenkte er die 1. Armee in mehr südlichem Sinn ab. Dadurch veranlaßte er sie zu engerer Fühlungnahme mit der 2. und zu stärkerer innerer Konzentration. Aber er entzog sie auch ihrem eigentlichen Zweck und führte sie gerade vor die Front der englischen Armee, statt die Überflügelung sich weiterhin auswirken zu lassen. Die Folge ist die gewesen, daß die englische Armee, von Kluck geschlagen, nach Süden entkommen konnte, statt zuerst von dem größten Teile der Armee Kluck links überflügelt und dann in Flanke und Rücken angefaßt auf die zu ihrer Rechten kämpfende 5. französische Armee geworfen zu werden! So trägt schon der erste Ansatz der Schlacht, welche alsbald die Armeen Kluck und Bülow gegen die englische und die 5. französische Armee führen sollte, in sich den Keim des Mißlingens ihrer großen strategischen Ziele selbst für den Fall der Erzielung eines vollen taktischen Erfolges.

11.

Die beiden feindlichen Armeen, welche sich anschickten, den Armeen Bülow und Kluck den Übergang über die Sambre und den Canal du Centre streitig zu machen, befanden sich in keiner günstigen Verfassung. Die englische Armee unter General French hatte ihren Aufmarsch um Maubeuge eben vollendet. Ihre schwere Artillerie war erst zum kleinsten Teil heran. Als ihr Führer am 22. August sich anschickte, die von ihm gewählte Stellung in der Linie Binche-Mons-Ath zu besetzen, hatte er noch keine Fühlung mit seinem Nachbar zur Rechten, dem General Lanrezac, dem Oberkommandierenden der 5. französischen Armee. Als er versuchte, diese herzustellen, erfuhr er zu seinem nicht geringen Schrecken, daß unfern seines rechten Flügels bereits eine Schlacht entbrannt sei. Mitten im Vormarsch erhielt er ferner von seiner Vorhutkavallerie die Meldung, daß deutsche Truppen auf allen Straßen zwischen Soignies und Ath im Anmarsch seien. Daraufhin hielt er seinen linken Flügel an und bezog südlich des Canal du Centre eine Stellung in der Linie eines flachen Halbkreises auf dem Nordrande der Erhebung, welche südlich Mons ansteigt und die ergiebigen Kohlenschätze des Borinage umschließt. Sein rechter Flügel stand bei Binche, das Zentrum zog sich um den Nordrand der Stadt Mons herum, der linke Flügel war zurückgebogen und reichte bis Angre. In dieser Stellung wurde French am Nachmittag des 23. August von der Armee Kluck angegriffen.

Die englische Söldnerarmee bereitete den Angreifern eine peinliche Überraschung. Sie focht mit größter Kriegserfahrung und Tapferkeit und fügte den Stürmern, die wie auf dem Exerzierplatz gegen die englischen Maschinengewehrstellungen anrannten, ungeheure Verluste zu. Aber unser Angriff vollzog sich trotzdem mit einer solchen Wucht, daß die ins Vorgelände vorgeschobenen Postierungen des Briten sich nach heftiger Gegenwehr noch in der Nacht zum 24. auf die Hauptstellung zurückzogen. Kluck's linker Flügel stieß bereits in die Lücke hinein, welche den Engländer von seinem französischen Nachbar zur Rechten trennte, und gleichzeitig wirkte sich am linken englischen Flügel die Flankierung durch das 4. Korps aus, während das 2. Korps noch weiter ausgreifend den Marsch auf Valenciennes fortsetzte. So sah sich French in seiner Halbmondstellung von beiderseitiger Überflügelung bedroht. Er trat den Rückzug an, während seine Nachhuten sich südlich des Kanals wacker schlugen, um uns den Übergang und die Ersteigung des Höhenrandes des Borinage nach Möglichkeit zu erschweren. Der Rückzug gelang.

Wie hätten sich die Dinge erst entwickelt, wenn Kluck freie Hand gehabt hätte, die Engländer nur mit einem oder zwei Korps in der Front anzufassen und mit wenigstens zwei Korps weit ausholend zu überflügeln und ihnen die Rückzugslinie abzuschneiden!

Noch weit schlimmer als die Lage des Engländers war die des Generals Lanrezac, der mit der 5. Armee aus seinem Aufmarschraum zwischen Verdun und Longwy nach Nordwesten herumgeworfen worden war und nun statt in westlicher Richtung etwa auf Diedenhofen, in nordwestlicher auf Brüssel vormarschierte. Von seiner Nachbararmee zur Rechten, der 4. französischen, war er schon während seines Vormarsches durch das Ardennengebirge und durch die Maaslinie zwischen Givet und Namur getrennt. Wohl war Namur noch nicht gefallen und bot rechts eine gewisse Flankendeckung. Aber das konnte, sobald Lanrezac bei Givet die Anlehnung an die Ardennen verlor, nicht mehr genügen. Er mußte einen Teil seiner Streitkräfte als Flankensicherung rechts herausschieben. Diese Seitendeckung bestand aus zwei Divisionen. Die linke bezog eine sehr feste Stellung auf dem steilen Westufer der Maas, rechts angelehnt an die alte Bergfeste Givet, zur Linken sich über Dinant hinaus bis Yvoir ausdehnend. Noch weiterhin Anschluß an Namur zu nehmen, dazu waren die Streitkräfte der hier sich aufbauenden Division zu schwach. Südlich von Givet stellte sich die 7. französische Division bis Fumay auf. Diesen beiden Divisionen wurde später die Ehre, eine ganze deutsche Armee gegen sich aufmarschieren zu sehen und ihr, gestützt auf die Gunst des Geländes, einen ganzen Tag hindurch erbitterten Widerstand leisten zu können.

General Lanrezac war genötigt, da er schon rechts keinen Anschluß hatte, wenigstens nach links so schnell wie möglich die Verbindung mit der Armee French herzustellen. Er mußte sich also nach Westen ziehen, und so verlor er jede Verbindung mit seinen Seitendetachements, wie auch die Anlehnung an Namur. Als er im Begriffe war, mit dem Zentrum bei Charleroi die Flußniederung zu überschreiten, wurde er in seiner ganzen Front von der Armee Bülow angegriffen. Nach heftigem Kampfe wurden die Franzosen, soweit

sie die Sambre bereits überschritten hatten, über den Fluß zurückgeworfen und die Übergänge erzwungen. Zugleich erfuhr Lanrezac, daß zu seiner Linken die Engländer geschlagen seien, seine rechte Flanke aber ebenfalls entblößt sei, da seine Seitendeckung den Übergang der Deutschen über die Maas nicht länger habe hindern können. Nun war kein Halten mehr. Die 5. Armee trat den Rückzug an, der sich bald in eine Flucht verwandelte. Sie wälzte sich südwärts in der Richtung auf Chimay. Das war höchste Zeit gewesen — und vom deutschen Standpunkt gesehen, hätte es nie dazu kommen dürfen. Die Lage der Armeen French und Lanrezac hatte den Deutschen Gelegenheit zu einem vernichtenden Schlage geboten — so günstig, wie sie im ganzen Feldzug nicht wieder vorgekommen ist. Aber der Schlag war nicht gefallen.

12.

Sowohl Lanrezac wie French hatten sich viel zu weit vorgewagt. Da die Deutschen bereits am 20. August in der Linie Brüssel-Namur-Longwy standen, hätten die beiden Armeen über die Linie Givet-Maubeuge nicht mehr hinausgehen dürfen, sondern den Anschluß nach rechts an die 4. Armee suchen müssen, von der sie durch Maas und Ardennen getrennt waren. Nachdem aber Lanrezac sich einmal mit schwach gesichertem rechten Flügel vor der Front der vormarschierenden 3. deutschen Armee vorbei bis an die Sambre herangezogen hatte, hätte er dem Schicksal der Vernichtung niemals entgehen dürfen.

Zwischen dem rechten Flügel Lanrezacs, der westlich Namur an der Sambre bei Auvelais stand, und dem linken Flügel der 4. Armee, der eben erst das Waldgebirge der Ardennen hinter sich hatte und bis Gedinne westlich von Fumay vorgekommen war, klaffte eine Lücke von 60 Kilometern. Die Mitte dieser Lücke längs des Laufs der Maas war allerdings mit weit auseinandergezogenen Divisionen in ausgezeichneter, fast unangreifbarer Stellung besetzt. Und gerade auf diesen Abschnitt stürzte sich die 3. Armee des Generals von Hausen, um zunächst die alte Felsenfeste bei Dinant zu bezwingen, dann angesichts des Feindes die Maas zu überschreiten und schließlich noch die steilen Höhenränder des Westufers zu erstürmen! Sie hätte sich mit einer Demonstration vor dem zwar schwach verteidigten, aber durch die Gunst des Geländes nahezu unangreifbaren Maasabschnitt von Auvelais bis Fumay begnügen und währenddessen mit ihren Hauptkräften südwärts weiterrücken müssen. Sie wäre dann in die völlig unverteidigte Lücke zwischen Fumay und Gedinne hineinmarschiert und hätte ohne Schwertstreich der Armee Lanrezac und zugleich der 4. Armee die Rückzugslinie abgewinnen können. Wäre vollends die Überflügelung Frenchs durch Kluck in vollem Umfange gelungen, dann hätte den Engländern und der französischen 5. Armee in dem Winkel zwischen Canal, Sambre und Maas ein „Cannae" ohnegleichen bereitet werden können ...

Der Vorwurf trifft hier nicht die Führer der Armeen, welche naturgemäß die Verhältnisse nur so weit übersehen konnten, als ihre eigene Aufklärung reichte. Hier hätte die O.H.L., bei der sämtliche Meldungen zusammenliefen, die Marschrichtung und die Kampfhandlung der einzelnen Armeen in Einklang bringen und in einen großen strategischen Zusammenhang eingliedern müssen. Aber wo war die O.H.L.? Sie saß in — Koblenz.

So konnte es kommen, daß die 3. Armee, statt ohne Schwertstreich eine strategische Aufgabe von unerhörter Bedeutung zu lösen, sich mit dreien ihrer Korps auf zwei französische Divisionen stürzte, denen ihre ausgezeichnete Stellung eine hartnäckige Verteidigung gestattete. Das Maastal hat am 23. und 24. August eine heroische Anstrengung der Sachsen gesehen und viel kostbares deutsches Blut getrunken. Die O.H.L. hatte ihre tief in Feindesland vorgedrungenen Armeen sich selber und ihrer naturgemäß beschränkten Kenntnis der Lage überlassen. So endete die dreiteilige Riesenschlacht westlich und südlich Namur zwar mit einem taktischen Siege der deutschen Waffen, aber mit einem bitteren Fiasko für die deutsche Strategie.

13.

An den gleichen Tagen, in denen der deutsche linke Flügel in den Vogesen und in Lothringen, der Leitung der O.H.L. entglitten, die französischen Armeen des rechten Flügels über die Landesgrenzen zurückwarf, der deutsche rechte Flügel aber die Engländer und Franzosen nach beiderseits rühmlich durchgefochtener Schlacht zwar geschwächt, doch keineswegs vernichtet in südwestlicher Richtung entweichen ließ, tobte im Zentrum noch eine dritte Doppelschlacht.

Die 4. französische Armee, vom General de Langle de Cary geführt, hatte auf breiter Front zwischen Sedan und Montmédy den Südwestrand des Ardennenwaldes erstiegen, das tief eingeschnittene Tal des Semois überschritten und bewegte sich nun beschleunigten Marsches quer über die Hochfläche des Ardennenplateaus in ungefähr nordöstlicher Richtung vorwärts. So prallte sie am 22. August auf der ganzen Front mit der gleichfalls die Nummer 4 tragenden Armee des württembergischen Thronfolgers zusammen. Diese war durch ein von der 5. Armee zur Verfügung gestelltes Korps verstärkt und umfaßte fünf Armeekorps, während die französische nur vier Korps enthielt. Westlich und nordwestlich Neufchâteau, auf einer geraden Linie von Gedinne bis Tintigny, trafen die Angriffsbewegungen beider Armeen frontal aufeinander.

Zu gleicher Zeit und Schulter an Schulter mit der 4. deutschen Armee fechtend, trat weiter südöstlich die Armee des Deutschen Kronprinzen, die 5., ins Gefecht mit der französischen 3.

Beide deutsche Armeen trafen im Vormarsch auf starke feindliche Kräfte, überwanden ihre hartnäckige Gegenwehr und zwangen sie im Laufe des 22. und 23. August in reiner Frontalschlacht zum Rückzug. Der Doppelsieg von Neufchâteau und Longwy bedeutet einen herrlichen Erfolg der deutschen Waffen, genau wie die Schlachten in den Reichslanden und westlich der Maas. Hier aber, in den Ardennen, wo ungefähr gleiche Kräfte einander gegenüberstanden, kam ein Versuch der Überflügelung für die beteiligten Armeen selber überhaupt nicht in Frage, um so weniger, als die französische 3. Armee auf ihrem Rückzug sofort zu ihrer Rechten Anlehnung an den starken Eckpfeiler von Verdun fand. Von hier aus unternahm sie auch bei ihrem Rückzug einen Flankenstoß gegen die nachdrängende Kronprinzenarmee, der aber zum Scheitern gebracht wurde. Die in den Ardennen geschlagenen beiden französischen Armeen fanden alsbald an der Maaslinie zwischen Charleville und Verdun einen starken Rückhalt, in dessen Schutze sie sich zu neuem Widerstand ordnen konnten.

So ergibt der Rückblick auf die große Sommerschlacht an der belgisch-französischen Grenze ein Gesamtbild, das den deutschen Truppen und der Führung bis zu den Armeeoberkommandos ein glänzendes Zeugnis ausstellt. Trotz der ungeheuerlichen Marschleistungen, welche namentlich der rechte Flügel hinter sich hatte, sind die Heere mit unwiderstehlichem Schwung in den Kampf getreten und haben sich in einer Weise bewährt, neben der jedes Lob arm und klein erscheint.

Aber das große Ziel des deutschen Angriffs durch Belgien: der vernichtende Schlag gegen das englische und französische Feldheer war in vorläufig unabsehbare Ferne gerückt. Schon war die erste Wucht des deutschen Ansturms infolge der großen Verluste, welche der beispiellose Angriffseifer der Truppen in Verbindung mit einem rücksichtslosen Draufgängertum der Führung den Stürmern eingetragen hatte, im Feuer der drei riesigen Doppelschlachten verlodert. Schon jetzt lag die Blüte unserer kriegerischen Jugend, vor allem des Offizierkorps, auf dem grünen Rasen und in den Lazaretten. Die feindlichen Heere aber gewannen trotz heftiger Verfolgung die Möglichkeit, sich zu neuem Widerstand zu organisieren.

Während im Westen mit ungeheurem Einsatz Gewaltiges erreicht, aber Gewaltiges auch verfehlt wurde, war im Osten eines großen Könners Hand im Begriff, mit schwachen Mitteln einen wahrhaften und vollständigen Sieg zu erzwingen.

An eben jenem 24. August, an dem sich die ganze feindliche Westfront von Mons bis zur schweizerischen Grenze in vollem Rückzug befand, begann im fernen Osten die Schlacht, welche beweisen sollte, daß Moltke und Schlieffen in der deutschen Armee einen Nachfolger gefunden hatten. Zwischen Maas und Sambre hätte ein Cannae in einem riesigen Umfang erkämpft werden können. Es hätte in seiner ersten Auswirkung dreizehn Infanteriedivisionen zertrümmern können — damit hätte aber auch den beiden nur frontal zurückgeworfenen Armeen des französischen Zentrums die Gefahr der Aufrollung vom linken Flügel her gedroht. Die weitere Folge ist nicht auszudenken.

Dies Cannae, das im Westen infolge des Versagens der obersten Führung nicht zustande gekommen ist — in der folgenden Woche vom 24. bis 30. August ist es an der ostpreußischen Südgrenze tatsächlich erfochten worden. Aber es zertrümmerte nur zehn Divisionen der ungeheuren russischen Armee. Der große Könner war an der Arbeit. Aber es sollte noch lange währen, bis er an die führende Stelle berufen wurde. Spät — zu spät.

14.

Die Riesenschlacht zwischen Mülhausen und Mons hatte auch nicht entfernt etwas wie eine Entscheidung gebracht. Das hatten die Armeen des linken deutschen Flügels gemerkt, als sie sich nach Erkämpfung eines gänzlich programmwidrigen Sieges und nach Überschreitung der feindlichen Grenze, wie vorauszusehen war, an der französischen Sperrlinie die kampfmüden Köpfe einrannten. Aber auch die fünf Armeen, die von vornherein für die Offensive angesetzt waren, erfuhren bald genug, daß der Gegner vor ihrer Front die

Widerstandskraft noch keineswegs eingebüßt hatte. Schon wenige Tage, nachdem der Rückzug der Westmächte auf der ganzen Linie begonnen hatte, spürten alle fünf Armeen den Gegner, den sie in haltloser Flucht wähnten, aufs neue vor der Klinge. So entwickelte sich eine zweite Reihe von Kämpfen, ebenfalls nicht auf einer fest zusammenhängenden Front, sondern in Teilhandlungen, welche durch große Zwischenräume getrennt waren. Wir werden diese in umgekehrter Reihenfolge wie die erste Schlachtenkette betrachten, nämlich vom linken Flügel ab — weil die endliche Entscheidung am rechten Flügel fiel und demnach um der Klarheit der Entwicklung willen zuletzt im Zusammenhang dargestellt werden soll.

Zunächst aber sei dies vorausbemerkt: Die Festungsreihe, welche sich längs der französisch-belgischen Nordostfront auf französischer Seite hinzog, hat sich als nicht vollwertig erwiesen bis auf Maubeuge. Sie war veraltet und konnte dem stürmischen Werben der schweren deutschen Geschütze nur wenige Tage oder gar Stunden lang widerstehen. Hinter dem Rücken der siegreichen 5. Armee sank die Bergfeste Longwy in Trümmer. Die Besatzung von Montmédy ließ es auf den Kampf nicht erst ankommen und suchte durchzubrechen, wurde dabei aber teils gefangengenommen, teils vernichtet. Das Fort Les Ayvelles südwestlich von Charleville wurde in ein paar Stunden zerschmettert. Sein wackerer Kommandant gab sich selbst den Tod und wurde von deutschen Soldaten ehrenvoll bestattet. Die Besatzung der Festung Hirson rückte vor dem Eintreffen des Feindes ab, zersprengte aber vorher die ihr anvertrauten Werke.

Nur Maubeuge hielt sich noch längere Zeit, nachdem die 1. Armee westlich, die zweite östlich vorbeimarschiert waren. Trümmer der Engländer und der französischen 5. Armee hatten sich hineingeworfen. Das 7. Reservekorps wurde von der 2. Armee mit der Belagerung beauftragt. Beschießung und Infanteriesturm griffen zu stärkster Wirkung ineinander. Am 7. September zeigte die Festung die weiße Fahne. 45 000 Gefangene und Massen von Gerät waren der Siegespreis. Aber es war auch die höchste Zeit: das Belagerungskorps traf eben noch rechtzeitig in der Front der vordersten Angriffslinie ein, um schwerstes Unheil zu verhüten.

Die Armeen des preußischen und des württembergischen Thronfolgers stießen schon sehr bald nach ihren Siegen von Longwy und Neufchâteau auf einen neuen und in der Geschwindigkeit ganz ausgezeichnet organisierten Widerstand längs der Maaslinie zwischen Charleville und Verdun. Vor der Front des Herzogs Albrecht entbrannte eine zweite „Schlacht bei Sedan". Aber diesmal führte sie nicht wie jene erste zur Vernichtung der französischen Truppen. Im Gegenteil errangen diese zunächst einen schönen Anfangserfolg: die Teile der Armee Herzog Albrecht, welche im ersten Ansturm bei Sedan und bei Carignan den Fluß überschritten hatten, wurden auf das rechte Ufer zurückgeworfen. Vom 25. bis 28. August tobte dann ein heftiger Kampf um die Maasübergänge, bis am 28. der Generalangriff der Deutschen einsetzte und die Franzosen aus ihrer zähe verteidigten Stellung am linken Maasufer herausdrängte und zum Rückzug auf Rethel zwang.

Noch viel grimmiger waren die Kämpfe, welche sich im Anschluß an die Schlacht bei Longwy für die 5. Armee entwickelten. Wohl gelang es dem Kron-

prinzen, auf der ganzen gewaltigen Bogenlinie von St. Mihiel bis Consenvoye an die äußeren Vorhöhen der befestigten Zone von Verdun heranzukommen. Auch wurde nach heftigem Ringen gleichzeitig mit der Nachbararmee zur Rechten jenseits des Flusses die Maas überschritten. Aber der Franzose stellte sich aufs neue zum Kampf.

Nun geriet die ganze Kronprinzenarmee in eine sehr schwierige Lage. In ihrer linken Flanke trotzte unbezwungen und unbezwinglich der mächtige Verteidigungsblock von Verdun. Vor ihre Front aber legte sich das sozusagen undurchdringliche Waldgebirge der Argonnen, ein starker Rückhalt für den französischen Widerstand. In zähem Vordringen warf der Kronprinz den Feind zunächst in die Argonnen hinein und nahm am 31. August Varennes. Und während sich nun von Norden und Nordwesten her die Korps des Kronprinzen in die Bergwälder hinein und in südlicher Richtung durch sie hindurchkämpften, vollzog sich allmählich eine immer gewaltigere Linksschwenkung seiner ganzen Armee, deren linker Flügel durch den nicht zu brechenden Widerstand der Festung angehalten wurde. So kam schließlich das seltsame Bild zustande, daß die 5. Armee nach zwei Wochen eines zähneknirschenden Ringens sich im Besitz des ganzen Argonnenwaldes befand, den Marne-Rhein-Kanal erreicht und Verdun umstellt hatte, so daß ihr rechter Flügel mit Front nach der Heimat focht.

Zur Rechten hatte der Kronprinz Anschluß an die Armee des Herzogs Albrecht. Diese hatte sich bis zum 5. September an die Niederung des Rhein-Marne-Kanals herangekämpft. Jenseits des Kanals traf sie auf heftige Gegenwehr, kämpfte sich aber wacker vorwärts und schickte sich am 9. September an, den linken Flügel ihres Gegners, der immer noch die 4. französische Armee war, auf deren linkem Flügel zu umgehen.

Denn inzwischen hatte die weiter rechts von Albrecht stehende 3. Armee den linken Flügel der 5. französischen Armee derartig in Bedrängnis gebracht, daß er bis auf den Mauriennebach zurückgedrängt worden war. Hierdurch war die Verbindung zwischen der 4. und 5. französischen Armee abgerissen, und eine Lücke von etwa 20 Kilometern entstand.

So befanden sich am 9. September die beiden linken Armeen des Offensivflügels in siegreichem Vorgehen. Die Kronprinzenarmee aber, durch den jähen Widerstand des in ihrer linken Flanke drohenden Festungsblocks von Verdun gehemmt, kam nur mehr sehr langsam vom Fleck. Dagegen stand die Armee des Herzogs Albrecht unmittelbar an der Schwelle eines großen Sieges, der die weichende 4. französische Armee mit Aufrollung vom linken Flügel her bedrohte.

In dieser Lage traf die beiden Heere, unbegreiflich und unbegriffen, der Rückzugsbefehl.

15.

Die drei Armeen Kluck, Bülow und Hausen waren seit der großen Schlacht zu einer einheitlichen Gruppe zusammengewachsen. Sie hatten ebenfalls noch heftige Gegenwehr gefunden, deren sie sich aber in einer Reihe getrennter Schlachthandlungen hatten entledigen können.

Der französische Generalissimus Joffre hatte angesichts der furchtbaren Schläge, welche die ihm unterstellten englisch-französischen Heere auf ihrer ganzen



Kampffront erlitten hatten, den Mut und die Überlegung nicht verloren. Der äußerste linke Flügel der Deutschen, das wußte er nun, war in der Richtung Valenciennes-Cambrai im Anmarsch. Weiter holte die Umflügelung keinesfalls aus. Und so gehörte ihm ganz Frankreich **westlich** etwa einer Linie, die man von Cambrai nach Paris zog. Freilich war Frankreichs ganze Streitmacht **östlich** dieser Linie im Kampf. Aber nachdem er auf einen Vorstoß seines rechten Flügels nach Elsaß und Lothringen verzichtet hatte, bekam er nun Kräfte frei, die er als Stütze für den Wiederaufbau der zusammengebrochenen und rückflutenden Front verwenden konnte. Eines dieser Korps, das 7., das den zweimaligen Vorstoß auf Mülhausen geführt hatte, wurde nun mit der Bahn aus der Gegend von Belfort nach Amiens geworfen, um dort, westlich seitwärts der Anmarschlinie des deutschen rechten Flügels den Kern einer neuen Armee zu bilden.

Aber bevor diese sich hatte zusammenfinden können, hatten die Deutschen schon die Höhe von Amiens erreicht. Damit wenigstens etwas geschehe, warf der General Maunoury, welcher zum Oberkommandierenden dieser neuen Armee bestimmt war, sein bisher allein zur Verfügung stehendes Korps der Armee Kluck in die Flanke. Aber der Stoß wurde bei **Combles** zurückgewiesen.

Während Joffre so vergebliche Anstalten traf, bei weiterem Vorrücken der Deutschen deren rechte Flanke zu bedrohen, versuchte er auch die zurückflutende Front neu zu organisieren.

Die englische Armee hatte eine neue Verteidigungsstellung bezogen, indem sie ihr 1. Korps bei Landrecies, das 2. bei Le Câteau aufstellte und eine erst eben in Le Hâvre ausgeladene Division an sich heranzog. Das erste wurde in den Abendstunden des 25., das zweite am 26. von der Armee Kluck angegriffen. Vier französische Reservedivisionen, die sich um Arras gebildet hatten, kamen den Engländern zu Hilfe. Aber aufs neue wurde die ganze englische Armee über den Haufen geworfen und flutete in der Richtung auf Noyon zurück. Ihre Verbindung mit ihrer natürlichen Basis in Dünkirchen und Calais war abgerissen.

Die zurückgehende 5. Armee trat dem scharf nachdrängenden Feinde zum zweiten Male zwischen Guise und St. Quentin entgegen. Hier wurde sie am 28. August von der Armee Bülow und vom linken Flügelkorps der Armee Kluck angegriffen und nach zweitägiger heftiger Schlacht zum Weichen gebracht. Sie zog sich in der Richtung auf die Aisne zurück.

Die Armee Hausen, welche die Verbindung zwischen der Armee Kluck und Bülow am rechten Flügel und denjenigen der beiden Thronfolger am linken zu halten hatte, war indessen gleichfalls unter heftigen Kämpfen mit tapfer sich wehrenden französischen Nachhuttruppen auf gleiche Höhe gelangt.

Am 29. August mußte das französische Hauptquartier aus dem Schlosse von Compiègne nach Bar-sur-Aube verlegt werden. Nur drei Tage später, am 1. September, trat Kluck in Compiègne Joffres Nachfolge an.

Am 30. August warfen die ersten deutschen Flieger über Paris Bomben ab. Am selben Tage siedelte die deutsche O.H.L. von Koblenz nach Luxemburg über — wiederum längst nicht nahe genug an die rastlos vorstürmende Front heran.

Am 3. September standen die deutschen Armeen auf einer Front, welche in ziemlich gerader Linie von Verdun über Reims und Soissons bis Compiègne reichte.

In der Nacht vom 3. zum 4. September verließ die französische Regierung Paris und verlegte ihren Amtssitz, wie schon einmal im Jahre 1870, nach Bordeaux!

Am 4. September rückten Truppen der 3. Armee in der alten Krönungsstadt der französischen Könige, in Reims, ein. Es schien, als würde auch diesmal das französische Volk umsonst zu seiner Jeanne d'Arc um Rettung flehen ...

Die englische und die französischen Armeen hatten sich auf der ganzen Front westlich von den noch hart kämpfenden Armeen der beiden Thronfolger der deutschen Verfolgung entzogen und waren unter Benutzung von Eisenbahn und Kraftwagen in vollem Rückzuge. Ohne anderen Widerstand als den schwacher Nachhuten zu finden, stürmten Klucks, Bülows, Hausens Armeen vorwärts.

Die Heimat jubelte. Seit Kriegsbeginn hatte täglich die eine Siegeskunde die andere gedrängt, waren die Fahnen kaum mehr eingezogen worden. Auch die O.H.L., die eine Meldung nach der anderen erhielt, wonach der Feind sich in „fluchtartigem" Rückzug befinde, wiegte sich in dem Traume, die Entscheidung sei schon so gut wie gefallen, die Einnahme von Paris und die Abschneidung

der Feldarmeen von ihrer Hauptstadt nur eine Frage von Tagen, wenn nicht von Stunden. Das war eine gründliche, verhängnisvolle Verkennung der Lage. Der Rückzug des Feindes war keine Flucht — er war die Auswirkung eines wohlüberlegten Planes des französischen Oberfeldherrn, dessen unerschütterliche Ruhe sich in dieser schweren Zeit glänzend bewährte. Von Bar-sur-Aube aus ordnete er die neue Aufstellung seines Heeres. Und diesmal war er entschlossen, die neue Verteidigungslinie so weit vom Feinde fort zu verlegen, daß ihm Zeit für die Neuordnung bliebe, ehe der Vorwärtsdrang der Angreifer ihm seinen Aufbau störte, wie es bei Le Câteau und St. Quentin der Fall gewesen war. Noch trotzte Verdun und hielt den linken Flügel der vorwärts drängenden Feindesfront fest. Und Paris war immerhin eine der stärksten Festungen der Welt. Wenn es hielt, so klemmte sich weiterhin der deutsche Vormarsch an beiden Flügeln fest. Daß Klucks rechter Flügel westlich nicht über Paris hinausgelangen würde, war erkannt, seitdem das Gefecht bei Combles gezeigt hatte, daß Kluck den Vorstoß von Amiens aus nicht mehr hatte überflügeln können, sondern durch einen Gegenstoß aus seiner Flanke heraus hatte abwehren müssen.

Diese Erwägung bestimmte die Grundlinie für Joffres neuen Aufmarsch. Von Révigny, das die 4. Armee zurzeit noch im Besitz hatte, zog sie sich über Vitry-le-François, bog dort ins Tal der Aube zurück bis nach Arcis, um von dort dem Unterlauf der Aube und weiterhin der Seine zu folgen bis Bray.

Bei der Neuordnung konnte Joffre auch die Zahl seiner Armeen vermehren, so daß den fünf deutschen Armeen des Offensivflügels in Zukunft nicht mehr vier, sondern gleichfalls fünf Armeen gegenüberstanden. Im Zentrum wurde nämlich jetzt die neugebildete 9. Armee des Generals Foch eingeschoben.

Auf dem linken Flügel, und zwar nordwestlich der Grundstellung vorgelagert hatte sich die englische Armee südlich Coulommiers angesammelt und mit der ganzen zähen Gelassenheit des Britentums und der Söldnerschaft neu gefestigt.

Aber auch Paris war keineswegs „aufgegeben". Hinter seinen Wällen stand als Verteidiger der Hauptstadt der energische General Gallieni mit einigen Divisionen, die von der italienischen Grenze herangezogen waren, als Führer der 8. Armee. Und was schließlich das Entscheidende werden sollte: Die Armee Maunoury, die um Amiens hatte entstehen sollen, schloß sich nun nördlich von Paris als 6. Armee zusammen.

So kündigte sich der Augenblick an, wo die deutschen Heere, statt den französischen linken Flügel rechts zu überflügeln, ihrerseits an ihrem rechten Flügel überflügelt werden mußten. Die Stunde nahte, wo sich das Abweichen vom Plane Schlieffens, der einen starken, weitausgedehnten rechten Flügel mit vielen gestaffelten Reserven hinter der Front vorgesehen hatte, entscheidend rächen mußte.

16.

Hinter dem Entschluß Joffres, den Widerstand unter Preisgabe des französischen Landes bis zur Seine wieder aufzunehmen, stand der mannhafte Wille des französischen Volkes. Die bisherige Regierung trat zurück, eine Regierung der Nationalen Verteidigung übernahm die Führung Frankreichs, mit Viviani als Präsidenten, Millerand als Kriegsminister, Delcassé als Minister des Äußeren —

alles entschlossene „Nationalisten“ und gute Franzosen. Das französische Volk bot in diesen schicksalsschweren Tagen ein Schauspiel, nicht unwürdig des großen Erweckers Gambetta — nur daß diesmal der französische Selbsterhaltungswille nicht wie in jenen ersten Tagen von Bordeaux auf sich selbst angewiesen blieb. Denn hinter ihm stand der noch viel zähere Wille, die ungeheure Kraft einer wirklichen Weltmacht — der britischen.

Die Erfolge des deutschen Angriffs, der unaufhaltsame Vorsturm der deutschen Westheere — und nun noch ein neuer Schlag: die Kunde, daß der erste Ansturm der Russen wider die deutsche Ostfront bei Königsberg blutig und unter gewaltigen Menschenverlusten gebrochen sei: das alles ließ die englische Nation erkennen, daß es mit dem Kriege furchtbarer Ernst geworden war, daß England mit seinem Eingreifen auch über sich selber eine Prüfung heraufbeschworen, wie seine Geschichte noch niemals eine zu verzeichnen hatte. Und diese Erkenntnis weckte die ganze verbissene Entschlossenheit des englischen Temperaments. Das Kriegsbündnis der Entente schien noch nicht fest genug. In eben jenen Tagen, als die deutschen Heere sich bis auf 50 Kilometer der französischen Hauptstadt genähert hatten, kam am 4. September in London ein Vertrag zustande, durch welchen die Verbündeten sich untereinander verpflichteten, keinen Sonderfrieden abzuschließen.

17.

Inzwischen war es der deutschen O.H.L. zum Bewußtsein gekommen, daß die Lage keineswegs innerlich so glänzend war, wie sie auf der Karte sich ausnahm.

Noch am 27. August hatte sie Marschanweisungen ausgegeben, welche die 1. Armee anwiesen, westlich an Paris vorbeizumarschieren und die untere Seine zu erreichen, während die 2. Armee auf Paris selbst angesetzt worden war.

Schon am 30. August mußte diese Absicht, welche dem Plan Schlieffens entsprochen hätte, aufgegeben werden. Die Kräfte reichten nicht mehr aus. „Der Vormarsch der Armeen hatte viel Kräfte verbraucht. Der Nachschub wurde schwierig. Die Marschverluste, das feindliche Land, der Schutz der langgestreckten Etappenlinien, die Einschließung von Antwerpen und Maubeuge, das alles verminderte die für den Endstoß allein maßgebende Stärke am rechten Flügel.“ (Volkmann, S. 30.)

Neue Marschbefehle wurden ausgegeben, die das Bild des Vormarsches völlig veränderten. Die Richtung der Armeen Kluck und Bülow wurde noch um 45 Grad weiter ostwärts, also straff nach Süden, gedreht. Kluck erhielt den Befehl, östlich an Paris vorbeizumarschieren.

Dieser Entschluß, dieser Befehl bildet die letzte Auswirkung des Unheils, das sich schon in seiner ersten Vorahnung angekündigt hatte, als Klucks Marsch jenseits Brüssels zum erstenmal in südlicher Richtung eingedreht worden war. Der Vorstoß aus Amiens auf Combles hätte warnen, hätte daran erinnern müssen, daß westlich der Linie Brüssel-Paris auch noch Franzosen wohnten. Auf Grund des neuen Befehls mußte Kluck genau das tun, was der französische Generalissimus erhofft hatte: er mußte seinen rechten Flügel, der bis dahin eine ständige Bedrohung des französischen linken Flügels gewesen war, so weit

eintraffen, daß dieser hinfort an der neu sich bildenden französischen Flankenstellung der Armeen Maunoury und Gallieni vorbei auf die südlich Coulommiers sich sammelnden englischen Armeen los und also geradeswegs in die Falle hineinmarschierte, die Joffre ihm gestellt hatte.

Das ist die Geburtsstunde des „Marnewunders". Es war Frankreichs Rettung — es hat in seiner weiteren Auswirkung Deutschlands Untergang bedeutet.

Ich erinnere mich noch genau, daß wir etwas wie ein „acherontisches Frösteln" verspürt haben, als wir in Attichy an der Aisne erkannten, daß unser Marsch von der Richtung auf Paris nach Süden abbog. So feinfühlig ist auch der ahnungslose Frontsoldat in den ganz entscheidenden Augenblicken ...

Einstweilen freilich ging alles noch flott vorwärts. Die Armee Kluck marschierte ein wenig enttäuscht, doch guten Mutes an Paris vorüber, überschritt unter leichten Kämpfen mit französischen Nachhuten den Kleinen und den Großen Morin und stand am Abend des 5. September südlich des letzteren Flüßchens und der Stadt Coulommiers in einem flachen Bogen von La Celle (2. Korps) über Amillis (4. Korps) und Cerneux (3.Korps) bis Esternay (9. Korps).

Nicht ganz so schnell drangen die Armeen Bülow und Hausen vor. Die erstere gelangte erst am 6. September mit ihrem linken Flügel, dem 7. Armeekorps, über Montmirail hinaus, um den Anschluß an die Armee Kluck bei Esternay zu suchen. Ihre übrigen drei Korps entwickelten sich gleichzeitig erst aus dem Charmoye-Walde in südlicher Richtung auf die Sümpfe von Saint Gond und den Oberlauf des Kleinen Morin. Noch weiter war die 3. Armee zurück. Sie hatte bei Châlons die Marne überschritten und teilte sich nun, indem sie, den Anforderungen der Nachbararmeen entsprechend, das 12. und das 12. Reservekorps in der Richtung auf Fère-Champenoise zum Anschluß an Bülows linken Flügel vorschickte, während das 19. Korps mit linkem Flügel dem Marnelauf entlang der Stelle zueilte, wo bei Vitry-le-François der Rheinkanal in die Marne mündet. Hier stand, wie wir gesehen haben, die Armee des Herzogs Albrecht in siegreichem Vordringen gegen die französische 4. Armee und schickte sich an, deren linken Flügel aufzurollen. Diese Bewegung zur vollen Auswirkung zu bringen war das 19. Korps bestimmt.

Betrachten wir nun die Lage der französischen Heere nach der Reorganisation. Der große strategische Rückzug, durch den Joffre seine Heere vom Feinde hatte lösen wollen, hatte nur die beiden Armeen des linken Flügels in seine Hand zurückgegeben. Die beiden Armeen des rechten Flügels lagen noch auf der Linie Toul-Epinal im Kampfe mit der 6. und 7. Armee. Allerdings hatten sie durch ihre Anlehnung an die Festungslinie so viel Rückhalt bekommen, daß sie ganze Armeekorps an die hartbedrängten Waffenbrüder des Zentrums und linken Flügels hatten abgeben können. Und ebenso hatten sich auch ihre Angreifer bereits entschließen müssen, auf Anforderung der O.H.L. Teile ihrer Bestände zum Abtransport nach Nordwesten bereitzustellen.

Aufs schwerste aber waren die beiden Armeen des Zentrums bedroht. Zwar hatte die 3. Armee einen starken Rückhalt an Verdun, aber sie war von der Kronprinzenarmee allmählich derartig bedrängt worden, daß sie kämpfend eine große Rückwärtsschwenkung um den Drehpunkt Verdun hatte machen

müssen und nun mit Front gegen die Heimat focht. Ihre Linie wölbte sich in ziemlich tief eingedrücktem Bogen zwischen der Nordfront von Verdun und Révigny; aber diese Stadt selbst war bereits verloren, und der Verteidiger über den Lauf des Ornain und des Rhein-Marne-Kanals zurückgetrieben. Weiter westlich schloß sich, von Albrecht hart bedrängt, die 4. Armee an. Von Révigny über Vitry-le-François zogen sich ihre Linien bis Sompuis. Ihr linker Flügel hing in der Luft und war in harter Bedrängnis, die sich nur steigern konnte, wenn nun gar noch das 19. Korps der 3. Armee, das zur Verstärkung des rechten Flügels der 4. Armee im Anmarsch war, diese noch weiter nach rechts verlängerte.

Diesen beiden Armeen war also Joffres neuordnende Tätigkeit in keiner Weise zustatten gekommen.

Dagegen war es dem Generalissimus gelungen, den linken Flügel der französischen Gesamtaufstellung gründlich zu „retablieren".

Nordwestlich von Paris stand die 6. Armee (Maunoury) auf der Lauer, und ihre Späher hatten freudestrahlend melden können, daß der Feind vor ihrer Front vorübergezogen sei, ohne ihre Anwesenheit überhaupt zu bemerken. Allerdings war ihr bereits bekannt, daß Kluck die Vorsicht gebraucht hatte, nördlich von Meaux Beobachtungstruppen zurückzulassen, deren Stärke aber ein Armeekorps schwerlich überstieg.

Im Anschluß an die 6. Armee waren inzwischen die Engländer aus ihrer Ruhestellung hinter dem Wald von Crecy vorgerückt und standen zwischen Vaudoy und Haute-Feuille zum Angriff bereit.

Neben ihrem rechten Flügel befand sich eine breite Lücke, die durch zwei Kavalleriekorps notdürftig ausgefüllt war. Südlich von Angers begannen dann die Linien der 5. Armee, die das Flüßchen Aubetin überschritten hatten. Ihr Oberkommandierender General Lanrezac war seit der Neuordnung durch Franchet d'Espérey ersetzt worden. In der Gegend von Sézanne schloß sich die neuaufgestellte 9. Armee unter General Foch an. Ihre Linien zogen sich, ziemlich scharf vorgebogen, der von Sézanne nach Norden führenden Straße entlang bis zum Kleinen Morin, um dann südlich des Sumpfdistriktes von Gond sich bis zum Oberlauf der Somme bei Sommesous hinzuziehen. Zwischen ihr und der Nachbararmee, die bei Sompuis, wie wir gesehen haben, bereits in harter Bedrängnis war, klaffte allerdings eine gefährliche Lücke von über 15 Kilometern.

Joffre war ursprünglich entschlossen gewesen, mit den endlich wieder zusammengefaßten und durch die 9. Armee verstärkten Kräften des linken Flügels den Vormarsch der deutschen 1., 2. und 3. Armee auf sich zu lenken, dann langsam und kämpfend noch weiter zurückzuweichen, den Feind so allmählich immer weiter von seinen rückwärtigen Verbindungen abzuziehen und erst wieder anzugreifen, wenn jener tief in französisches Land eingedrungen wäre und sich durch Marschverluste und unersetzbare Munitionsknappheit noch weiter geschwächt hätte. Da erreichte ihn die Meldung, daß Kluck an der mit Divisionen wohlgespickten Ostflanke von Paris vorbeimarschiert sei! Das ließ nur den einen Schluß zu, daß er tatsächlich von der schweren Bedrohung seines in der Luft hängenden rechten Flügels keine Kenntnis erlangt haben könne. Der Feind war in die Falle hineinmarschiert! Jetzt tauchte vor Joffres Blicken eine ganz neue

Perspektive auf. Die Situation war günstiger, als er es in seinen Träumen zu hoffen gewagt hatte. In diesem Augenblick machte der englische Bundesgenosse seine Einwirkung geltend. Dem Marschall French war es schon längst höchst peinlich gewesen, daß die Entwicklung ihn immer weiter von seiner strategischen Basis, der Küste, abgezogen hatte. Schon einmal war die Verbindung nach dort vollständig abgerissen gewesen. Ein weiterer Rückzug der verbündeten Heere in südlicher Richtung hätte die Gefahr der Verewigung dieses Zustandes aufs neue beschworen. So drängte French den Generalissimus, die Gunst des Augenblicks zu nutzen. Das gab den Ausschlag. Joffre entschloß sich, anzugreifen und seinen linken Flügel, die 6. Armee, und die Engländer zum Angriff vorzutreiben. Derweil sollten die 5. und 9. Armee zwischen Courtacon und Sommesous den deutschen Angriff erwarten, um bei passender Gelegenheit zum Gegenstoß überzugehen. Auch die hart kämpfenden Armeen des Zentrums wurden von der günstigen Lage in Kenntnis gesetzt und zum Ausharren und zu neuen Vorstößen ermutigt. So raffte der französische Oberfeldherr seine ganze Truppenmacht, die zwischen Verdun und Nanteuil einen weit gedehnten flachen, nach Norden geöffneten Bogen bildete, zu einer gewaltigen Kraftanstrengung zusammen.

Es war schon angedeutet worden, daß Kluck, einem Befehl der O.H.L. entsprechend, nicht seine ganze Streitmacht an Paris und der angriffsbereiten 6. Armee, deren Anwesenheit in seiner rechten Flanke ihm völlig entgangen war, vorübergeführt hatte. Er hatte nördlich von Meaux das 4. Reservekorps stehen lassen, mit Front gegen Paris und lediglich zur Beobachtung dieses Platzes, ohne zu ahnen, daß er es als Rückendeckung blutnötig brauchen würde. Dem Kommandierenden General des 4. Reservekorps, Gronau, wurde seine Lage allmählich etwas unheimlich. Es kam ihm zum Bewußtsein, daß er allein auf weiter Flur sei und daß sich hinter den Wällen von Paris denn doch allerlei vorbereiten müsse. Er wollte klar sehen und unternahm auf eigene Faust am Abend des 5. September einen Vorstoß in westlicher Richtung. Dabei prallte er auf die 6. französische Armee, die schon bereit stand, in der Frühe des 6. September über ihn herzufallen. So war Joffres Plan an dieser Stelle um einen halben Tag zu früh enthüllt worden, und Gronau konnte noch in der Nacht Meldung an seinen Oberkommandierenden Kluck gelangen lassen.

Als Kluck in der Nacht vom 5. zum 6. September sich darüber klar wurde, daß der Angriff auf seine Rückendeckung nicht nur von der Pariser Garnison ausgehen könne, sondern daß offenbar viel stärkere Kräfte dort versammelt sein mußten — da war er in seiner Entschlußfreiheit bereits sehr beschränkt. Denn seine vier Korps standen auf ihrer ganzen Front in Fühlung mit einem Gegner, der, nach der Wucht seiner Artilleriewirkung zu schließen, sehr stark sein mußte. Mit dem Morgengrauen des 6. September bereits wurde das rechte Flügelkorps der Armee, das 2., von englischen Kräften angegriffen. Weiter links fühlte das 4. Korps noch keinen Gegner. Es schob sich kräftig vorwärts, wies Kavallerie, die ihm den Vormarsch wehren wollte, leicht ab und stieß mit den Spitzen seiner beiden Divisionen bis zur großen Straße Provins-Nangis vor. Es war in die Lücke hineinmarschiert, welche zwischen den Engländern und der 5. französischen Armee klaffte.

Um die gleiche Zeit griffen auf Klucks linkem Flügel das 3. und 9. Korps die Linie Cerneux-Montceaux-Esternay an.

Und dabei war in unserem Rücken eine Schlacht entbrannt — ein einziges Korps, zwei Divisionen, gegen wenigstens fünf!

Und was das allerschlimmste war: zur Linken fehlte einstweilen noch jeder Anschluß. Die Armee Bülow war noch nicht heran.

Die Pommern vom 2. Korps befreiten ihren Oberkommandierenden von seiner ersten schweren Verlegenheit. Sie nahmen den englischen Gegner vor ihrer Front mit derartigem Ingrimm an, daß er schon frühmorgens um 9 Uhr vollkommen verprellt in den Wald von Crecy zurückflutete. Ein einziges Armeekorps hatte binnen 3 Stunden die ganze neuformierte und drei Armeekorps starke englische Armee über den Haufen gerannt.

In diesem Augenblick traf beim Generalkommando des 2. Korps der Befehl ein, sofort den Rückmarsch anzutreten, um das 4. Reservekorps zu entlasten. Kaum vom Vorstoß gegen die Briten sich verschnaufend, mußten die Pommern kehrtmachen. Und nordwärts ging's gegen Meaux.

„Der Marsch ist ohne jede Schonung der Truppe durchzuführen. Artillerie voraus, was die Gäule hergeben!" So hatte der Befehl gelautet. An den rückwärts hastenden Korps trabte deutsche Kavallerie feindwärts vorüber, die Lücke zu stopfen.

Aber Kluck war sich bewußt, daß die volle Verantwortung für die Sicherheit der ganzen deutschen Kampffront auf seinen Schultern ruhte. Ein Befehl der O.H.L. vom 3. September hatte der 1. Armee die Aufgabe gestellt, der 2. Armee gestaffelt zu folgen und weiterhin den Flankenschutz des Heeres zu übernehmen. Dieser Befehl war allerdings unter der Voraussetzung erteilt worden, die Armee stände noch **nördlich** der Marne. Sie hatte aber beim Empfang des Befehls die Marne nicht nur, sondern auch die beiden Morins überschritten.

Immerhin bestand der Befehl noch zu Recht. Er legte, wie es übrigens auch der jetzigen Lage noch entsprach, die gesamte Verantwortung für die Flankensicherung auf Klucks Schultern — nachdem erkannt war, daß die 2. Armee mit dem Gegner, der ihr in der Front entgegentrat, genug zu tun haben würde. Es war also nur folgerichtig, daß Kluck sich entschloß, noch ein zweites Armeekorps aus seiner Front herauszuziehen, um die wankende Front des am Ourcq ringenden 4. Reservekorps vor dem Zusammenbruch zu retten. Die Wahl konnte nur auf das aktive 4. Korps fallen, das, ohne Widerstand zu finden, in die Lücke zwischen Engländern und Franzosen hineinmarschiert war und bereits die Höhe des linken Flügels der Armee Franchet gewonnen hatte. Höchst unwillig brach es sein Vorgehen ab und trat den Rückzug an, längs des rechten Flügels der englischen Armee, die sich von ihrer Niederlage am Vormittag noch nicht erholt hatte. Da aber nach dem Abmarsch der Pommern ein Nachstoß der Engländer zu befürchten war, hielt das 4. Korps zunächst nördlich des Großen Morin an und nahm eine Bereitschaftsstellung mit Front gegen die Engländer ein.

Durch den Rückmarsch der beiden Korps des rechten Flügels der 1. Armee hatte sich die Lücke, die schon vorher das 4. Reservekorps von der Hauptmasse seiner weiter vorrückenden Armee getrennt hatte, gefährlich verbreitert. Das

2. Heereskavalleriekorps übernahm die Aufgabe, sie zu füllen. Die Engländer waren so schwerfällig, daß sie sich durch die Gegenwehr, welche die Kavalleriepostierungen leisteten, verblüffen ließen und nur langsam und zögernd vorrückten. Immerhin hatten sie am Abend des 6. September den Großen Morin bei Coulommiers erreicht und standen nun bereits hinter der rechten Flanke der Reste der 1. und 2. Armee.

Inzwischen waren die beiden Korps, welche von der 1. Armee allein noch in der Front zurückgeblieben waren, das 3. und 9., mit dem frontal angreifenden Feind in den Kampf getreten. Gleichzeitig trat links von ihnen die 2. Armee dem Angriff der 5. und 9. Armee entgegen, und zwar so energisch, daß der französische Vorstoß sich alsbald in eine bedrängte Verteidigung verwandelte. Zur selben Stunde griffen auf dem linken Flügel der 2. Armee die beiden rechten Korps der 3. den linken Flügel der 9. französischen Armee an und schufen ihm schwere Not. Das linke Flügelkorps der 3. Armee aber hatte sich, wie wir bereits gesehen haben, zur 4. Armee gewandt und war ihr behilflich, den Flankenstoß gegen den linken Flügel der 4. französischen Armee wirksam vorzutragen. Die Lücke, welche zwischen der französischen 9. und 4. Armee klaffte, erweiterte



sich in bedrohlicher Weise. Hier winkte den deutschen Armeen eine ungeheure Aussicht: der Zentraldurchbruch durch die französische Front!

Während so die Verhältnisse im Zentrum sich vollkommen zugunsten der Deutschen entwickelten, spielte sich gleichzeitig an dem weit zurückhängenden deutschen Flügel eine ganz selbständige Schlacht ab. Für ihren Verlauf, der allerdings für das Schicksal der gesamten kämpfenden deutschen Front von schlechthin entscheidender Bedeutung war, fühlte sich Kluck verantwortlich. Er hatte bereits zwei seiner Korps aus der Hauptfront gezogen, um die Lage am Flügel wieder herzustellen. Am Abend des 6. September nun faßte er einen verhängnisvollen Entschluß: den nämlich, auch seine beiden ihm noch in der Hauptfront verbliebenen Korps, das 3. und 9., herauszuziehen und nach Nordwesten zu werfen, um den Zusammenbruch seiner Flankensicherung verhüten zu helfen.

Durch diese Maßregel erweiterte sich aber die Lücke zwischen der nunmehr ganz nach Nordwesten abmarschierenden 1. Armee und der mit Front nach Süden weiterkämpfenden 2. in verhängnisvollem Maße. Die 2. Armee ging des Flankenschutzes, den Kluck ihr schuldig war, und den ihr bisher die verbliebene Hälfte der 1. gewährt hatte, während ihres großen Vorstoßes zum Durchbruch verlustig. Dadurch mußte ihre Lage trotz siegreichen Vorgehens ihres linken Flügels äußerst bedrohlich werden.

Und was das Tragischste ist: es sollte sich erweisen, daß der Einsatz der beiden letzten Korps der 1. Armee am Ourcq nicht einmal mehr nötig gewesen wäre. Das 9. hat allerdings den im Nordwesten bereits erkämpften Sieg vollenden helfen. Der war aber auch vor seinem Eintreffen schon sichergestellt. Und das 3. ist am Ourcq überhaupt nicht mehr zum Angriff gekommen. Dafür gerieten die Verbände der 1. Armee durch die große Rechtsschiebung und das staffelweise Eingreifen in die Schlacht ganz heillos durcheinander.

18.

Es war dem 4. Reservekorps gelungen, sich während des ganzen 6. September gegen fast dreifache Übermacht zu behaupten. Zwar war es in diesem furchtbaren Ringen hart mitgenommen worden und hatte sich aus der Linie Acy-Puisieux-Marcilly-Penchard auf die Linie Vincy-Etrépilly-Varedbes zurückziehen müssen. Die Kämpfe tobten die Nacht zum 7. hindurch weiter. Aber schon ließ die Wucht des Angriffs nach. Maunoury forderte von Paris Verstärkung an — aber gleichzeitig mit ihrem Eintreffen erschienen an beiden Flügeln des hart angefaßten Verteidigers die pommerschen Kameraden!

In unerhörten Gewaltmärschen hatte das 2. Korps, das noch am Morgen südlich des Großen Morin die Engländer geworfen hatte, die 35 Kilometer vom Wald von Crecy bis Germigny an der Marne zurückgelegt. Hier griff die 3. Division am Morgen des 7. September auf dem linken Flügel des 4. Reservekorps in die tobende Schlacht ein. Die 4. Division aber marschierte hinter der ganzen Kampffront des Reservekorps entlang noch weitere 15 Kilometer nordwärts. Hier trat sie nach einem Gesamtmarsch von 50 Kilometern zum zweiten-

mal ins Gefecht und mit solcher Energie, daß sie das bereits in Feindeshand verfallene Etavigny alsbald zurückeroberte!

Nun wandte sich das Schlachtenglück völlig zuungunsten Maunourys. Allerdings erhielt auch er noch einmal Verstärkung. Joffre hatte erkannt, daß Maunourys 6. Armee, welche außer dem 7. Korps nur aus zum ersten Male ins Feuer tretenden Reservedivisionen bestand, mit dem ihr gegenüberstehenden Gegner nicht fertig werden würde — und der französische Generalstab hatte eine Riesenleistung bewältigt. Er hatte aus der 3. Armee, welche vor Verdun in hartem Kampfe mit der Kronprinzenarmee stand, das 4. Korps herausgezogen und es mit der Bahn vom äußersten rechten Flügel der weitgestreckten französischen Kampffront bis zum äußersten linken geworfen! Aber noch ehe es ans Ziel kam, mußte es geteilt werden. Eine seiner Divisionen wurde in Provins angehalten, um die Lücke zwischen der englischen und der 5. französischen Armee endlich auszufüllen. Und nur eine Division des 4. Korps konnte der schwerbedrohten Armee Maunoury zugeführt werden.

Vergebens! Als nun auch das deutsche 4. aktive Korps zur Verstärkung der beiden nunmehr gegen Maunoury kämpfenden Korps eintraf, begannen die Deutschen auf ihrem rechten Flügel zum Gegenstoß und zur Überflügelung überzugehen. Noch einmal warf der Kommandant Gallieni von Paris aus seine letzten verfügbaren Reservedivisionen in die Schlacht. Sie konnten die Entwicklung zum Schlimmen nicht mehr aufhalten. Am Abend des 8. September kämpfte die Armee Maunoury, deren linker Offensivflügel inzwischen zurückgebogen und zum Defensivflügel geworden war, mit der Kraft der Verzweiflung um ihre Rettung. Am Morgen des 9. September griffen am rechten deutschen Flügel auch schon die anmarschierenden Teile des 9. Korps in die Schlacht ein, dessen Rest gleichzeitig mit dem 3. Korps vom Ourcq her im Anmarsch war, um die Niederlage Maunourys zu vollenden.

19.

Inzwischen aber hatten die Dinge bei der 2. Armee die verhängnisvolle Wendung genommen, welche die unausbleibliche Folge der Zurücknahme der ganzen Armee Kluck aus der Angriffsfront war.

Zwar hatten die Engländer sich mit unbegreiflicher Langsamkeit und Unentschlossenheit vorbewegt, immer noch in dem Glauben, vollkräftige deutsche Streitkräfte vor sich zu haben, während sich doch tatsächlich vor ihrer Front nur noch ein durch schwere Artillerie gestütztes Kavalleriekorps befand.

Aber das Oberkommando der 2. Armee war sich bewußt geworden, daß dieser Zustand nicht von Dauer sein könne. Der Augenblick mußte kommen, wo der dünne Schleier, der die englische Armee von weiterem Vordringen gen Nordosten abhielt, reißen mußte. Dann stand der Engländer in der durch den Abzug der rechten Flügelarmee geöffneten Flanke der deutschen Gesamtfront! Und die Möglichkeit eines Durchbruchs des Feindes zwischen der 1. und 2. Armee war gegeben, somit die Gefahr der Abdrängung der völlig isolierten 1. Armee nach Westen und zugleich die Aufrollung der 2. Armee von ihrem rechten Flügel aus!

In dieser Sorge hielt Bülow seine sich in hartnäckigem Ringen vorkämpfenden zwei rechten Flügelkorps an und befahl ihnen, auf Montmirail zurückzugehen und dort eine neue Flankensicherung zu bilden. Dadurch begann sein Vorstoß auf die Linie Sezanne-Fère-Champenoise die Kraft zu verlieren. Und dabei war doch hier alles bewunderungswürdig im Gang! Das 10. Korps hatte in zähem Vorwärtsdringen den Kleinen Morin überschritten. Das Gardekorps vollends hatte einen der höchsten Ehrentage seiner ruhmumstrahlten Geschichte. Es hatte sich in fürchterlichstem feindlichen Feuer durch die von den Franzosen für unüberschreitbar gehaltenen Sümpfe von St. Gond hindurchgearbeitet — hatte im Verein mit den zu seiner Linken fechtenden beiden sächsischen Korps die französische 9. Armee aus ihrer befestigten Stellung bis auf den Maurienne-Bach zurückgedrängt. Ja, selbst dieser Abschnitt bot dem deutschen Vorstoß keinen Halt mehr. Die Lücke zwischen der 9. und 4. französischen Armee klaffte immer weiter. Hätte jetzt Bülow noch eine Reserve zum Nachstoß in der Hand gehabt — der Durchbruch wäre vollendet, die französische Front in zwei Teile gerissen und der Aufrollung nach Westen wie nach Osten preisgegeben gewesen.

Aber diese Reserve fehlte. Sie stand um Montmirail gefesselt durch den Zwang, an Stelle der nach Nordwesten verschobenen 1. Armee den rechten Flügel der eigenen Kampffront zu decken. Der durch den Ausfall auch des linken Flügels der 1. Armee freigewordene Teil der 5. französischen Armee hatte nachgestoßen und den zurückgebogenen Teil der Armee Bülow heftig angegriffen, wenn auch bis jetzt ohne jeden Erfolg. Und einmal würden sich doch auch die Engländer aus ihrer Erstarrung aufraffen und den Kavallerieschleier vor ihrer Front zerreißen. Dann drohte die Überflügelung.

So seltsam war die Lage der Armee Bülow: am linken Flügel, unterstützt durch zwei Korps der 3. Armee, hatte sie in hartem Ringen eine Lage erkämpft, die zu kühnsten Hoffnungen berechtigte — auf ihrem rechten Flügel wurde sie aufgehalten und in die Verteidigung gedrängt, ja im Augenblick, wo French aus seiner Lethargie erwachen würde, sogar von Überflügelung bedroht!

Und nirgendwo die leiseste Spur einer Armeereserve für Notfälle — alle deutschen Korps in vorderster Linie in harte Kämpfe verstrickt ...

Nur eine letzte schwache Hoffnung: am 7. war ja Maubeuge gefallen, und in einigen Tagen würden die Belagerungstruppen des 7. Reservekorps von Norden herankommen. Und weiterhin war bei Laon das 15. Korps von der Vogesenfront her im Anrollen. Aber die Hilfe war noch weit — weit.

Die Führer der drei am rechten deutschen Flügel kämpfenden Armeen 1, 2 und 3 waren völlig ihrer eigenen Beurteilung der Lage überlassen. Die O.H.L. saß fern in Luxemburg! Die Gefährdung der 2. Armee durch das Entstehen der Lücke an ihrem rechten Flügel hatte sie allerdings erkannt. Und im Gefühl ihrer völligen Ohnmacht zur Einwirkung auf die Kampffront hatte sie einen Entschluß gefaßt, der wohl ohne Beispiel ist in der Kriegsgeschichte. Sie entsandte am 8. September einen verhältnismäßig jungen Offizier, den Oberstleutnant Hentsch, im Auto an die Front. Er war beauftragt, mit den Oberkommandierenden der 1. und 2. Armee Rücksprache zu nehmen und ein Zurückgehen der Armeen des rechten Flügels zu verhindern. Sollte er aber zu

spät kommen und Rückzugsbewegungen bereits eingeleitet sein, so sollte er diese so dirigieren, daß die Lücke zwischen der 1. und 2. Armee geschlossen würde.

Hentsch glaubte sich, in mißverständlicher Auffassung dieses gewichtigen Befehls, der ihm unbegreiflicherweise nur mündlich erteilt worden war, berechtigt, im Notfalle namens der O.H.L. Rückzugsbewegungen selbst anzuordnen.

Als Hentsch beim Oberkommando Bülow eintraf, fand er dieses in einer außerordentlich pessimistischen Stimmung. Die eigenartige Lage der Armee wurde dort nur vom Standpunkt der Gefährdung des rechten Flügels betrachtet. Bülow konnte unmöglich wissen, daß die Armee Kluck vor einem entscheidenden Sieg über die 6. französische Armee stand. Daß sie also vielleicht schon binnen vierundzwanzig Stunden zum mindesten starke Kräfte wiederum den Briten und dem wieder vorwärts drängenden linken Flügel der Armee Franchet würde in die Flanke werfen können. Das zu übersehen und so die nicht nur nicht hoffnungslose, sondern im Gegenteil bei fester Gesamtführung außerordentlich günstige Lage der deutschen Front durch sachgemäße Befehle vollständig wieder ins Lot zu bringen, wäre Sache der O.H.L. gewesen. Aber statt des Befehls von höherer Warte erschien ein Vertreter der O.H.L., der sich selber erst informieren sollte, andererseits sich für berechtigt hielt, im Notfall ganz entscheidende Anordnungen zu treffen ... Das alles bewies, daß Moltke sich jede Spur von Führung hatte entgleiten lassen!

In dieser für das deutsche Schicksal schlechthin entscheidenden Stunde hat die oberste Führung in verhängnisvoller Weise versagt. Es mag zu ihren Gunsten sprechen, daß sie außer durch die Unkenntnis von der wahren Lage an der Front auch noch durch die Tatsache bedrückt war, daß sich ein zweiter Ausfall der Belgier aus Antwerpen ankündigte, und daß fernerhin von Lille her die Ausladung neuer englischer Verstärkungen gemeldet worden war. Das alles entschuldigte Moltke in keiner Weise. Noch viel weniger den Abgesandten der O.H.L. und den General von Bülow, der sich wie im Frieden so auch im Kriege trotz seines hohen, allzu hohen Alters bisher wacker bewährt hatte. Beide haben, wie Ritter (S. 110) das ihnen mit Recht vorwirft, in diesem schicksalsvollsten Augenblick des Krieges „die Nerven verloren". So haben sie die beiden ausschlaggebenden Momente verkannt: nämlich erstens die unmittelbar bevorstehende Niederlage Maunourys, und zweitens die Tatsache, daß der Durchbruch auf dem linken Flügel der Armee so gut wie vollendet war. Unter dem Druck dieses Irrtums haben sie es nicht gewagt, die Verantwortung für ein Durchkämpfen der Schlacht auf sich zu nehmen. So haben denn beide Faktoren zusammen den Entschluß zu verantworten, die weitere Durchführung der Schlacht aufzugeben. Das aber war gleichbedeutend mit dem Rückzug. Die durch die Zurücknahme auch der beiden letzten Korps der Armee Kluck aus der Kampffront verfahrene Lage konnte nur nach vorn — oder aber weit rückwärts in Ordnung gebracht werden.

Das Ungeheuerliche geschah: die Armee Bülow erließ auf Grund einer übertrieben pessimistischen Beurteilung der Lage ihres rechten Flügels in Gegenwart des Bevollmächtigten der O.L.H. am Morgen des 9. Sep-

tember den Befehl zum Rückzug. Und der Vertreter der O.H.L., der beauftragt war, Rückzugsbewegungen zu verhindern, erteilte seine Zustimmung! Bevor er überhaupt mit Kluck Rücksprache genommen hatte! Erst mehrere Stunden später, zwischen 12 und 1 Uhr mittags, fand er sich bei Kluck ein.

Hier fand er folgende Lage vor: Kluck hatte inzwischen zweierlei erfahren: erstens war ihm ein unmittelbar nach Hentschs Abfahrt vom A.O.K. 2 erlassener Funkspruch zugegangen, der ihm mitteilte, daß die 2. Armee angesichts der Bedrohung ihrer rechten Flanke ihren rechten Flügel von Montmirail auf Margny zurücknehmen werde. Zweitens aber war ihm gemeldet worden, daß britische Infanterie und Artillerie bei Charly, also hinter seinem linken Flügel, über die Marne gegangen sei. Auf diese beiden Veränderungen hin hatte Kluck bereits aus eigenem Entschlusse das Zurückschwenken seines eigenen linken Flügels befohlen.

Daraufhin glaubte sich Hentsch berechtigt, den Rückzug auch der 1. Armee im Namen der O.H.L. zu befehlen. Und Kluck, durch diesen Befehl allerdings formal gedeckt, hat ihm entsprochen — obgleich er wußte, daß dies den Verzicht auf den von ihm errungenen Sieg über Maunoury bedeutete. Und obwohl er sich bewußt sein mußte, daß er ja selber es gewesen war, der durch die Loslösung seiner ganzen Armee von der rechten Flanke der 2. die Fühlung mit dieser verloren und seine Aufgabe, die Flankensicherung des ganzen Heeres zu gewährleisten, unerfüllt gelassen und so die ungünstige Situation Bülows herbeigeführt hatte.

Noch trösteten sich beide Armeeführer mit der bestimmten Hoffnung, es werde sich nur um ein vorübergehendes Ausweichen handeln, und es müsse gelingen, die Vorwärtsbewegung bald wieder in Gang zu bringen. Aber in den nächsten Tagen stellte es sich heraus, daß das ein Wahn gewesen war.

Als die feindliche Heeresleitung erkennen mußte, daß die 1. Armee darauf verzichtete, den röchelnden Maunoury zu Boden zu treten, und die 2. auf die ebenso griffbereite Möglichkeit, die Armee Foch, die auf der Hochebene südlich des Maurienne-Baches den Halt verloren hatte, vollends ins Aubetal hinunterzuwerfen und damit den großen strategischen Durchbruch zwischen dem französischen linken Flügel und dem Zentrum zu vollenden, da herrschte bei den feindlichen Herrführern zunächst eine vollkommen verständnislose Verblüffung.

Aber bald hatte sich der Generalissimus gefaßt. Und schon flogen seine jubelnden Telegramme nach Paris und von dort aus über die ganze bewohnte Erde. Schnell gelang es der französischen Phantasie, die unerwartete Rettung aus einer höchst gefährdeten taktischen und strategischen Lage in einen ungeheuren, kriegentscheidenden Sieg umzudichten. Der in der Schweiz lebende bedeutende Dichter und Militärschriftsteller Hermann Stegemann, der von seinem den unmittelbaren Einwirkungen des Krieges entrückten Beobachterposten aus in der Lage gewesen ist, den Eindruck der jähen Schicksalswende auf die Presse der ganzen Welt zu beobachten, hat eine sehr interessante Schilderung der Aufnahme der französischen Siegesnachricht bei unseren Feinden aufbewahrt. „In der gesamten romanischen und angelsächsischen Presse gelangte die Überzeugung zum Ausdruck, daß eine Schlachtentscheidung gefallen sei, die den

Feldzug zugunsten der Franzosen gewendet habe. Noch am 13. und 14. September klang's wie ‚Halali' aus den Berichten von Bordeaux. Die Siegesfreude, welche die deutschen Armeen vom 30. August bis zum 9. September auf Adlerschwingen getragen hatte, war nun an den Franzosen und hob sie, von der starken nationalen Einbildungskraft beflügelt, weit über die Wirklichkeit empor. — Man glaubte sich auf einer Verfolgung begriffen, größer und aussichtsreicher als die nach der Schlacht bei Waterloo. Ganz Frankreich hielt den Atem an und sah seine Heere den Eindringling mit dem Bajonett in einem ununterbrochenen Siegeszuge über die französische und schweizerische Grenze auf den Rhein zurücktreiben. —

Da schwieg am 13. September plötzlich der abendliche Feldbericht. Am 15. September stellte die französische Meldung fest, daß der rechte deutsche Flügel auf dem Norduser der Aisne Widerstand leistet. Das strahlende C-Dur war verhallt. Die Berichte der nächsten Tage klangen gedämpft, und am 16. September mußte man berichten, daß das deutsche Heer eine allgemeine Schlacht liefere. Umgekehrt fanden die deutschen Feldberichte, die am 9. September nur von den Kämpfen der 1. Armee am Ourcq berichtet hatten, die Sprache wieder und meldeten am 13. September, daß die Entwicklung zu einer neuen Schlacht geführt habe."

Das Schlimmste war abgewendet. Die deutschen Armeen, die mit zähneknirschender Wut dem Rückzugsbefehl gefolgt waren — mit Jauchzen hatten sie den Befehl begrüßt, der ihnen gestattete, Front zu machen und den Gegner, der erst mehrere Tage nach dem Abbruch der Schlacht den Mut zu entschlossenem Nachdringen gefunden hatte, in einer freigewählten Verteidigungslinie blutig zu empfangen.

20.

Die Deutschen hatten an der Marne den Franzosen „die Walstatt, aber nicht den Sieg überlassen". (Stegemann.)

Die erträumte Verfolgung, welche den Rückzug in eine Flucht verwandeln sollte, war auch nicht annähernd zustande gekommen. Die deutschen Heere hatten ihre Gefangenen, ihre Beute an Kriegsmaterial, sogar einen großen Teil ihrer eigenen Verwundeten mitgeführt. Nur diejenigen Verletzten, deren Zustand jeden Transport verbot, waren in der Hut des erforderlichen Pflegepersonals zurückgelassen worden. Aber allerdings: der Rückzug, welcher ursprünglich nur für die 1. und 2. Armee in Aussicht genommen worden war, hatte sich auf die ganze deutsche Front von der Schweizer Grenze bis zum Aube ausgedehnt. Am 11. September war Moltke selber endlich an der Front erschienen, „ein gebrochener Mann". (Oberst Bauer.) Er hatte mit den Führern der 3., 4. und 5. Armee Rücksprache genommen und sich dann für verpflichtet gehalten, auch diesen Armeen den Rückzug anzubefehlen.

Ob jener erste, ob dieser zweite Rückzugsbefehl unvermeidlich war — darüber wird die Erörterung wohl noch einige Jahrhunderte hindurch weitergehen. Die Nächstbeteiligten, Moltke und Oberstleutnant Hentsch, sind tot. Das „Marnewunder", wie die Franzosen es nennen, das „Marnerätsel", wie es sich für uns Deutsche darstellt, wird noch unzählige Federn in Bewegung setzen.

In ausführlichen Darlegungen kommt der Kritiker des Weltkrieges, Hauptmann Ritter, zu dem Ergebnis, daß die O.H.L. unter allen Umständen die Schlacht hätte „sich auslaufen lassen" sollen. „Wenn auch kein Sedan — ein Königgrätz wäre die Marneschlacht für Frankreich geworden." Oberst Bauer urteilt: „Jedenfalls waren aber die Panik und der Rückschlag zu vermeiden, und wir hätten mit unserer Linie etwa bis an Marne-Seine-Somme kommen können. Diese Linie war kürzer und gab uns den Kanal in die Hand. Jedenfalls hätte der Krieg dann nicht mehr Jahre gedauert! Daß ohne den Marnerückzug der Krieg aber in wenigen Monaten zu Ende gewesen wäre, ist eine Utopie!"

Hören wir schließlich noch Stegemann, der redlich bemüht ist, beiden Parteien gerecht zu werden:

„N[illegible] der Wille zum Sieg und der Glaube an den Sieg haben der fr[illegible]zösischen Arme[illegible] Marne den Erfolg gesichert, den sie in der Schlacht selber nicht zu erkämpfen vermochte. Ihr neugewecktes Kraftgefühl und der aufflammende kriegerische Geist (hiermit meint Stegemann die Wiederaufrichtung des französischen Heeres *vor* der Marneschlacht) ließen den Gegner erkennen, daß er alles auf einen Wurf stellte, wenn er fern von seinen Verbindungen in ungünstiger Aufstellung und unter dem Zwang der Wechselwirkung des Zweifrontenkrieges die Entscheidung annahm, nachdem er den Gipfelpunkt seines strategischen Erfolges überschritten, die Richtung nach der Seeküste aus den Augen gelassen hatte und dem zurückgehenden Feldheere bei Reims, Paris und die Geheimnisse von Paris unterschätzend, ins Marnebecken gefolgt war. Er wurde veranlaßt, sich dem Schicksal zu versagen, das ihn hier stürzen oder krönen konnte."

Diese Formulierung scheint mir das Letzte zu enthalten, was über die Marneschlacht zu sagen ist. Unter zwei möglichen Entscheidungen hat Moltkes Vertreter die sicherere und verantwortungsfreiere gewählt, aber damit auch die letzte Hoffnung auf siegreichen Ausgang preisgegeben.

21.

Aber selbst angesichts des einmal gefaßten Entschlusses, die 1. und 2. Armee zurückzunehmen, entsteht die weitere Frage, ob es nötig war, so *weit* zurückzugehen, wie es tatsächlich geschehen ist, und den Rückzug auf die ganze deutsche Front auszudehnen. Auch hier muß das Urteil durchaus zuungunsten der Anordnungen der O.H.L. fallen.

Die französischen Heere waren in ihrer Offensivkraft aufs schwerste geschwächt. Erst als der deutsche Rückzug ihnen den Wahn eines großen taktischen Sieges vorgaukelte, erwachte aufs neue ihr nationaler Elan. Es hätte vollkommen genügt, wenn, wie es ursprünglich beabsichtigt gewesen war, die 1. und 2. Armee sich so weit zurückgebogen hätten, daß eine Verteidigungsflanke zur Sicherung des im schönsten Flusse befindlichen Vordringens des linken Flügels der 2. Armee, der 3. und der 4. Armee gebildet worden wäre.

Hier trifft scheinbar auch Bülow der Vorwurf, daß er, „die Nerven verlierend", sogleich den Rückzug nicht nur seines durch den Vorstoß auf Montmirail bedrohten rechten Flügels, sondern seiner ganzen Armee angeordnet und ihn noch dazu schon am 10. September bis hinter die Vesle durchgeführt hatte.

Dadurch rollte sich tatsächlich die ganze deutsche Front gewissermaßen freiwillig von rechts nach links auf. Und nun blieb nichts übrig, als immer weiter nach links abzubauen. Blutige Empörung im Herzen mußten die siegreichen Armeen alles Gelände räumen, das sie in wildergrimmtem Ringen dem Feinde abgetrotzt hatten. Ganz besonders schwer wog das Aufgeben des Festungsklotzes von Reims — an dem dreieinhalb Jahre später unsere letzte gewaltige Durchbruchsanstrengung stranden sollte. Und weiterhin die Räumung des mit wahren Strömen deutschen Blutes erkämpften Waldgebietes der Argonnen — die



dann späterhin wenigstens teilweise aus örtlichen taktischen Rücksichten fußbreit für fußbreit zum zweiten Male haben zurückerobert werden müssen. Allerdings war die Lage des Kronprinzen zwischen Verdun und Révigny ganz besonders übel. Aber auch sein Gegner war in einer wenig beneidenswerten Lage. Und die Frage erscheint berechtigt, ob es nicht Pflicht gewesen wäre, die 5. Armee in ihrer verzwickten Lage zu belassen und den Versuch zu unternehmen, die Abschnürung Verduns durch ein beiderseitiges Abkneifen des „Stiels" bei St. Mihiel anzustreben. Dann hätte eine Belagerung von allen Seiten vielleicht doch den französischen „Eckpfeiler" zu Falle gebracht — vor dem später nahezu eine halbe Million Deutscher ihr Leben lassen mußte.

Entsetzliche Gedankengänge — und schließlich zwecklos — aber eben doch unausweichlich.

Die O.H.L. wollte vor allem sicher gehen. Der behutsame Gedankengang, der jedes Risiko nach Möglichkeit ausschalten wollte, hat die Wahl der neuen Stellung bestimmt. Aber selbst unter dieser Voraussetzung bleibt es ein absolutes Rätsel, weshalb der Befehl der O.H.L. die Aisnelinie von Compiègne bis Berry-au-Bac gewählt und erst dort nach Südosten abgebogen hat, statt die Stellung am Laufe der Vesle entlang zu führen und Reims und die Argonnen hinter unseren Linien zu lassen ... Wenn man sich nicht geradezu entschloß, die Marnelinie selbst zu halten ...

Vielleicht darf dies ausgesprochen werden: daß bei der O.H.L. ebensowenig wie jedenfalls bei unseren Feinden damals schon die ungeheure Stärke der Verteidigung in der Feldstellung oder, kurz gesagt, die Bedeutung des Schützengrabens erkannt war. Hätte man uns am 9. September befohlen, uns in den erreichten Linien einzugraben — den Feind hätte ich sehen wollen, der uns hinausgeworfen hätte ...

Nur zwei Gesichtspunkte sind es, welche zur Erklärung der Entschlüsse der O.H.L. allenfalls herangezogen werden können.

Der eine betrifft die Frage der rückwärtigen Verbindungen. Diese waren ohnehin schon viel zu lang geworden. Je weiter der Rückzug sich der belgischen Grenze näherte, je günstiger gestaltete sich die Zufuhrlinie — namentlich wenn man erwägt, daß, solange Verdun, Toul und Nancy nicht gefallen waren, eigentlich nur eine einzige direkt in ost-westlicher Richtung führende Bahnverbindung zur Verfügung stand: die Linie Diedenhofen-Fensch-Longuyon-Montmédy-Sedan.

Der andere Punkt war der: unser rechter Flügel „hing in der Luft", und Reserven, um ihn zu stützen und zu verlängern, waren einstweilen nicht zur Hand. Der Augenblick mußte eintreten, wo die französische Heeresleitung in die Lage kommen würde, unter Ausnutzung ihrer Landeseisenbahnen Truppenmassen um unseren rechten Flügel herum in unseren Rücken zu befördern. Hiergegen Vorkehrungen zu treffen, mußte natürlich die nächste Sorge der O.H.L. sein. Und daß ihr die Heranschaffung von Verstärkungen natürlich um so mehr erleichtert wurde, je weiter rückwärts sie den neuen Widerstand organisierte, bedarf keiner näheren Ausführung.

Und schließlich muß dies eine noch einmal mit aller Klarheit ausgesprochen werden. Die letzte Ursache des Zusammenbruchs unserer gewaltigen Angriffshandlung durch Belgien und Frankreich war die falsche Verteilung der vorhandenen Bestände durch die O.H.L. Am linken Flügel standen Armeen und waren dort falsch verwendet worden, die jetzt am rechten Flügel bitter fehlten. Aber freilich hätte die O.H.L. in der Verteilung der Kräfte eine ganz andere Bewegungsfreiheit gehabt, wenn wir mit der anderthalbfachen Kriegsstärke hätten ausrücken können. Unsere Volkskraft an junger kriegsfähiger Mannschaft hätte das gestattet, aber sie war nicht ausgenutzt worden. Die Sparsamkeit am Heere, das Knausern mit der „Versicherungsprämie" hat sich durch Deutschlands Untergang bezahlt gemacht.

Wieder einmal war es Pflicht und Ehre des deutschen Soldaten, durch seinen beispiellosen Opfermut die Fehler und Schwächen der obersten Führung gutzumachen.

Der Rückzug blieb mehrere Tage lang unbelästigt. Vollends die Engländer brauchten noch immer mehrere Tage, um sich in die verblüffende neue Lage zu finden. Dann allerdings rafften sie sich zu einem sehr energischen Vorgehen auf, und der Tommy bewies im Angriff noch höhere Eigenschaften, als er sie bisher in der Verteidigung entwickelt hatte.

Auf die Einzelheiten des Rückzuges kann hier nicht eingegangen werden. Es muß gar manches Heldenlied ungesungen bleiben, das spätere Geschlechter dichten werden. Wer dabei war, zählt diese Tage zu den erschütterndsten seines Lebens. Vier Wochen lang hatte strahlender Sonnenschein über unseren siegestrunkenen Häuptern geleuchtet. Während der Marneschlacht hatte der Himmel sich umzogen. Und gerade in jenen Stunden, als wir uns der Aisne näherten, prasselten die ersten kalten Vorherbstschauer auf uns nieder. Mochte dieser Witterungsumschlag für die Verschleierung unserer Rückzugsbewegung von Vorteil sein — er half auch den Stimmungsumschlag der Soldaten vollenden. Er wirkte wie ein Gleichnis. Schauer fluteten auch über unsere Herzen.

Am 12. September trafen wir in den neubefohlenen Stellungen ein und kehrten die Mündungen unserer Geschütze und Gewehre wieder dem Feinde zu. Und schon am Morgen des 13. begann auf der ganzen neuen Front der feindliche Anprall. Unmittelbar, nachdem die Armeen ihre neuen Linien erreicht hatten, und lange ehe sie sich hatten ordnen und einrichten können. Die „neue Stellung" war eine aus dem Drang des Augenblicks geborene Improvisation. Nach rechts bot sie die offene Flanke — in ihrem Verlauf zeigte sie mehrere klaffende Lücken. Eine kleinere tat sich im Tale von Vregny zwischen dem 2. und 3. Korps der Armee Kluck auf. Hier drangen die Engländer bis zum Hochplateau und haben sich dort gehalten, bis die Schlacht vom Januar 1915 sie wieder ins Tal und über die Aisne zurückwarf.

Viel übler sah es links der 1. Armee aus. Denn Oberstleutnant Hentsch hatte noch einen zweiten schweren Fehler auf sein Gewissen genommen. Er hatte den Rückzug der 1. Armee, statt befehlsgemäß in nordöstlicher Richtung auf die Linie Soissons-Fismes, in streng nördlicher Richtung mit linkem Flügel auf Soissons dirigiert. Die unheilvolle Lücke zwischen Kluck und Bülow hatte sich während des Rückmarsches nicht schließen lassen. Sie klaffte auch in der neuen Stellung noch bei Craonne und Corbény. So waren auch jetzt wieder beide Flanken der 1. Armee bedroht. Hinter ihrem rechten Flügel waren Noyon und Chauny bereits von französischer Kavallerie erreicht. Und in die Lücke von Craonne stießen Engländer und Franzosen hinein. Wenn nicht Hilfe kam, war die neue Front, noch ehe sie sich recht gebildet hatte, vom ungestüm nachdrängenden Feinde bereits durchbrochen.

Im allerletzten Augenblick erschien General von Zwehl, der Bezwinger von Maubeuge, mit dem 7. Reservekorps und trotzte während des ganzen 13. und 14. September vierfacher Übermacht in unbeschreiblich opfer- und verlustvollem Kampf. Schon erlahmte sein Widerstand, da trafen in den Nachmittagsstunden des 14. September die Spitzen des 15. Armeekorps (Deimling)

ein und warfen sich in die Schlacht. Das Korps war aus der Kampffront der 7. Armee herausgezogen und hinter der ganzen Front vom äußersten rechten zum linken Flügel geworfen worden, bestimmt, dem rechten Flügel der 1. Armee als Stütze zu dienen. Zum Glück hatte die Kunde von der bei Craonne drohenden Durchbruchsgefahr den Oberkommandierenden der 7. Armee, der mit seinem 15. Korps aus den Vogesen an die Nordfront geeilt war, noch eben rechtzeitig erreicht. Heeringen hatte das Korps auf der Fahrt anhalten und statt in St. Quentin nördlich Laon ausladen können. Nun traf es in der allerletzten Minute am Gefahrpunkt der Schlacht ein, wo das 7. Reservekorps soeben zusammenzubrechen drohte. Am Abend des 14. und am 15. September wandte sich das Blatt. Engländer und Franzosen wurden aus den Trümmern von Craonne heraus- und über die Aisne zurückgeworfen.

Gleichzeitig rückte am rechten Flügel der ganzen Schlachtaufstellung als erste Verlängerung nach Norden zu das 9. Reservekorps ein, das eben erst bei Termonde den zweiten hartnäckigen Ausfall der Belgier aus Antwerpen abweisen geholfen hatte.

Die Gefahr des Durchbruchs war abgewendet. Aber kaum hatte Joffre erkannt, daß ihm diese Hoffnung verlegt worden war, da entschloß er sich auch schon, den zweiten Weg zu beschreiten, der ihm Aussicht gab, seinen Siegestraum in die Wirklichkeit überzuführen: die Umgehung des in der Luft hängenden rechten deutschen Flügels. Und während auf der langgedehnten Front die Angriffe der Verfolger ohne Ermüden gegen die neue Stellung der Deutschen anbrandeten, begann jenes seltsame Schauspiel, das man den „Wettlauf zum Meere" getauft hat. Es begannen in Zug und Gegenzug die Versuche Joffres, die deutsche Front von Westen her aufzurollen, und die Abwehrmaßnahmen der Deutschen.

Den Auftakt bildeten die Angriffe der Franzosen gegen das herbeigeeilte 9. Reservekorps. Sie wurden blutig abgewiesen und der Angreifer bis auf Compiègne zurückgeworfen. Das Heereskavalleriekorps v. d. Marwitz übernahm die Aufgabe, die deutsche Front einstweilen nach Norden zu verlängern.

Aber die furchtbare Gefahr, welche der offenen deutschen Flanke drohte, war damit nur für den Augenblick beschworen. Es war angesichts der Tatkraft, die Joffre bisher bewährt hatte, und seiner günstigen Lage als Beherrscher des französischen Eisenbahnnetzes mit Bestimmtheit zu erwarten, daß er in Kürze eine großzügige strategische Aktion einleiten würde, um mit stärksten Mitteln die Umgehung zu erzwingen. Denn auch seine linke Flanke hatte ja jetzt keine Anlehnung mehr, und er mußte mit der Möglichkeit rechnen, daß die Deutschen in der Lage sein würden, ihren rechten Flügel zu verlängern und von dort aus die strategische Offensive aufs neue aufzunehmen. Zwischen Compiègne und dem Meere war für operative Betätigung beider Gegner Raum. Wem würde die Vorhand zufallen? Wer würde zuerst imstande sein, aus dem hartnäckigen Ringen, in dem sich die gesamten Kräfte beider Parteien auf der neuen Front ineinander verbissen hatten, die nötigen Reserven herauszuziehen, die ihm gestatten würden, das Heft in die Hand zu bekommen?

Das war die Frage, die sich vor den Heeresleitungen beider Streitteile auftürmte und gebieterisch eine Lösung verlangte.

In diesem Augenblick zeigte sich erst mit ganzer Wucht die Bedeutung der Tatsache, daß die deutsche Heeresleitung ihren linken Flügel viel zu stark gemacht und ihm mit dem Befehl zum Ansturm wider die uneinnehmbare französische Ostfront unlösbare und verhängnisvoll kraftverzehrende Aufgaben gestellt hatte. Was die erste Anlage des Kriegsplanes verdorben hatte, was allenfalls nach der Doppelschlacht in Lothringen und in den Vogesen noch hätte gutgemacht werden können, wenn die O.H.L. die 6. und 7. Armee an der Landesgrenze angehalten und in die Defensive verwiesen hätte, das mußte jetzt doch noch geschehen, wenn nicht alles verlorengehen sollte. Aus den Armeen des linken deutschen Flügels mußten alle zur Verteidigung der Landesgrenze nicht unentbehrlichen Kräfte herausgezogen und so schnell als irgend möglich auf den gefährdeten rechten Flügel geworfen werden.

Und das alles in einem Augenblick, als zwar durch die unvergleichlichen deutschen Siege an der Ostgrenze der Russe über die Landesmark zurückgeworfen war — aber gleichzeitig die österreichische Armee nach heldenmäßigem Ringen von der russischen Übermacht ebenso an den San zurückgeworfen worden war, wie die Deutschen an die Aisne!

Unter der Wucht der eigenen Unzulänglichkeit und der Erkenntnis ungeheuren und nicht wieder gutzumachenden Verschuldens brach der unglückselige Moltke zusammen.

Der Wille des Kaisers berief den preußischen Kriegsminister, General von Falkenhayn, zum Chef des Generalstabs.

Von allen diesen ungeheuren Rückschlägen und Wandlungen aber erfuhr die Heimat — nichts. Die Heeresberichte, die bisher nichts als strahlende Siege zu melden hatten, waren plötzlich lakonisch und geheimnisvoll geworden.

Zweites Kapitel

Wider die Russen

1.

August und September 1914 — zwei Monate, wie sie noch niemals über die Menschheit verhängt worden waren — angefüllt mit Entscheidungen, unter denen das feste Rund der Erde selber zu erzittern schien!

In den gleichen Tagen, welche die großen Entladungen im Westen brachten, fielen auch im Osten schon alle jene donnernden Schläge, die den endgültigen Ausgang des Krieges bestimmt haben — ob ihre letzten Auswirkungen sich auch erst vier Jahre später enthüllen sollten.

Wenn je ein Krieg auf Erden ein Verteidigungskrieg gewesen ist — der „Weltkrieg“ ist einer gewesen, für das Deutsche Reich, für die österreichisch-ungarische Monarchie und für das Osmanische Reich. Je genauer man die Geschehnisse betrachtet, je tiefer man sich in sie hineinlebt — um so sonnenklarer liegt dieser Grundcharakter des Krieges vor dem Blick des Betrachters. Und der Abscheu über die gräßliche Lüge, welche der Welt genau das Gegenteil

vorgespiegelt hat, wächst ins Übermenschliche. Nicht einmal der gute Glaube kann unseren Feinden zugebilligt werden. Wenigstens nicht, wenn man die Völker und ihre Regierungen als eine Einheit auffaßt. Dieses Verfahren aber schlagen unsere Feinde uns gegenüber ein. Sie machen das ganze deutsche Volk sowie die Deutschösterreicher und Ungarn für die Handlungen ihrer Regierungen verantwortlich. Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß sie damit unseren Regierungen ebenso schweres Unrecht tun wie unseren Völkern.

Daß wir unsere Verteidigung nur durch den Angriff führen konnten, das gab dem Ringen auf dem westlichen Kriegsschauplatz den äußeren Anschein und die militärische Form des Angriffskrieges. Viel deutlicher zeichnet sich der Charakter des Verteidigungskrieges von vornherein auf dem östlichen Kriegsschauplatz ab. Schon aus dem Grunde, weil die ungeheure Überlegenheit der Zahl sich hier noch weit offensichtlicher geltend macht als zu Anfang des Krieges im Kampfe wider die Westmächte.

Dennoch hat die Strategie der Mittelmächte auch im Osten bei Kriegsbeginn den Grundsatz befolgt, daß der Hieb die beste Deckung, der Angriff die allein entscheidende Form der Verteidigung ist. Und das soll hier von vornherein ausgesprochen werden, was durch die spätere Entwicklung verdunkelt und verdeckt worden ist — daß unsere Verbündete im Südosten, die Donaumonarchie, durch ihre kriegerischen Leistungen alle billigen Erwartungen übertroffen und ihr vollgemessenes Teil zur gemeinschaftlichen Verteidigung beigesteuert hat. Daß ihre Kräfte früher als die unseren versagt haben, liegt in ihrem ganzen staatlichen Aufbau begründet.

Jeder Soldat in der deutschen Front, der die Verhältnisse einigermaßen überschaute, war sich von Anfang an darüber klar, daß die Aufgabe an der Ostfront die unendlich viel schwierigere und undankbarere sein würde. Kein Truppenteil erfuhr bei seiner ersten Verladung, ob es nach Osten oder nach Westen gehen würde. Wenn dann der Zug sich in Bewegung setzte, dann warteten die Bataillone mit fieberhafter Spannung, ob es ostwärts oder westwärts ginge. Wer nach Westen durfte, jubelte hell auf. Wer nach Osten mußte, dessen bemächtigte sich ein dumpfes Gefühl verbissener Pflichterfüllung.

Das hatte einen doppelten Grund. Mag immerhin bei den deutschen Volksteilen Österreichs und bei den Ungarn etwas wie nationaler Haß gegen den Russen vorhanden gewesen sein — der Deutsche stand dem Russen mit durchaus sympathischen Gefühlen gegenüber. Der Rassenhaß des Slawen gegen den Germanen beruhte, soweit der Russe in Betracht kam, keineswegs auf Gegenseitigkeit.

Trotzdem und andererseits: wir wußten um diesen russischen Haß auf uns Deutsche. Und jenes Gefühl des Alpdrucks, das Bismarcks ganzes Verhalten Rußland gegenüber immer bestimmt hatte, war zum Gemeinempfinden des deutschen Volkes geworden. Wir wußten es alle: im Osten dehnte sich ein Riesenreich, verschwimmend im Nebel des Unbekannten, verdämmernd im Wust asiatischer Barbarei. Im Westen galt es, unter eine jahrhundertealte Abrechnung endlich den Schlußstrich zu ziehen. Mit dem Russen hatte bisher, solange es eine deutsche Geschichte gab, der Deutsche die Waffen nur zu einzelnen Malen gekreuzt, und auch dann nur im Verlaufe von dynastisch befohlenen

Kabinettskriegen, niemals in der Leidenschaft des Völkerringens — wohl aber hatten Deutsche und Russen gemeinsam Napoleon, den „Feind der Menschheit", aus deutschen Gauen vertrieben und zum Sturze gebracht. Kein wirklicher, bewußter Gegensatz bestand zwischen uns und dem Riesenreich, das sich an unserer Ostgrenze in jahrhundertelanger Entwicklung zu einem politischen Koloß und zu einer Militärmacht von unbegrenzten Möglichkeiten entwickelt hatte.

Im Westen rangen die Geister der Nationen — im Osten würden nur die Leiber gegeneinander fechten. Daß Rußland imstande sei, eine unübersehbare Masse lebendiger Manneskraft in die eiserne Wagschale zu werfen, das wußten wir. Freilich hat es sich sehr bald herausgestellt, daß wir die rein zahlenmäßige Überlegenheit der russischen Militärmacht noch bei weitem unterschätzt hatten.



Viel besser als wir kannten unsere Gegner den hohen Stand der russischen Kriegsbereitschaft und das Maß ihrer Leistungsfähigkeit. Und eben diese unübersehbare Machtfülle des östlichen Verbündeten war in ihrem Spiele der Stein, auf den sie am sichersten zählten.

Insbesondere aber wußten unsere Feinde, daß die ungeheure Kriegsmaschine, die Rußland schon acht Jahre nach dem verlorenen Kriege gegen Japan wieder aufgebaut hatte, zum sofortigen Losschlagen vollkommen bereit sei. Nicht umsonst hatte Frankreich seine Rolle als Geldversorger Rußlands, die Bismarcks Irrtum ihm zugeschanzt hatte, unter Einsatz beträchtlicher Teile des französischen Volksvermögens durchgeführt. Die achtzehn Milliarden, welche der französische Rentner dem Verbündeten zur Verfügung gestellt hatte, waren ganz im Sinne des Geldgebers verwendet worden. Das stolze Zarenreich war in Wirklichkeit nichts anderes als Frankreichs Soldknecht.

Man muß es Rußland lassen: es hat die französischen Milliarden in weit besserer Münze als in Franken zurückbezahlt: mit dem Blut und Leben von Millionen seiner Söhne — mit dem Zusammenbruch seiner Staatsform, mit seinem wirtschaftlichen Untergang. Es ist mehr als bezeichnend für den französischen Geist, wenn er gegenüber solchen Opfern auch noch auf seinem Schein besteht und von der Sowjetregierung die Anerkennung und Bezahlung der „Vorkriegsschulden" verlangt ...

Auf Grund früherer Erfahrungen hatten die Heeresleitungen der Mittelmächte angenommen, Rußlands Mobilmachung werde etwa sechs Wochen in Anspruch nehmen. Das war ein noch viel gründlicherer Irrtum, als auf seiten unserer Feinde die Annahme, wir würden nicht imstande sein, vor dem Ablaufe von vierzehn Tagen seit der Kriegseröffnung bereits entscheidende Schläge zu führen. In Wirklichkeit trat Rußland schon am 21. August in voller Kriegsrüstung auf den Plan.

2.

Wo würde sich der russische Aufmarsch vollziehen? Welche Richtung würde der erste Ansturm der östlichen Millionenheere nehmen? Nur die Karte konnte hierauf etwas wie eine Antwort geben. Denn so völlig war Rußland gerüstet, daß es ihm bereits vom ersten Tage des Kriegsbeginns an gelang, die Bereitstellung seiner Massen durch einen dichten Schleier von Deckungstruppen zu verhüllen. Auf der anderen Seite hatte der unterirdische Zusammenhang, der schon lange vor dem Kriege zwischen der Vormacht des Slawentums und den slawischen Völkerschaften der Donaumonarchie bestand, Rußland in die Lage gesetzt, ganz Österreich und insbesondere die Grenzlande mit einem weitgedehnten Netz von Spionage zu überziehen, deren Einwirkung sich in den Schlachten des Kriegsbeginns aufs drückendste bemerkbar machen sollte.

Ein Blick auf die Karte lehrt, daß Rußland sich gegenüber den Mittelmächten in einer höchst eigenartigen strategischen Lage befand.

Der russische Anteil an der Beute der polnischen Teilung in Verbindung mit seinen Erwerbungen während der napoleonischen Zeit kam der Heeresleitung des Zaren jetzt zugute. In weitem Bogen ragte Russisch-Polen tief in das Gebiet der Mittelmächte hinein. Ost- und Westpreußen waren auf zwei Seiten eines Vierecks von russischem Gebiet umklammert, die österreichischen Kronländer Galizien und Bukowina gar auf zwei Seiten eines Dreiecks.

Allerdings war von vornherein anzunehmen, daß der Russe seine Armeen nicht innerhalb dieses vorspringenden Teiles seines Gebietes versammeln würde. Darauf wies schon die Anlage der russischen Festungen hin. Diese befanden sich nicht alle an der Grenze, welche Rußland mit Deutschland und Österreich gemeinsam hatte, sondern zum Teil bedeutend weiter rückwärts, so daß gerade jenes vorspringende Gebiet außerhalb der Festungslinie lag. Im Osten von Ostpreußen sicherten Kowno und Grodno den Njemenlauf, Ossowiec, Lomscha, Pultusk die Narewlinie, Warschau und Iwangorod die Weichsellinie, während gegenüber der vorspringenden Ecke, mit der sich Galizien ins russische Gebiet hineinschiebt, das wolhynische Festungsdreieck Luczk, Dubno, Rowno sich entgegenstemmte. Im Schutze dieser durch Flußläufe und gewaltige Festungen gesicherten Linie, so war mit Bestimmtheit anzunehmen, würde sich der russ'sche Aufmarsch vollziehen. Die Heeresleitungen der Mittelmächte aber hatten Grund zu einer noch etwas genauer bestimmten Annahme. Sie vermuteten die Versammlung der russischen Streitkräfte im Raume zwischen dem Oberlauf der Weichsel von Warschau aufwärts und des Bug. Diese Vermutung hat sich bestätigt.



Infanterie im schweren Gefecht

3.

Was aber würde das russische Angriffsziel sein? Würde die Hauptmacht der russischen Armee sich auf Deutschland oder Österreich werfen?

Zwischen zwei Aufmärschen hat jede kriegführende Macht im Augenblick der Mobilmachung nicht mehr die Wahl. Sie hat sich lange vorher für eine von beiden Möglichkeiten entscheiden müssen. Die Ausarbeitung eines Mobilmachungs- und Aufmarschplanes bedarf einer jahrelangen Friedensarbeit. Auf den Entschluß, zuerst mit Österreich-Ungarn abzurechnen, muß sich also Rußland schon lange vor dem Krieg eingerichtet haben.

Von Rußlands beiden Gegnern war Deutschland militärisch der stärkere. Aber es war durch den Zweifrontenkrieg in erheblichem Maß an einer anderen Front engagiert.

Zwar hatte auch Österreich seinen Zweifrontenkrieg. War doch der ganze Krieg aus dem österreichisch-serbischen Gegensatz entstanden und der österreichische Aufmarsch zuerst nur an der serbischen Grenze erfolgt. Aber hier konnte sich die Doppelmonarchie ohne ernste Gefahr auf die Verteidigung beschränken — und hätte das tun müssen, wenngleich nicht zu verkennen war, daß es bei den Balkanvölkern dem Ansehen Österreichs schaden müsse, wenn der freche kleine Friedensstörer da unten zunächst ungezüchtigt bliebe. Immerhin war Österreich durch die Notwendigkeit, auch mit Serbien abzurechnen, entfernt nicht in dem Maße verstrickt, wie Deutschland an seiner Westfront. Also vom rein militärischen Standpunkt war es für Rußland unbedingt geboten, sich sofort mit voller Wucht auf Deutschland zu stürzen.

Richten wir den Blick auf die Karte, so erweist sich, daß gegen Rußland, militärgeographisch betrachtet, Österreich-Ungarn sehr gut, Deutschland sehr schlecht geschützt war. Auch dieses Moment hätte Rußland veranlassen müssen, zuerst sich auf Deutschland zu werfen. Völlig ungeschützt boten sich die Grenzen Ost- und Westpreußens, Polens und Schlesiens der russischen Überschwemmung dar.

Die Flanke der Doppelmonarchie aber war gut gepanzert. In zusammenhängender Kette umschließen die Transsylvanischen Alpen und die Karpathen die ungarische Tiefebene. Vor die Reichsmitte lagert sich, von der Hauptmasse der Karpathen nur mäßig abgesetzt, der gewaltige Block der Beskiden, der Tatra und des ungarischen Erzgebirges. Dann freilich klafft im Quellgebiet der Oder eine Teilspalte zwischen der Lissa-Hora, dem Westpfeiler der Beskiden und dem Mährischen Gesenke, das dann wieder zu den Sudeten ansteigt. Diese „Beskidenlücke" war die einzige natürliche Einfallspforte zum Herzen der Donaumonarchie.

Aber freilich, ungeschützt durch natürliche Verteidigungslinien dehnte sich, dem Nordosthang der Karpathen vorgelagert, Österreichs Anteil an den polnischen Teilungen hin, das Kronland Galizien. Ihm schloß sich im Südosten das Kronland Bukowina an, das die Pforte 1775 an Maria Theresia abgetreten hatte. Der Westteil von Galizien wird von vorwiegend polnischer, der Ostteil von Jaroslau und Przemysl ab und die Bukowina von ruthenischer Bevölkerung bewohnt. Beide Stämme, untereinander heftig verfeindet,

waren von gleich starker Abneigung gegen die Donaumonarchie erfüllt und seit langem der panslawistischen Propaganda verfallen. Diese geographischen wie politischen Verhältnisse ließen es als höchst naheliegend erscheinen, daß Rußland sich die Eroberung der beiden Kronländer als erstes Ziel setzen würde. Ausschlaggebend für den Entschluß, zunächst über Österreich-Ungarn herzufallen, muß der panslawistische Gedanke gewesen sein, der in Österreich den eigentlichen, unmittelbaren Feind erblickte. Die Abrechnung mit diesem Gegner würde auch in den geistesträgen Massen des russischen Volksheeres etwas wie nationale Leidenschaft entfachen.

Die Mittelmächte hatten diese Gedankengänge bei der russischen Heeresleitung vorausgesetzt. Österreich-Ungarn war darauf gefaßt, daß es den ersten furchtbaren Stoß der russischen Heereskräfte auszuhalten und abzuwehren haben würde. Es hat sich bald herausgestellt, daß die Mittelmächte Rußland ganz richtig eingeschätzt hatten, wenn sie der Auffassung waren, es würde die politische Rücksicht über die militärische stellen — ein Verhalten, das sich in der Kriegsgeschichte noch immer gerächt hat.

4.

Das waren die Erwägungen, auf welchen Österreich-Ungarns Kriegsplan sich aufbaute. Das befahl die Versammlung aller Streitkräfte, welche nicht gegen Serbien verwendet werden mußten, in Galizien mit Front nach Osten und mit Anschluß an den schwachen Grenzschutz, den Deutschland vor seine weit offenen Grenzen von Memel bis Myslowitz vorlegen konnte. Nur in dem am schwersten gefährdeten Schlesien konnten die Verbündeten eine etwas stärkere Truppenmacht aufstellen. Sie bestand aus zwei Abteilungen: dem Landwehrkorps v. Woyrsch, das bei Czenstochau aufgestellt die linke Flanke der österreichischen Armee deckte, und dem aus Heeresreiterei und Landsturm gebildeten K. und K. Korps v. Kummer.

Österreich stellte fünf Armeen auf, von denen die 2. und 5. zur Verteidigung gegen Serbien bestimmt waren. Die 2. allerdings ist sehr bald aus der serbischen Front herausgezogen worden, weil die Kräfte der drei anderen zur Abwehr der Russen nicht ausreichten.

In Galizien marschierten die drei Armeen des Nordheeres in der Weise auf, daß die 3. (Brudermann) sich im Kreise östlich um Lemberg legte, die 4. (Auffenberg) sich im Zentrum nordwestlich anschloß in der Gegend von Lubaczow. Den linken Flügel bildete die 1. Armee (Dankl).

Während der linke Flügel durch die Weichsel und durch die Korps Kummer und Woyrsch gesichert war, wurde zur Deckung des rechten Flügels eine Armeeabteilung Köveß gebildet, welche den weiten Raum von Czernowitz bis Stryj südlich Lemberg füllen mußte.

Genau wie die deutsche Heeresleitung im Westen hatte auch die österreichisch-ungarische sich entschlossen, die ihr obliegende Verteidigung angriffsweise zu führen. Sie hoffte durch einen energischen Vorstoß die feindlichen Armeen noch in der Versammlung überfallen zu können.

Führer der Nordheere war der Erzherzog Friedrich, dem in seinem Generalstabschef Conrad von Hötzendorf ein Heerführer großen Stils zur

Seite stand, „ein kluger, geistig besonders elastischer, bedeutender General von seltenem Gedankenreichtum" (Ludendorff). Beide faßten am 18. August in ihrem Hauptquartier den Entschluß, die Armee des Zentrums und die des linken Flügels mit dem Korps v. Kummer zu einer Angriffsgruppe zusammenzufassen und mit ihr einen Vorstoß in nordöstlicher Richtung auf die Linie Cholm-Lublin zu führen. Da aber schon jetzt erkennbar war, daß die Kriegsbereitschaft der Russen weit größer sei, als ursprünglich angenommen, wurde gleichzeitig der Befehl erteilt, den Feldzug in Serbien nicht weiterzuführen und die 2. Armee von der Donau nach Galizien abtransportieren zu lassen zur Verstärkung des allzu schwachen rechten Flügels.

Dieser Entschluß zeugt von einem außerordentlichen Wagemut. Er ist der besten Überlieferungen der ruhmgekrönten habsburgischen Armee würdig und hat ihr Gelegenheit gegeben, sich am Beginn der ungeheuren Prüfung, die mit ihrem Untergang enden sollte, noch einmal in ihrem ganzen Glanze zu zeigen. Eine andere Frage ist es, ob dieser theoretisch gerechtfertigte Entschluß den tatsächlichen Möglichkeiten genügend Rechnung trug — vor allem dem wirklichen Angriffswert des Instruments, das in Conrads Händen lag. Es läßt sich nicht bestreiten, daß für die K. und K. Armee, um Ludendorffs Urteil anzuführen, „im Frieden zu wenig geschehen war", daß sie „ausgesprochen vernachlässigt wurde und in ihrer Heimat nicht das Ansehen hatte, das zu Taten verpflichtet". Das lag in den ganzen Verhältnissen ihres in allen Fugen krachenden Staates begründet. Bei Kriegsbeginn ist sie dem hohen Geistesflug ihres glänzenden Führers mit starkem Schwung gefolgt und hat durch ihre opfervollen Anfangstaten den Verlauf des Krieges nicht minder entscheidend beeinflußt als die stürmische Angriffsfreudigkeit der deutschen Heere. Aber die Frage bleibt offen, ob es nicht richtiger gewesen wäre, wenn Conrad sich zunächst auf die Verteidigung beschränkt hätte, statt sich in schneidig-tollkühnem Draufgängertum auf die ungeheure Überlegenheit der Russen zu stürzen. Das war heroisch — klug war es nicht. Und von den Folgen des kühnen Abenteuers hat die K. und K. Armee sich nicht wieder erholt.

5.

Angesichts des ungleichmäßigen und problematischen Wertes der K. und K. Armeen war der angriffsweise Vorstoß eine Art Verzweiflungsatt, ein Hasardspiel. Welches konnte seine *strategische* Bedeutung sein? War auch der Grundgedanke des Operationsplanes richtig, nämlich die Überrumpelung der russischen Armeen in der Phase des Aufmarsches, so hätte trotzdem irgendwelches operative Ziel ins Auge gefaßt werden müssen, das diesen Vorstoß rechtfertigte. Denn das war doch nicht anzunehmen, daß sich die russischen Armeen als formlose Masse irgendwo zusammenballen würden. Vielmehr war es selbstverständlich, daß sie ebenso wie die österreichischen, die deutschen und die französischen Heere schon im Aufmarsch eine Front bilden, das heißt nebeneinander sich versammeln würden, um sich so bald als möglich zu einer geschlossenen Linie in Kampfgliederung aneinanderzureihen. Demgegenüber gab es, wenn man einmal zum Angriff entschlossen war, nur drei operative Gedanken: Überflügelung links, Durchbruch durch die Mitte oder Überflügelung rechts. Offenbar hat

die österreichische Heeresleitung an einen Durchbruch gedacht. Was aber konnte dessen Schicksal sein, wenn er auch wirklich glückte, angesichts einer zahlenmäßigen Unterlegenheit des Angreifers, welche im günstigsten Fall einen Österreicher gegen drei Russen stellte? Der Angreifer mußte erwarten, nach dem Durchbruch der Front gegen tief gestaffelte Reserven anzurennen, während hinter ihm sich die beiden Flügel der durchbrochenen Front sofort zusammenschlossen und ihn verschlangen. Eine Überflügelung rechts aber kam für die Österreicher nicht in Frage, da sie ja selber vor dem linken Flügel der russischen Armee standen, während deren rechter Flügel gegenüber Ostpreußen anzunehmen war. So konnte eine Überflügelung nur des russischen linken Flügels in Betracht kommen. Für diese aber fehlte wieder eine andere Voraussetzung: Sollten die österreichischen Armeen auf den linken russischen Flügel angesetzt werden, so hätte das unter Umgehung des wolhynischen Festungsdreiecks von der äußersten Südecke der Bukowina aus geschehen müssen, also etwa in der Richtung Czernowitz-Kiew. Das aber hätte die ganze Monarchie schutzlos dem russischen Vorprall preisgegeben. Die Aufrollung der russischen Armee vom linken Flügel aus wäre also bloß in Frage gekommen, wenn diese ihren Aufmarsch weit nördlicher angesetzt und statt auf die österreichische auf die deutsche Grenze gerichtet hätte — wie es bei der zweiten russischen Offensive denn auch der Fall gewesen ist.

So wie die Dinge lagen — Aufmarsch der russischen Streitkräfte längs der galizischen Nordostfront — war der Offensivstoß vom strategischen Standpunkt aus eine heroische Torheit, die zum Siege nur hätte führen können, wenn es gelang, die Russen noch völlig unvorbereitet beim allerersten Beginn ihrer Mobilmachungsarbeit zu übertumpeln. Und das ist wohl auch Conrads Grundgedanke gewesen — aber er hat sich als Irrtum erwiesen.

Denn als nun die beiden Armeen des österreichischen Zentrums und linken Flügels zwischen der galizischen Stadt Rawaruska und der Mündung des San in die Weichsel die russische Grenze überschritten, prallten sie alsbald auf einen schlachtbereiten Gegner, der nördlich der breiten Waldzone, welche dort auf russischer Erde der galizischen Grenze vorgelagert ist, in starken befestigten Stellungen den österreichischen Vorstoß erwartete.

Hieraus ergab sich ohne weiteres für das K. und K. Oberkommando, daß seine Absicht, mit dem linken Flügel vorzustoßen, denjenigen Flügel getroffen hatte, auf dem seitens der Russen ein operatives Vorgehen **nicht** beabsichtigt war. Nur zu bald sollte sich die umgekehrte Erscheinung bemerkbar machen: daß nämlich der Russe ebenfalls seinen linken Flügel in Bewegung gesetzt hatte, also auf derjenigen Flanke angegriffen hatte, wo das K. und K. Oberkommando sich zu verteidigen gedachte und, wie es selber nur zu genau wußte, noch nicht stark genug war. Die Entwicklung war nun die folgende:

Die Armee des linken österreichischen Flügels, also die 1. Armee unter Dankl, drang in ungestümem Anlauf auf Lublin vor, warf am 23. bis 25. August die Russen aus ihrer Stellung südlich von **Krasnik**, lief dann gegen starke russische Stellungen bei **Chodel** an, um die sich ein erbittertes Ringen entspann, bis es am 28. August dem vorzüglichen 10. Korps gelang, sie zu durchbrechen. Im weiteren Vordringen gelangten Teile der Armee Dankl am 30. August bis auf 6 Kilometer an die Bahn von Cholm nach Lublin heran.

Die 4. Armee (Auffenberg) fand bei ihrem Vormarsch auf Cholm stärkeren Widerstand nördlich von Tomaszow in der Gegend von Tarnowatka. Hier entbrannte eine selbständige Schlacht. In verbissenem Ringen rannten die Österreicher immer wieder gegen die festen Stellungen der Russen an, die von Osten her stets neue Reserven heranzogen. Aber auch der Angreifer erhielt Verstärkungen, welche der vor Lemberg des Feindes harrenden 3. Armee entnommen werden mußten. Unter dem Befehl des Erzherzogs Josef Ferdinand griffen diese am rechten Flügel der hart ringenden Armee Auffenberg in den Kampf ein. Am 29. und 30. August gelang es, die Hauptstellung der Russen beiderseitig zu umfassen und zu Falle zu bringen. Vergebens ballten die Russen sich auf der Linie Komarow-Tyszowice noch einmal zu verzweifeltem Widerstand zusammen — vergebens warfen sie ihre letzten Verstärkungen heran. Beide Eckpfeiler der neuen Verteidigungslinie fielen am 1. September, und nun wich der Russe nach schweren Verlusten in hastigem Rückzug auf Wladimir-Wolynsk zurück. So hatten zwei selbständige Schlachthandlungen der beiden österreichischen Angriffsarmeen, die allerdings am Berührungspunkte beider Armeen gelegentlich ineinandergegriffen hatten, den österreichischen Waffen eine harterkämpfte Reihe glänzender Siege erzwungen.

Aber zur selben Zeit hatte sich gegen den Verteidigungsflügel der Österreicher das Verderben herangewälzt.

Auch die Armee Brudermann, die östlich von Lemberg des russischen Angriffs harrte, hatte schließlich noch den Befehl bekommen, dem sich ankündigenden Vormarsch der Russen aus der Gegend zwischen Tarnopol und Brody angriffsweise entgegenzutreten. Sie rückte infolgedessen bis auf eine Linie vorwärts Przemyslany vor. Hier wurde sie alsbald von zwei russischen Armeen angegriffen: die 3. russische Armee (Rußky) war von Norden und Nordosten her, die 8. (Iwanow) vom Osten her im Anmarsch. Am 26. August begann die erste Schlacht bei Lemberg.

Schon bei Beginn der Schlacht machte es sich bemerkbar, daß die Russen, welche die 3. Armee in weitem Bogen von Norden und Osten her umstellt hatten, stark genug sein würden, außerdem auch noch einen Flankenstoß auf die von der Heeresgruppe Köveß nur schwach verteidigte rechte Flanke vom Tale des Dnjestr her zu übernehmen. Die Lage der Armee Brudermann erschien also schon in den ersten Augenblicken des Kampfes so gut wie hoffnungslos. Aber die österreichisch-ungarischen Truppen wehrten sich mit der Kraft der Verzweiflung und traten erst am 28. August nach furchtbarem Kampfe den Rückzug an. Sie hatten die ungeheure Übermacht der Russen so übel zugerichtet, daß diese nicht ohne weiteres zu folgen vermochte. Das gab der Armee Brudermann die Muße, sich am 28. August auf einer weiter rückwärts gelegenen Linie zur Verteidigung einzurichten. Diese umzog Lemberg wiederum im Norden und Osten, nun allerdings in einem viel engeren Viertelkreis.

Eine Erleichterung der Lage der 3. Armee trat inzwischen insofern ein, als Teile der 2. Armee von Serbien her in der Reichweite des Schlachtfeldes eingetroffen waren. Zwei ihrer Korps hatten schon an der ersten Schlacht teilnehmen können. Jetzt setzte General von Boehm-Ermolli noch fünf weitere Divisionen auf dem rechten Flügel der neuen Stellung der 3. Armee ein.

Trotzdem war die russische Übermacht so groß, daß sie sich anschicken konnte, die stark mitgenommenen Kräfte der Österreicher vorwärts Lemberg einzukesseln, um ihnen ein „Cannae" zu bereiten. Am 29. August begann die zweite Schlacht vorwärts Lemberg. Sie steigerte sich alsbald zu furchtbarer Heftigkeit, um die ganze Nacht zum 30. hindurch weiter zu wüten und am Morgen des 30. zu höchster Kraft anzuschwellen. Zwar hielt der linke österreichische Flügel sich wacker gegen die Armee Rußky, aber das nach Osten gerichtete Zentrum wurde schließlich erschüttert. Und als sich auf dem rechten Flügel immer deutlicher die Gefahr einer Umgehung abzeichnete, mußte General Brudermann sich zähneknirschend entschließen, den Befehl zum konzentrischen Rückzug auf Lemberg zu geben — an eben jenem Tage, da General von Kluck als Sieger im Schloß von Compiègne einzog, das der französische Generalissimus Joffre ihm hatte abtreten müssen.

Die glänzenden Siege der Armeen Dankl und Auffenberg nördlich Lembergs waren umsonst gewesen. Ja, Auffenberg war jetzt durch den russischen Vormarsch und die Zurückdrängung der österreichischen Front bei Lemberg selber in seiner rechten Flanke so stark gefährdet, daß er verloren war, wenn es ihm nicht gelang, auf die Höhe der weichenden 3. Armee zurückzugehen. Das konnte aber nur glücken, wenn der Russe dazu die Zeit ließ. Stieß er kräftig nach, so bestand die Gefahr, daß es ihm gelingen müsse, sich zwischen den linken Flügel der 3. und den rechten der 4. einzuschieben.



Aber die historische Schwerfälligkeit der russischen Armee und die mangelhafte Tatkraft ihrer Führer rettete auch jetzt wieder die Lage der Verteidiger für den Augenblick. Die Wunden, welche der österreichische Widerstand den Angreifern geschlagen hatte, waren zudem schwer genug. Die österreichische Heeresleitung aber fand den Mut und die Tatkraft, noch eine dritte Verteidigungsschlacht zu wagen, ehe sie dem Feinde ganz Galizien überließ. Freilich: die ganze Bukowina und das Dnjestrtal bis zur Mündung der Wereszyka mußten schon jetzt dem Feind abgetreten und, was das Schlimmste war: auch die Hauptstadt Galiziens, Lemberg, mußte geräumt werden.

Es war eine erhebliche Leistung, wenn es gelang, die hart mitgenommenen Armeen Brudermanns und Boehm-Ermollis auf den Flächen Galiziens noch einmal zum Stehen zu bringen. Und das ist gelungen. Denn der Russe brauchte eine ganze Woche Zeit, um zur dritten Schlacht bei Lemberg aufzumarschieren. Während dieser Woche hatten die 3. und 2. Armee Zeit, sich zu neuem Widerstande aufzubauen. Dagegen bedeutete diese Woche für die Nordgruppe (1. und 4. Armee und Heeresgruppe Erzherzog Josef Ferdinand) eine Kette schwerer Kämpfe.

6.

In eben den Tagen, als die österreichische Heeresleitung vor dem Entschluß stand, ob sie den Kampf vorwärts der Karpathen noch einmal aufnehmen oder ganz Galizien dem Feinde preisgeben und sich auf die natürlichen Wälle der Kernlande der Monarchie zurückziehen solle, erreichte sie die Meldung, daß es dem Verbündeten gelungen sei, eine der beiden gegen Deutschland aufmarschierten Armeen im buchstäblichen und vollen Sinne des Wortes zu vernichten — aus dem weiteren Kampfe auszuscheiden. Es ist leicht vorzustellen, wie sehr die Kunde von **Tannenberg** das K. u. K. Armeeoberkommando getröstet und zur Fortsetzung des Widerstandes angespornt haben mag.

Sie entschloß sich und mußte sich entschließen, die im Norden siegreich kämpfenden beiden Armeen zur Mitwirkung in der Entscheidungsschlacht heranzuziehen. Allerdings war diese Aufgabe nicht leicht.

Die 1. Armee (Dankl) befand sich im siegreichen, doch langsamen Vorschreiten auf Lublin. Ihre Nachbarin zur Rechten, die 4. Armee (Auffenberg) hatte in Verbindung mit der ihren rechten Flügel bildenden Heeresgruppe Erzherzog Josef Ferdinand nach langem, zähem Ringen den vor ihrer Front befindlichen Feind, die 5. russische Armee, aus ihrer festen Stellung geworfen und zu fluchtartigem Rückzuge nach Nordosten gezwungen. Mitten in ihrem Siegeslaufe traf sie der Befehl zur Umkehr. Der schwachen Heeresgruppe des Erzherzogs mußte es überlassen bleiben, die Verfolgung fortzusetzen, während Auffenberg sich aus der Schlachtfront herauszog, um den Anschluß an den linken Flügel der 3. Armee zu suchen. Die bezog nun westlich Lemberg eine Bereitschaftsstellung, um, sowie Auffenberg heran wäre, aufs neue zur angriffsweisen Verteidigung nach Osten anzutreten und dem Feinde vor den Westpforten der Hauptstadt die dritte Schlacht zu liefern.

Die Armee Dankl hing nun rechts in der Luft und bekam das alsbald zu fühlen. Ein neuer Vorstoß, den sie am 2. September gegen die Verteidigungsstellung der Russen vor Lublin unternahm, wurde von anrückenden russischen Verstärkungen rechts flankiert. Dankl warf erst sein Kavalleriekorps und dann auch noch das preußische Landwehrkorps v. Woyrsch auf seinen rechten Flügel. Dank dieser Unterstützung gelang es ihm, sich bis auf weiteres zu halten.

Zur selben Zeit, als der russische Widerstand sich vor Lublin versteifte, gestalteten sich die Verhältnisse auch für die Heeresgruppe Josef Ferdinand höchst bedenklich. Der Russe hatte schnell herausbekommen, daß sein Verfolger jetzt nicht mehr aus anderthalb Armeen, sondern nur aus einer halben bestand. Er machte kehrt und warf sich dem ungestüm nachdrängenden, aber allzu schwachen Verfolger entgegen. So hatten sich die Verhältnisse auf dem bisher siegreichen linken Flügel der Österreicher in ihr Gegenteil verkehrt. Dankl wie der Erzherzog wurden arg bedrängt und leisteten mit allmählich erlahmenden Kräften verzweifelten Widerstand. Inzwischen hatten sich die durch Lemberg zurückgewichenen Armeen 3 und 2 westlich Lembergs vorwärts der Wereszyca, aber gegen die Stadt durch die Sümpfe von Grodek gedeckt, zu neuem Widerstand aufgebaut. Gleichzeitig war es Auffenberg gelungen, seine ganze Armee aus dem Raume seiner Siege bei Tarnowatka-Komarow herauszuziehen und in

einer gewaltigen Kehrtschwenkung so aufzustellen, daß sein früherer rechter Flügel, jetzt zum linken geworden, sich nördlich und westlich um Rawaruska herumlegte, während sein früherer rechter, jetzt linker, an der Bahnlinie Lemberg-Jaroslau den Anschluß an die neue Linie der 3. Armee fand.

So war nun die ganze österreichisch-ungarische Nordarmee westlich und nordwestlich Lembergs von der Mündung der Wereszyca in den Dnjestr bis zur Weichsel gegenüber der Mündung der Jlzanca vereinigt. Allerdings klaffte zwischen dem bei Turobin ringenden rechten Flügel Dankls und Auffenbergs linkem Flügel nördlich Rawaruska eine Lücke von etwa 75 Kilometern. Nur ein schmales Teilstück dieser gähnenden Leere konnte südwestlich Tomaszow von der Armeeabteilung des Erzherzogs Josef Ferdinand ausgefüllt werden, die soeben vor der neu anrückenden 5. russischen Armee hart kämpfend bis an den linken Flügel der neuen Stellung Auffenbergs zurückgewichen war.

Die Lage der österreichischen Armeen war im höchsten Maße gefährdet. Einsam und sich selbst überlassen, dabei erschöpft von der Wucht eines erst siegreichen, dann aber hart bedrängten Ringens, kämpfte die Armee Dankl auf einem verlorenen Außenposten in weit schlimmerer Lage als die 1. deutsche Armee zur selben Zeit am Ourcq. Die Lücke, die zwischen ihr und der Hauptmacht klaffte, ließ sich nicht schließen. Und der Russe war nun endlich in Bewegung gekommen. Mit unwiderstehlichem Druck schoben sich die russischen Massen in die Lücke hinein und bedrohten die Armee Dankl von rechts, die Hauptmacht westlich Lembergs von links mit Überflügelung. Am linken Flügel der Armee Dankl aber, auf dem jenseitigen Weichselufer, tauchte bereits russische Kavallerie auf, und südlich des Dnjestr bereitete sich eine Umgehung des rechten Flügels der Hauptmacht vor. Es hatte den Anschein, als drohe den Österreichern ein doppeltes „Cannae", das gleichzeitig die Armee Dankl im Norden und die Hauptmacht westlich Lembergs in Würgerarmen ersticken müßte. Dennoch wagte die K. u. K. Heeresleitung noch einmal das blutige Spiel — und das Instrument, das in ihrer Hand lag, gehorchte ihrem Befehl noch einmal in zäher Soldatentreue.

Am 8. September schritten die 2., 3. und 4. Armee zum dritten Male zum Angriff, der anbrandenden Russenflut entgegen. Und der erste Schlachttag schien das kühne Wagnis krönen zu wollen.

Die Russen hatten, obwohl strategisch in siegreichem Vordringen, sich westlich Lembergs sofort auf die taktische Verteidigung eingerichtet. Der Gebrauch des Spatens, bei den Mittelmächten während der Friedensausbildung in seinem Werte nicht erkannt und vernachlässigt, lag den Russen vom japanischen Feldzug her noch im Blute. Trotzdem kämpfte sich das österreichische Zentrum bis auf 15 Kilometer wieder an Lemberg heran.

Aber nun drängte sich allmählich die Erkenntnis auf, daß der Russe, der bisher seine Hauptkraft gegen den österreichischen rechten Flügel eingesetzt hatte, seine Taktik inzwischen gewechselt und sich mit der Hauptmasse seiner Kräfte gegen den linken Flügel geworfen hatte, wo ihm die Lücke zwischen Dankl und Auffenberg winkte.

Dankl begann zuerst der Verstrickung zu unterliegen. Er hatte das preußische Landwehrkorps auf seinen gefährdeten rechten Flügel geworfen. Und das hielt



hier mit einer Zähigkeit stand, die ein eigenes Heldenlied verdient. Zum ersten Male bewährten sich deutsche Männer in der Vollkraft der Jahre als letzte Stütze wankender österreichischer Truppen. „Die Schlesier und die schlesischen Polen besiegelten die Nibelungentreue mit ihrem Blute" (Stegemann). Die Landsturmartillerie ließ sich buchstäblich in Stücke reißen.

Aber nun wurde auch der Erzherzog, der Eckpfeiler des linken Flügels der Hauptmacht, von der braunen Flut hinweggespült. Damit verlor auch die Armee Auffenberg ihren Halt. Und obwohl die 2. und 3. Armee und der rechte Flügel der 4. noch immer unerschöpften Mutes sich näher an Lemberg herankämpften, mußte das K. u. K. Oberkommando erkennen, daß die Vernichtung kam, wenn man sich jetzt nicht entschloß, den ungleichen Kampf abzubrechen.

Am Mittag des 11. September gab der Oberkommandierende den Befehl zum allgemeinen Rückzug auf den San. Während genau derselben Tage, an denen die deutschen Armeen im Westen den Rückzug auf die Aisne bewirkten, wälzten sich die österreichisch-ungarischen Heere gen Westen zurück.

Die schwere Aufgabe, sich mitten aus der Schlacht heraus vom Feinde zu lösen, gelang den Heeren des Erzherzogs Friedrich überall. Das Nachdringen der Russen wurde durch Nachhuten durchweg abgewiesen. Der Rückzug geschah im allgemeinen in Ordnung. Aber es gelang nicht, die Heere schon hinter dem Sanabschnitt zum Stehen zu bringen. In heftigen Kämpfen verteidigten die Nachhuten die Sanübergänge, um der Armee den Rückzug über den Leg und später über die Wisloka zu ermöglichen. Die Festung Przemysl mit ihren 50000 Mann Besatzung unter General Kusmanek blieb am Wege liegen und wurde von den Russen eingeschlossen, nachdem sie vergebens zur Übergabe aufgefordert worden war. Erst Ende September kam die Bewegung zum Abschluß. Die 2. Armee war gegen Südosten auseinandergezogen worden und verteidigte nun, durch Landwehrformationen verstärkt, von der rumänischen Grenze bis zum Duklapaß die Übergänge über das Karpathengebirge, das sich als letzter schützender Wall vor die ungarische Tiefebene legte. Ein Teil der 2. Armee sowie die 3., 4. und 1. Armee standen links der Wisloka in dem Raume zwischen dem Duklapaß und der Weichsel zusammengedrängt, so daß Ludendorff sich später wunderte, daß mehr als 40 Divisionen auf dem schmalen Raume Platz fanden. Der Grund des Zusammenschrumpfens der Armee bestand, wie sich später herausstellte, nicht nur in den starken blutigen Verlusten, sondern auch in den „großen Gefangenenabgängen". Der Krebsschaden der Heere unserer Verbündeten hatte sich also damals schon bemerkbar gemacht: die Unzuverlässigkeit der slawischen Heeresteile und ihre Neigung, bei passender Gelegenheit das Schlachtfeld in der Richtung auf den Feind zu räumen ...

Die Russen drängten nur sehr langsam und zögernd nach. Sie überschwemmten Galizien und die Bukowina und nahmen beide Kronländer unter russische Verwaltung. Den Karpathenkamm zu überschreiten gelang ihnen nur im Südosten, westlich von Czernowitz. Hier drangen sie bis zum Oberlauf der Theiß vor. Im übrigen wurde ihr Angriff auf die Pässe abgewiesen. Der russische Vormarsch war zum Stehen gebracht.

Aber jetzt klaffte in der Ostfront der Mittelmächte eine breite Lücke, die kaum noch zur Not durch Grenzschutzkräfte der ältesten Jahrgänge ausgefüllt war. Die Heere der Doppelmonarchie standen um Tarnow zusammengedrängt, die deutsche Verteidigungsarmee hoch oben im Nordosten des Reiches. Posen und Schlesien lagen so gut wie wehrlos der russischen Überflutung offen. Hätten die Russen damals ihre Armeen in kraftvollem Vorstoß vom Schauplatz ihrer bisherigen Siege, von Lemberg aus, geradeswegs über die Weichsel und auf Breslau geführt — die schwer mitgenommenen Heere des Erzherzogs hätten kaum mehr einen wirksamen Widerstand entgegensetzen können. Es ist nicht auszudenken, wie es dann gekommen wäre.

Aber die furchtbaren Schläge, welche zu gleicher Zeit die russische Angriffsgruppe im Norden getroffen hatten, mögen den Großfürsten Nikolaj Nikolajewitsch zur Vorsicht gemahnt haben. Er nahm sich mehrere Wochen Zeit zu einem völlig

neuen Aufmarsch, um seinen zweiten Stoß durch Schlesien nach Deutschland hinein aus der Weichsellinie von Warschau bis zur Sanmündung zu führen. Das gab den Mittelmächten Zeit, ihre Kräfte zu seiner Abwehr zusammenzuziehen. Deutsche und Österreicher sollten hinfort als geschlossene Front dem östlichen Feind entgegentreten.

Das war die Frucht der Siege bei Tannenberg und an den Masurischen Seen.



Der Name Tannenberg hat auch heute noch, nach dem schreckensvollen Ende, seinen hellen Klang behalten. Der Deutsche, nicht gewohnt, über seine Grenzen hinauszuschauen, nicht erzogen, seine Gesamtlage innerhalb der großen Weltverhältnisse ins Auge zu fassen, hat die strategische Bedeutung dieses strahlendsten aller Siege im Weltkriege bei weitem überschätzt. Er sah als Entscheidungsschlacht an, was im Zuge der Gesamtgeschehnisse an der Ostfront nur ein bescheidener Teilerfolg war, der von den acht Armeen, welche Rußland bei Kriegsbeginn ins Feld stellte, eine einzige besiegte, diese allerdings auch vernichtete.

Wenn wir heute rückschauend die Schlacht bei Tannenberg würdigen wollen, so müssen wir von dem ausgehen, was sie nicht war: sie war keineswegs von entscheidender Bedeutung.

Nur wenn wir uns über diese Grundtatsache klar sind, werden wir ihre Wirkung richtig einschätzen. Und die ist groß genug.

Die russische Heeresleitung hatte, wie wir bereits gesehen haben, den Entschluß gefaßt, sich zuerst mit der Hauptkraft auf Österreich zu stürzen und den gleichzeitigen Angriff auf den zwar stärksten und gefährlichsten Gegner nur mit zwei Armeen zu führen. Es war der russischen Heeresleitung selbstverständlich nicht unbekannt, daß der deutsche Hauptschlag durch angriffsweise Verteidigung an der Westfront erfolgen sollte. Sie hat also mit Bestimmtheit annehmen dürfen, daß Ostpreußen nur durch einen sehr geringen Teil der deutschen Streitkräfte verteidigt sein würde. Tatsächlich waren diese Kräfte noch schwächer, als Rußland vermutlich angenommen hat. Die 8. deutsche Armee bestand nur aus dem 1., 17. und 20. Armeekorps, dem 1. Reservekorps, der 3. Reserve-

division und einigen Landwehrregimentern und Landsturmformationen. Also neun Infanteriedivisionen, zu denen noch eine einzige Kavalleriedivision trat.

Diese geringen Kräfte reichten selbstverständlich nicht entfernt hin, die weit gestreckten Grenzen Ost- und Westpreußens vom Memel auch nur bis in die Weichselgegend bei Thorn zu schützen. Das war von vornherein klar, daß der nordöstliche Teil der Provinz etwa nördlich des Pregel und östlich der Seenkette zwischen Insterburg und Johannisburg dem Feind überlassen werden mußte. Der Oberkommandierende der 8. Armee, Generaloberst von Prittwitz, handelte entsprechend. Er teilte seine schwachen Kräfte in eine Nordgruppe, welche sich um Insterburg aufstellte und den nach Osten gekehrten Grenzabschnitt zu überwachen hatte, und in eine Südgruppe, welche etwa bei Ortelsburg nach Süden Ausschau halten sollte. Daß diese beiden Gruppen jede für sich allein zu ernsthaftem Widerstande nicht stark genug sein würden, war vorauszusehen.

Am 17. August wurde es erkennbar, daß eine große russische Armee die ostpreußische Grenze von Kowno her überschritt und auf Insterburg im Anmarsch war. Prittwitz warf ihr die Nordgruppe seiner Armee entgegen, bereit, die Verteidigung auch hier mit seinen schwachen Kräften offensiv zu führen. Vorwärts Gumbinnen entbrannte die Schlacht. Es standen sieben Divisionen und eine Kavalleriedivision gegen die ganze Armee Rennenkampf, neunzehn Divisionen und ein Gardekavalleriekorps, im Gefecht. Der deutsche Angriff traf die russische Armee noch in der Entwicklung und erzielte Anfangserfolge. Als aber die russische Armee ihren Aufmarsch vollzogen hatte, begann ihre Übermacht sich geltend zu machen. Prittwitz zog alle irgendwie entbehrlichen Kräfte an sich und warf sie in die Schlacht. Vom 17. bis 20. August wütete ein heftiger, für die Deutschen sehr ehrenvoller Kampf. Im Laufe des 20. aber begann die russische Übermacht sich erdrückend fühlbar zu machen und bedrohte die schwache deutsche Front mit Umzingelung. Zudem trafen, und das mußte entscheiden, jetzt Nachrichten von der Südgruppe ein, wonach starke russische Kräfte von Ostrolenka und Lomscha her in der Richtung auf die Südgrenze Ostpreußens im Anmarsch seien. Es erwuchs also die weitere Sorge um die Rückzugslinie. Prittwitz beschloß den Kampf abzubrechen. Gleichzeitig mit diesem Entschluß meldete er der Obersten Heeresleitung, daß er angesichts der Bedrohung seiner rückwärtigen Verbindungen keinen anderen Weg der Verteidigung sehe als den, ganz Ostpreußen zu räumen und sich bis hinter die Weichsellinie zurückzuziehen.

Die O.H.L., die sich damals noch in Coblenz befand, erhielt diese Meldung am Tage nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Brüssel. Unter dem Eindruck des erfolgreichen Vorsturms der Westheere faßte sie rasche und rettende Entschlüsse. Prittwitz schien nicht der Mann tatkräftigen Handelns. Er mußte ersetzt werden. Moltkes Blick fiel auf den Erstürmer von Lüttich. Von seiner Tat wußte das Vaterland noch nichts. Alles Licht der ersten deutschen Großtat im Weltkriege war, preußischer Überlieferung entsprechend, auf den Oberkommandierenden der Lütticher Sturmtruppe gefallen: den General von Emmich. Die O.H.L. hatte ihren Mann erkannt. Sie kannte ihn schon von früher.

Aber Ludendorff war „nur" Generalmajor. Ihn an die Spitze einer Armee zu stellen, wo er über Divisionskommandeure und Kommandierende Generale zu befehlen gehabt hätte, widersprach jahrhundertelanger preußischer Tradition.

Sollte Ludendorffs Entschlußkraft, die bei Lüttich den Ausschlag gegeben hatte, in den Dienst der großen Strategie gestellt werden, dann mußte ihm ein Vorgesetzter gegeben werden, der den Rang und die Anciennität hergab. Es liegt mir fern, zu behaupten, daß dies der alleinige Grund gewesen sei, weshalb die O.H.L. als Armee-Oberkommandierenden den in Hannover in Pension lebenden Generalobersten v. Hindenburg Ludendorff überordnete. Solches Denken verstand sich für die O.H.L. von selbst. Aber wer immer wieder im Felde die Beobachtung gemacht hat, daß würdige Greise (oder freilich auch Prinzen von Geblüt) den Armeen als Oberkommandierende vorstanden, während viel jüngere, feurige Generalstabschefs die eigentliche Arbeit leisteten und tatsächlich die Führer der Armeen waren, der macht sich naturgemäß seine Gedanken.

Seit der mehr als siebzigjährige Blücher den korsischen Eroberer als grimmigster unter seinen Feinden zur Strecke gebracht, seit Wilhelm I. als Dreiundsiebzigjähriger das Reich gegründet hatte, unterstützt von dem siebzigjährigen Sieger von Sedan und dem fünfundfünfzigjährigen Jüngling Bismarck — seitdem standen die Greise in Deutschland mit Recht in hohen Ehren. Auch der Weltkrieg hat den hochbejahrten deutschen General unzählige heldenhafte und geniale Taten tun sehen, und mancher Weißkopf mit goldenen Achselstücken hat sein Leben dem Vaterland in tobender Schlacht zum Opfer gebracht. Aber es muß ausgesprochen werden: die von der preußischen in die ganze deutsche Armee übergegangene Auffassung, daß die Anciennität peinlich gewahrt werden müsse, hat wie ein Alp auf der Kriegsführung gelastet.

Diese Gedanken dürfen nicht unterdrückt werden in dem Augenblick, da zwei Männer den Schauplatz betreten, für deren Zusammenarbeit dieses typische altpreußische Verhältnis eines altersverbrauchten Oberkommandierenden und eines tatkräftigen Chefs, soweit in der Öffentlichkeit erkennbar ist, in keiner Weise zutrifft — aber doch wohl eben nur deshalb, weil der ältere der beiden Männer, deren Namen seitdem zu einer fast mythischen Einheit zusammengewachsen sind, Takt und Selbsterkenntnis genug besessen hat, sich der stärkeren Persönlichkeit und dem taktischen Genie seines jüngeren Mitarbeiters unter voller Wahrung seines Ranges und seiner Stellung unterzuordnen. Und weil der Jüngere klug genug war, lange Zeit hindurch die Öffentlichkeit der ganzen Welt in Unklarheit darüber zu lassen, daß die großen, gewaltigen Taten, welche Freund und Feind dem Älteren zurechneten, in Wirklichkeit den Stempel seines Geistes trugen.

Nach seiner „außeretatsmäßigen“ Beteiligung am Sturm auf Lüttich hatte der General Ludendorff in seiner dienstlichen Stellung als Oberquartiermeister der 2. Armee (Bülow) deren Vormarsch bis zum Beginn der Schlacht von Charleroi mitgemacht. Da traf ihn am Morgen des 22. der Befehl, sich ins Große Hauptquartier nach Coblenz zu verfügen.

„Ich weiß keinen anderen Mann,“ schrieb Moltke, „zu dem ich so unbedingtes Vertrauen hätte, als zu Ihnen. Vielleicht retten Sie im Osten noch die Lage . . .“

So spricht man zu einem Manne, den man in die leitende und verantwortliche Stellung beruft.

Der Brief des Generalquartiermeisters v. Stein, der mit Moltkes Schreiben gleichzeitig eintraf, sprach noch deutlicher:

„Schwer ist die Aufgabe, aber Sie werden es schon machen."

Ludendorff wußte Bescheid. Er sollte „es machen". Der alte Herr, der als Oberbefehlshaber in Aussicht genommen war — der würde nur die übliche dekorative Figur sein. Etwas anders ist es nun freilich doch gekommen.

Ludendorff hatte die typische Laufbahn des in die höhere Führung hineinwachsenden deutschen Generalstabsoffiziers hinter sich. Aus einfacher, kinderreicher Familie stammend, war er Zögling des Kadettenhauses. Monarchist und Militarist bis in die Knochen, politisch indifferent, doch unbedingter Anhänger des „Obrigkeitsstaates", stellte er den Typus des deutschen Offiziers in Reinkultur dar. Die Abgeschlossenheit des Offizierkorps und sein Fernbleiben vom politischen Leben hielt er, der Überlieferung sich anschließend, für notwendig. Schon früh war er in den Generalstab gekommen, von 1904 bis Januar 1913 in der Aufmarschabteilung, deren Chef er zuletzt geworden war. Im September 1912 hatte er den Plan zu der damals beabsichtigten großen deutschen Heeresverstärkung entworfen. Mit seinem Vorschlag ist die Regierung auch an die gesetzgebenden Faktoren herangetreten — allerdings mit einem gewaltigen Abstrich: Ludendorff hatte die Aufstellung von drei neuen Armeekorps gefordert. Diese sind gar nicht beantragt worden. Alles Geforderte ist bewilligt worden. Ludendorff aber, der lange Zeit hindurch für den Kriegsfall zum Chef der Operationsabteilung der O.H.L. bestimmt gewesen war, wurde noch vor dem Abschluß der Vorlage aus dem Generalstab heraus in die Front versetzt: als Kommandeur eines Infanterieregiments. „Mein Drängen nach jenen drei Armeekorps hat dabei eine Rolle gespielt," schreibt er lakonisch und vielsagend...

Es darf mit Bestimmtheit behauptet werden, daß Ludendorff seinen vorgesetzten Dienststellen Unrecht tut, wenn er durch diese Worte den Eindruck zu erwecken sucht, als sei er für sein patriotisches Ungestüm sozusagen strafweise in die Front „zurückversetzt" worden. Es ist beste Überlieferung der deutschen Armee gewesen, daß auch der Generalstabsoffizier von Zeit zu Zeit Frontstellungen zu bekleiden hatte, um immer wieder vor praktische Führeraufgaben gestellt zu werden und die Fühlung mit dem Geist und den Bedürfnissen der Truppe zurückzugewinnen. Nach seiner eigenen Angabe hat Ludendorff als junger Offizier siebenmal Rekruten ausgebildet, allerdings zum Teil bei der Marine-Infanterie, einer Spezialtruppe mit Eliteersatz. Kompagnieführer ist er nur in den Jahren 1898 bis 1900 gewesen, Bataillonskommandeur überhaupt nicht. Nun war es höchste Zeit, daß er nach dreizehn Jahren Frontentfremdung zur Truppe zurückkehrte. Er hat ihr neuerdings nicht ganz zwei Jahre als Regimentskommandeur und seit April 1914 bis zum Kriegsausbruch als Brigadekommandeur angehört. Alsbald winkte ihm die Aussicht, demnächst doch wieder in einer Generalstabsstellung verwendet zu werden, und zwar sogar als Oberquartiermeister im Großen Generalstab selber.

Es läßt sich also nicht verkennen, daß Ludendorff nur einen vergleichsweise geringen Bruchteil seiner Dienstzeit in der Front verbracht und während der Hauptabschnitte seines militärischen Lebens die Verhältnisse der Armee nur von der hohen Warte des Generalstäblers aus betrachtet hat. Auf diesen Umstand wird späterhin zurückzukommen sein.

Der Mobilmachungsbefehl hatte ihn zum Oberquartiermeister einer einzigen Armee bestimmt ... Daß dies nur ein Anfangsposten sein würde, darüber war Ludendorff sich klar gewesen.

Und nun trat ein Ruf an ihn heran, den er selbst im Augenblick als das Stichwort zur Tat in großem Stil empfunden hat.

Er fuhr sofort im Kraftwagen aus der Gegend von Charleroi nach Coblenz und traf dort bereits abends um 6 Uhr ein. Von Moltke erfuhr er die Lage und Prittwitz' Vorsatz, sich hinter die Weichsel zurückzuziehen. Dieser Entschluß, meinte er, sei von dem Gesichtspunkt aus, daß die Armee sich auf diese Weise zu einem späteren Kampf habe aufsparen wollen, nicht unrichtig. Aber das Ausschlaggebende war auch seiner Auffassung nach „die Wirklichkeit des Krieges und die ungeheure Verantwortung, eigenes Land ohne Einsetzung der letzten verfügbaren Kräfte dem Feinde zu überlassen". Auf seine Anregung ergingen noch am Abend die ersten Befehle, den Rückmarsch der Hauptteile der 8. Armee sofort einzustellen und eine Neugruppierung für einen Widerstand etwa in der Linie Königsberg-Mlawa vorzunehmen. Schon jetzt erkannte Ludendorff, daß die Rettung, wenn noch eine zu finden war, in der Tatsache zu erblicken sei, daß die russischen Nordtruppen in zwei ziemlich weit voneinander getrennten Armeen zum Angriff schritten.

Auch beim Kaiser meldete sich Ludendorff. Dieser übergab ihm den für Lüttich bereits verliehenen Pour le mérite und vertraute ihm das Schicksal seiner Landeskinder im fernen Osten mit bewegten Worten an. Um 9 Uhr abends bestieg der General den Sonderzug. Im Augenblick der Abfahrt erhielt er die Mitteilung, daß General von Hindenburg die Berufung zum Oberbefehlshaber der 8. Armee angenommen habe und in Hannover morgens 4 Uhr den Zug besteigen würde.

7.

War Ludendorff nach Bildungsgang und Entwicklung ein typischer Zögling der preußischen Armee, so war der General der Infanterie von Hindenburg und Beneckendorff überdies der Sprößling eines altpreußischen Edelgeschlechts. Seine Vorfahren hatten schon unter den Fahnen des Deutschen Ordens gegen Heiden und Polen gekämpft und waren später durch Erwerb von Grundbesitz noch inniger mit dem Osten verbunden worden. Spätere Vorfahren hatten unter den preußischen Königen gedient und gekämpft. Als Sohn eines Leutnants im 18. Infanterieregiment wurde Paul von Hindenburg 1847 in Posen geboren. Seine Mutter war die Tochter des Generalarztes Schwickart. Dieser hatte sich 1813 als Militärarzt in der Schlacht bei Kulm das Eiserne Kreuz am schwarz-weißen Bande geholt, als er ein führerlos und wankend gewordenes Landwehrbataillon wieder geordnet und vorgeführt hatte. Auch Hindenburg wurde Zögling des Kadettenkorps und trat 1866 als „Sekondlieutenant" in das 3. Garderegiment zu Fuß ein, erhielt im Treffen bei Burkersdorf die Feuertaufe, kämpfte in der Schlacht von Königgrätz im dicksten Getümmel mit, nachdem er zu Anfang des Gefechts durch eine Kugel, die seinen Helm durchbohrte, leicht verwundet worden war. In den Feldzug von 1870 rückte er als Adjutant des 1. Bataillons seines Regiments, nahm mit hoher Auszeichnung an dem

blutigen Tage von St. Privat teil, wurde Regimentsadjutant und durfte als Abgeordneter seines Regiments an der Feier der Kaiserproklamation von Versailles teilnehmen, auch durch den Triumphbogen in Paris einreiten. 1878 wurde er in den Generalstab versetzt. Als Generalstabsoffizier des 2. Armeekorps in Stettin verheiratete er sich mit der Tochter des Generals von Sperling, die ihm einen Sohn und zwei Töchter beschert hat. Sohn und beide Schwiegersöhne haben im Weltkrieg im Felde gestanden. Später wurde er Lehrer an der Kriegsakademie, 1893 Kommandeur des Infanterieregiments 91 in Oldenburg, 1896 Chef des Generalstabs des 8. Armeekorps in Coblenz, 1903 Kommandierender General des 4. Armeekorps in Magdeburg. Nach achteinviertel Jahren erbat er seinen Abschied. „Ich hatte in meiner militärischen Laufbahn viel mehr erreicht, als ich je zu hoffen gewagt. Krieg stand nicht in Aussicht, und so erkannte ich es für eine Pflicht an, jüngeren Kräften den Weg nach vorwärts freizumachen. Da sich die falsche Legendenbildung dieses unbedeutenden Ereignisses bemächtigt hat, so erkläre ich ausdrücklich, daß keinerlei Reibungen dienstlicher oder gar persönlicher Art diesen Schritt veranlaßt haben." So verließ er völlig befriedigt von seinen Erlebnissen das Heer, „die trefflichste Schule für Willen und Tat". Er stand seitdem, wie alle noch in Rüstigkeit verabschiedeten Kommandierenden Generale, auf der Liste der Armeeführer für den Mobilmachungsfall.

Am 22. August, 3 Uhr nachmittags, kam die ersehnte Anfrage des Kaisers, ob er zur sofortigen Verwendung bereit sei. Antwort: Bin bereit.

Weitere Telegramme folgten in Kürze. Um 3 Uhr nachts fuhr Hindenburg zum Bahnhof und stand erwartungsvoll. Dem Zuge „entstieg mit frischen Schritten General Ludendorff, sich bei mir als mein Chef des Generalstabs der 8. Armee meldend".

Das war der weltgeschichtliche Augenblick des ersten Zusammentreffens zweier Männer, deren Namen hinfort in alle Ewigkeit zur Einheit verbunden bleiben werden, solange noch Menschen auf Erden des Vergangenen gedenken. Bezeichnend ist, daß Hindenburg von Ludendorffs Tat bei Lüttich noch nichts wußte, so wenig wie das ganze deutsche Volk. In dieser Stunde begann die „glückliche Ehe", wie Hindenburg sie selber genannt hat. „Wie will und kann der Außenstehende das Verdienst des Einzelnen in einer solchen mit Schärfe abgrenzen?" setzt er hinzu. „Eine meiner vornehmsten Aufgaben, nachdem ich den hohen Wert des Generals Ludendorff erkannt hatte, sah ich darin, den geistvollen Gedankengängen, der nahezu übermenschlichen Arbeitskraft und dem nie ermattenden Arbeitswillen meines Chefs so viel als möglich freie Bahn zu lassen und sie ihm, wenn nötig, zu schaffen."

Das Zusammentreffen dieser beiden Männer war einer jener Glücksfälle, auf die rechnen zu dürfen Deutschland sich mit fast abergläubischem Vertrauen für berechtigt gehalten hatte. Ob es „der" rettende Glücksfall war, lag zur Stunde noch im Ungewissen. Aber wenn es schon einmal so sein mußte, daß der jüngere, der tatkräftigere und unzweifelhaft begabtere Führer aus Gründen der militärischen Hierarchie nicht selber an die Spitze gestellt werden konnte, wohin er gehörte — dann konnte das Schicksal ihm jedenfalls keinen geeigneteren und würdigeren Vorgesetzten aufzwingen als Hindenburg.

Wie sich in Ludendorff, der selber über die Diplomaten der nachbismarckischen Zeit gelegentlich bissig urteilt, der Offizier der nachbismarckischen Periode in allen seinen großen Vorzügen und seinen nicht zu verschweigenden Mängeln verkörpert, so in Hindenburg der Offizier des Zeitalters Wilhelms I. und Bismarcks. An die Gestalt seines ersten Kriegsherrn erinnert Hindenburg in mehr als einem Zuge. Die ruhige, selbstbewußte, unvordringliche Vornehmheit seines Wesens ist beste preußische Überlieferung.

Gemeinsam aber war beiden Männern jener Zug von Weltfremdheit, der die notwendige Folge der Abgeschlossenheit ihrer Kadettenerziehung und des Lebens im preußischen Offizierkorps war. Sie kannten das Volk nicht, das sie zu führen haben würden. Sie wußten nicht, wie überzeugt es in seinen breiten Schichten und auch in vielen seiner geistigen Spitzen schon mit dem Grundsatze des alten Obrigkeitsstaates gebrochen hatte — wie stark es von dem Gefühl durchdrungen war, es habe, wie die geschichtlich entwickelteren Völker des Westens, Anspruch auf Selbstbestimmung und eigene Führerwahl. Noch trat solche Unkenntnis als Fehlerquelle freilich nicht in die Erscheinung. Denn das Volk in Waffen, das am 1. August 1914 in die Kasernen strömte, um Gut und Blut an den Schutz der Heimat zu wagen, das war durch die Schule des Friedensheeres gegangen und hatte vom Geiste der alten straffen Zucht so viel mitbekommen, daß es wenigstens äußerlich noch dem Volke glich, in dessen Mitte Hindenburg seine ersten beiden Kriege mitgefochten hatte.

8.

Am frühen Morgen des 23. August trafen Armeeführer und Chef im Hauptquartier Marienburg ein. Sie fanden hier, daß Generaloberst v. Prittwitz, der Vorgänger, sehr gut vorgearbeitet hatte. Dieser hatte seine Absicht, sich hinter die Weichsel zurückzuziehen, am 22. August bereits aufgegeben, da er inzwischen erkannt hatte, daß Rennenkampf nur sehr zögernd folgte, und hatte den Entschluß zum Angriff auf Samsonoff auch seinerseits gefaßt. „Als er seines Kommandos enthoben ward, war der Operationsplan für Tannenberg schon in großen Zügen fertig. Der im Stab verbliebene Bearbeiter der Operationen, Oberstleutnant Hoffmann, vollendete ihn unter Hindenburg und Ludendorff." (Ritter, S. 126.) Bald hatte sich die Lage geklärt: man würde gegen vierfache Überlegenheit an Menschen und gegen dreifache an Geschützmaterial zu kämpfen haben. In der Brieftasche eines gefallenen russischen Offiziers war ein Schriftstück gefunden worden, aus dem die Absichten der gegnerischen Führung hervorgingen. Danach sollte die Armee Rennenkampf nördlich der Masurischen Seenkette gegen die Linie Insterburg-Angerburg vorgehen, die Armee Samsonoff von Süden her aus der Linie Lötzen-Ortelsburg den Deutschen die Rückzugslinie abgewinnen. Die Ausführung, soweit sie bisher erkennbar war, bewies, daß Samsonoff dem Plane nicht ganz getreu geblieben war. Sein Anmarsch zielte nicht auf die Linie Lötzen-Ortelsburg, sondern auf die Linie Ortelsburg-Neidenburg, also um eine ganze Armeebreite weiter westlich. Hieraus ergab sich die hohe Wahrscheinlichkeit, daß das Zusammenwirken zwischen beiden

russischen Armeen zu wünschen übrig lassen möchte. Das rechtfertigte den Plan, die Armee Samsonoff anzugreifen, ehe sie noch ihre Verbindung mit Rennenkampf hergestellt haben konnte, und sie, wenn möglich, mit einem vernichtenden Schlage zu treffen. Im Falle des Mißlingens blieb immer noch die Rückzugslinie auf die Weichsel offen, während ein Angriff auf Rennenkampf den Anmarsch Samsonoffs in Rücken und Rückzugslinie gebracht hätte.

Das 20. Armeekorps unter General v. Scholtz wurde bestimmt, als weit auseinandergezogenes Zentrum den Stoß des Feindes auf sich zu ziehen und so lange zu fesseln, bis die zur Überflügelung beider feindlichen Flanken aus Nordwesten und aus Nordosten bestimmten Streitkräfte herangezogen sein würden. Es wurde also von vornherein mit Bewußtsein auf die vollständige Einkreisung des Gegners, auf ein „Cannae", hingearbeitet.

Der kühne Wurf mußte bis zur Entscheidung durchgeführt werden mit der ständigen Aussicht auf eine doppelte Bedrohung:

Einmal war die ganze riesige Armee Rennenkampf auf der Linie Insterburg-Königsberg im Anmarsch. Jeden Augenblick war zu befürchten, daß ihr Führer die Bedrängnis seines Kameraden Samsonoff erkennen und ihm in Eilmärschen zu Hilfe kommen werde.

Aber auch von Süden her drängte Gefahr: bei Warschau war eine neue, die 9. russische Armee in der Bildung begriffen. Notrufe vom Schlachtfelde konnten auch ihre Vortruppen aus dem Süden herbeiziehen.

Es war ein fast tollkühnes Wagnis: es ist über Verhoffen gelungen. Zunächst dank der Widerstandsfähigkeit des 20. Armeekorps. Das stand zu Beginn des Kampfes mit seinem Zentrum bei dem Dorfe Tannenberg. In dem jahrtausendelangen Ringen zwischen Germanentum und Slawentum war an dieser Stelle schon einmal eine Entscheidungsschlacht geschlagen worden: am 15. Juli 1410 war die Macht des Deutschen Ordens, 80 000 Mann unter dem Hochmeister Ulrich von Jungingen, durch die doppelt so starke Heeresmacht des Königs Heinrich Jagiello von Polen und Litauen vernichtet worden.

Hier begann am 24. August das gewaltige Ringen, das sich bald über mehr als hundert Kilometer Breite ausdehnte und bis zum 31. August, also volle acht Tage, andauern sollte. Während das 20. Armeekorps vorläufig in der Verteidigung blieb und seinen linken Flügel sogar noch etwas zurücknahm, marschierte zu seiner Rechten das 1. Armeekorps und das Landwehrkorps Mühlmann und zu seiner Linken das Landwehrkorps v. d. Goltz und die 3. Reservedivision auf. Während diese Truppen sich in einer fast geraden Front auf der Linie Allenstein-Hohenstein-Gilgenburg-Zielen aufbauten und die ganze Armee Samsonoff zur Entwicklung zwangen, waren von Norden her das 1. Reservekorps und auf dem äußersten linken Flügel das 17. Armeekorps im Anrücken, um sich auf die rechte russische Flanke zu stürzen. Am 25. August war der beiderseitige Aufmarsch zur Schlacht vollendet, und am 26. begann der allgemeine deutsche Angriff.

Im Zentrum gewann der Russe Raum und drängte das 20. Armeekorps bis in die Gegend von Allenstein und Tannenberg zurück. Das war durchaus im Sinne der Gesamtoperation. Denn gleichzeitig mit dem Weichen der deutschen Mitte begann der Vorstoß auf beiden Flanken. Zur Rechten drang das 1. Armee-

korps bis unmittelbar an den Stützpunkt des russischen linken Flügels, das Dorf Usdau, vor. Noch gründlicher arbeitete der linke deutsche Flügel: Mackensen und Below warfen bei Bischofsburg das schon beim Aufmarsch zurückgebogene rechte russische Flügelkorps und drängten es in der Richtung auf Ortelsburg zurück.

In der Nacht zum 27. August gingen bei der deutschen Heeresleitung beunruhigende Meldungen ein. Eines der Korps der Armee Rennenkampf war von einem Flieger im Anmarsch von Angerburg her gemeldet. Und von Süden her aus der Gegend von Mlawa russische Kavallerie! Kritische Stunden voller Gefahren! Aber Hindenburg und sein Chef verloren die Nerven nicht. Beide Flankengruppen erhielten den Befehl, am folgenden Tage den Angriff mit aller Energie fortzusetzen.

Am 27. und 28. August geht das Ringen weiter. Das Vordringen des russischen Zentrums auf Hohenstein wird durch den nunmehr sich auswirkenden Gegenangriff des deutschen Zentrums nicht nur zum Stehen gebracht, sondern in vernichtende Niederlage gewandelt. Schon am Abend des 27. wird der Befehl zur vollständigen Einkreisung der Hauptmasse des Feindes erteilt und am 28. und 29. ausgeführt. Der linke Flügel erreicht von Norden her Ortelsburg, der rechte bringt von Süden her über Neidenburg bis auf Willenburg vor. Verzweifelt wehrt sich der Russe gegen die immer klarer sich vollziehende Umklammerung, aber vergebens. Schon strecken Tausende inmitten des immer enger sich zusammenschließenden Kessels die Waffen.

Am 30. August versuchte der Russe noch einmal mit einem Teile der Truppen, die durch rechtzeitigen Rückzug der Schlinge entronnen waren, von Willenburg und von Schwentainen her auf Ortelsburg den sich schließenden Kessel wieder aufzusprengen. Aber schon war ein Teil der Sieger für eine nach außen gewandte Verteidigung freigeworden. Die letzte Reserve der Stürmer machte kehrt und trieb den von außen drohenden Ansturm zu Paaren. Am 31. August erlahmte der letzte russische Widerstand. Nur 70 000 Mann waren der Umklammerung entkommen. 90 000 Gefangene fluteten in endlosen Kolonnen gen Westen, 70 000 Tote und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld — eine späte Rache des Germanentums für die 80 000 Ordensritter Ulrich von Jungingens! Unter den Toten hatte man auch die Leiche eines russischen Generals gefunden und beerdigt. Man hatte ihr als Erkennungszeichen ein Medaillon abgenommen: an diesem hat später die Gemahlin des Beerdigten feststellen können, daß es diejenige des Oberkommandierenden Generals Samsonoff gewesen ist. Er hatte mit eigener Hand seinem Leben ein Ende gemacht.

Die deutschen Verluste betrugen noch nicht einmal den vierten Teil der russischen, 15 000 Mann! Auf der Walstatt bezogen die Sieger am Abend des 31. August Biwak. „Das Dankeslied der Schlacht von Leuthen schallte aus ihrer Mitte."

9.

Und Rennenkampf?! Sein Verhalten scheint ein Rätsel. Am 30. August stand er nur 40 Kilometer vom Schlachtfeld entfernt. Aber die Meldung von seinem Anmarsch aus der Richtung Angerburg hatte sich längst als Irrtum jenes Fliegers herausgestellt. Er hat nicht den leisesten Versuch gemacht, seinem

schwerbedrängten Kameraden Hilfe zu leisten. Am 31. trat er den Rückzug hinter die Seenkette an. Er baute sich auf 150 Kilometer Breite von Labiau am Kurischen Haff bis Schwentainen westlich Marggrabowa hinter dem Flußabschnitt der Deime, der Aller, der Omel und der Seenkette in einer festen Stellung ein, um den Anmarsch des Siegers zu erwarten! Hindenburg versucht sich sein Verhalten so zu erklären, daß er ursprünglich die ganze deutsche Armee um Königsberg vermutet habe. Die Schlacht bei Tannenberg habe ihm den Irrtum dieser Ansicht klargemacht; trotzdem habe er aber nach wie vor besorgt, daß in Königsberg noch starke deutsche Kräfte ständen, und habe sich nicht getraut, an dem starken Waffenplatze vorbeizumarschieren und sich auf die Sieger von Tannenberg zu stürzen, um nicht mit seinen beiden Flanken zwischen zwei deutsche Heere zu geraten.

Das ungeheure Wagnis war gelungen: in Reichweite einer zweiten gewaltigen feindlichen Armee hatte die deutsche 8. Armee von den fünf beteiligten russischen Armeekorps drei vollständig vernichtet, die beiden anderen zertrümmert und in wilde Flucht geschlagen!

Das „Cannae" war gelungen. Es ist das erste von zweien Malen im Weltkriege geblieben, daß die ideale Operation im Sinne Moltkes und Schlieffens geglückt ist — in den gleichen Tagen, in denen im Westen zwei sich bietende Gelegenheiten zu einer ähnlich bedeutungsvollen Operation an dem Versagen der O.H.L. gescheitert sind — in denselben Tagen auch, in denen die österreichische Armee zwar der ihr zugedachten Umklammerung durch die russische Hauptmacht sich entziehen konnte, aber doch die erste und zweite Schlacht bei Lemberg verlor und sich unter Preisgabe der galizischen Landeshauptstadt zurückziehen mußte, um westlich von ihr das Schlachtenglück noch ein drittes Mal zu versuchen.

Aber noch konnten die deutschen Heerführer nicht daran denken, der Not der Verbündeten zu Hilfe zu kommen. Erst mußte um jeden Preis mit Rennenkampf abgerechnet und die immer noch fortbestehende furchtbare Bedrohung Ostpreußens beseitigt werden.

Und das zweite gewaltige Wagnis begann: Noch während die Endkämpfe der Tannenberger Schlacht wüteten, waren Telegramme der O.H.L. eingetroffen, welche der siegreichen 8. Armee dies übrigens durch ihre eigene Lage und bisherige Aufgabe ohne weiteres bedingte Ziel wiesen. Aber darüber hinaus stellte die O.H.L. neue Probleme: Sobald die neue Lage in Ostpreußen es gestatte, sei weitere Verwendung der 8. Armee auf Warschau in Aussicht zu nehmen. Also noch ehe mit Rennenkampf abgerechnet war, kündigten sich bereits neue gewaltige Aufgaben in einer ganz anderen Richtung an.

Dafür wurde das Eintreffen der im Westen höchst bedauerlicherweise freigemachten Truppen angekündigt: des 11. Korps, des Garde-Reservekorps und der 8. Kavalleriedivision.

Keine Zersplitterung der Kräfte! Es galt sich zunächst mit allen verfügbaren und den anrollenden, für die neue Aufgabe immerhin hochwillkommenen Truppen gegen Rennenkampf zu wenden. Mit ungeheurer Energie wird die siegreiche Armee nach Norden herumgeworfen, die aus dem Westen eintreffenden Verbände ihr eingegliedert und eine neue Front von Königsberg bis Willen-

berg aufgebaut. Binnen vier Tagen ist die Umgruppierung vollendet, und am 5. September wird gegen Nordosten angetreten. Der Feind steht in seinen sorgfältig ausgebauten Stellungen und erwartet den deutschen Ansturm. Aber schon beginnt die Einwirkung auf seine linke Flanke. Diesmal kann es sich nur um eine einseitige Umgehungsbewegung handeln, denn trotz Eingreifens der westlichen Verstärkungen ist die feindliche Übermacht immer noch groß, und auch bei ihr scheinen Verstärkungen stündlich einzutreffen. In Wirklichkeit haben an den Masurischen Seen 175000 Deutsche gegen 250000 Russen gestanden, 17 gegen 24 Divisionen.

Die beiden Korps des rechten deutschen Flügels durchbrechen die Seenkette, kommen aber nur langsam vorwärts. Am 8. September entbrennt auf der ganzen Linie die Schlacht. Nun gelingt es dem deutschen Umgehungsflügel, den linken russischen Flügel nach Norden zurückzubiegen und die beiden Kavalleriedivisionen gegen seine rückwärtigen Verbindungen vorzutreiben. Während dieser Kämpfe vermögen die als rechte Seitendeckung herausgeschobenen Verbände feindliche Streitkräfte, welche aus der Richtung Grodno den Umgehungsflügel ihrerseits zu flankieren versuchen, kräftig aufs Haupt zu schlagen.

Am 9. September geht der Kampf in der Front ohne sichtbare Veränderungen weiter, derweil der rechte Flügel beträchtlich vorwärts kommt und bei Lyck sich die endgültige Abweisung des feindlichen Flankierungsversuches entscheidet.

Jetzt darf nur eines nicht geschehen: der Gegner darf nicht zu früh abbauen, um sich der deutschen Umstrickung zu entziehen! Aber Rennenkampf hat vom Schicksal seines Kameraden gelernt. Vor der überlegenen Manövrierkunst und dem unwiderstehlichen Vorwärtsdrang der Deutschen räumt er das Feld.

Schon in der Nacht zum 10. finden Patrouillen des Zentrums bei Gerdauen die feindlichen Gräben leer. Am Morgen wird es klar, daß der Gegner den Rückzug angetreten hat. Schon steht der rechte deutsche Flügel tief im Rücken des Feindes, aber der Weg nach Norden ist noch frei. Vergebens treibt das Oberkommando zu eiliger Verfolgung an. In dichtgedrängten Kolonnen wälzt die Njemenarmee sich der Heimatgrenze zu, gegen allzu frühes Nachstoßen der Deutschen gesichert durch die aufopfernde Gegenwehr der Deckungstruppen, die sich hier zum erstenmal in der ganzen Zähigkeit des russischen Fatalismus entfaltet. So wird der 11. September noch einmal auf der ganzen Front zu einem blutigen Kampftage.

Trotzdem: der Sieg an den Masurischen Seen, der zweite glänzende Sieg ist errungen. Es ist diesmal kein „Cannae" geworden, keine Vernichtungsschlacht. Und die Verfolgung geht weiter unter heftigen Kämpfen, die schließlich Zerrüttung und Auflösung in die dichtgekeilten Massen der Russen tragen. Am 15. September wird auf russischem Boden die weitere Verfolgung eingestellt. „Mit Verlust von nicht nur einigen Federn, sondern eines ganzen Flügels, auch sonst noch erheblich angeschossen," wie Hindenburg sagt, entschwindet Rennenkampf zwischen den Njemensümpfen. Der siegreichen 8. Armee aber harren andere Aufgaben.

Schon während der Tage der Schlacht waren die Hilferufe der Österreicher bei der Armeeleitung eingetroffen. Am 14. September war ein Telegramm

der O.H.L. eingegangen: „Unmittelbare Unterstützung der Österreicher ist politisch erforderlich. Operationen aus Schlesien kommen in Frage."

Die volle Niederlage der Österreicher, das Scheitern ihres keden Vorstoßes gegen die russische Hauptmacht nicht nur, sondern ihr Rückzug auf die Karpathenlinie war Tatsache geworden. Und zwar in eben jenen Tagen, da die letzte der beiden russischen Nordarmeen fast fluchtartig den ostpreußischen Boden räumen mußte.

10.

In eben diesen Stunden war der Wechsel in der Person des Chefs des Generalstabs des Feldheeres eingetreten: der Kaiser hatte an Moltkes Stelle mit der Leitung der gesamten Operationen den Kriegsminister Generalleutnant Erich v. Falkenhayn beauftragt.

Allerdings wurde dieser Wechsel zunächst noch nicht allgemein bekanntgegeben. Eben erst begannen die französischen Jubelhymnen, welche den Marnesieg in alle Welt hinausposaunt hatten, angesichts des neuverstärkten Widerstandes der Deutschen an der Aisne zu verstummen. Die Bekanntgabe eines Führerwechsels auf deutscher Seite in diesem Augenblick würde dem Siegestaumel der Franzosen neue Nahrung gegeben, die tiefe Beunruhigung der deutschen Heimat über das plötzliche Ausbleiben genauer Berichte aus dem Westen verstärkt und, was das Ausschlaggebende war, den Schrecken Wiens und Budapests über die österreichische Niederlage zur Panik gesteigert haben.

Immerhin: der Krieg stand an einem Wendepunkte — wir wissen heute: *an seinem Wendepunkte.*

Der deutsche Vorsturm im Westen war nicht nur zum Stehen gekommen — die Welle war ein Stück zurückgeflutet, hatte breite Striche des im ersten Anlauf gewonnenen feindlichen Bodens wieder preisgegeben. Wohl hielten die Deutschen noch ganz Belgien bis auf Antwerpen und die Seeküste, hielten einen breiten Streifen Nordfrankreichs besetzt und schienen nicht geneigt, diesen blutig erkämpften Besitz preiszugeben. Aber im Osten hatte das kühne Unternehmen Österreich-Ungarns, die Verteidigung gleichfalls angriffsweise zu führen und den Krieg auch hier von vornherein auf feindlichen Boden zu tragen, mit einer sehr ehrenvollen, trotzdem schweren, verlustreichen Niederlage geendet, mit einem Rückzug obendrein, der politisch schwer gefährdete Teile der Monarchie dem als Befreier einziehenden Protektor des Allslawentums überlassen hatte.

So schien die Lage der Mittelmächte keineswegs rosig. Soviel war schon jetzt mit aller Bestimmtheit zu erkennen: *Der Grundgedanke ihres Kriegsplanes, die völlige Niederwerfung des westlichen Gegners mit einem raschen, vernichtenden Schlage — der war gescheitert.*

Freilich: auch die Entente hatte keine Veranlassung zu dem stürmischen Siegesjubel, den die Marneschlacht ein paar Tage lang entfesselt hatte. Die deutsche Front schien aufs neue zu erstarken. Ein Wiederbeginn der Offensive war auch im Westen noch keineswegs ausgeschlossen.

Was sich aber in jenen Tagen der großen Krise noch keineswegs mit voller Deutlichkeit abzeichnete, war dies: obwohl die russischen Heere bis zum Kar-

pathenwall vorstießen, war ihre Angriffskraft schon stark beeinträchtigt. Der österreichische Gegner hatte sich weit stürmischer und kräftiger gewehrt, als der Russe hätte erwarten können. Und der Entschluß, den stärksten Feind nur mit zwar überlegenen, im Vergleich zur gesamten russischen Heereskraft aber nebensächlichen Kräften anzugreifen, hatte sich furchtbar gerächt. Der russische Angriffsflügel im Norden war zum Teil zertrümmert, zum Teil gelähmt.

Die volle Bedeutung sowohl der Schwächung der russischen Hauptmacht durch die Kraft des österreichischen Widerstandes als auch der deutschen Siege in Ostpreußen ließ sich am 15. September allerdings noch nicht übersehen. Immerhin war soviel schon jetzt klar: der zweite große Ansturm der Russen würde Deutsche und Österreicher Schulter an Schulter finden.

Aber eines lag ebenso am Tage: an einen Angriffskrieg war im Osten auch jetzt nicht zu denken. Nur die Aussichten der Verteidigung hatten sich hier erheblich gebessert. Wie sehr, das war in dieser Stunde weder auf seiten der Mittelmächte, noch auf seiten ihrer Gegner zu erkennen.

Heute, da wir den großen Gesamtverlauf des Krieges übersehen, erkennen wir klar: der 15. September bedeutet den entscheidenden Einschnitt in der Geschichte des Weltkrieges. Seit diesem Tage befanden sich die Mittelmächte auf allen Fronten in die Verteidigung gedrängt. Ihr Gebiet war eigentlich schon von diesem Tage an das Gebiet einer riesigen belagerten Festung.

Bevor das allerdings mit voller Klarheit für Freund und Feind erkennbar wurde, mußte noch eine zweite Gruppe von großen Kämpfen in Ost und West abrollen. Erst sie klärten das Bild der strategischen Lage in dem Sinne, daß Deutschland auf weiteres offensives Vorgehen im Westen endgültig verzichten mußte, während ebenso im Osten Rußland aus einem Angreifer in freiem Felde zum Belagerer einer Festungsfront wurde.

Drittes Kapitel

Die Umklammerung

1.

Der neue deutsche Generalstabschef übernahm die Geschäfte der Heeresleitung in einer Lage, die man vom Standpunkt unserer heutigen Erkenntnis als trostlos bezeichnen muß.

Die Hoffnung, im Dreifrontenkriege gegen Frankreich, Rußland und England obzusiegen, hatte eigentlich nur so lange bestanden, als die Mittelmächte noch hoffen durften, mit ihren westlichen Gegnern im ersten Anlauf entscheidend und vernichtend abzurechnen. Bestand eine solche Hoffnung noch? Der Versuch, eine operative Entscheidung im Westen zu erzwingen, mußte auch jetzt um jeden Preis noch unternommen werden. Aber hier traf das deutsche Bestreben auf ein entsprechendes der westlichen Feinde.

Denn das Erstarken des deutschen Widerstandes nördlich der Aisne belehrte die französische Heeresleitung bald, daß ihre Hoffnung, den Eindringling

nach dem eingebildeten Sieg an der Marne alsbald mit dem Bajonett vom heimatlichen und vom belgischen Boden zu verdrängen, den Tatsachen um ein erhebliches vorausgeeilt war. Das Marnewunder fing allmählich an, in seiner rettenden Bedeutung zu verblassen. Der Sieg, den Frankreich bereits in Händen zu halten glaubte, wollte erst erkämpft werden.

Die Aussichten waren freilich äußerst günstig. Von Noyon bis zur Schweizer Grenze stand der Deutsche jetzt in Stellungen, aus denen er sich nicht verdrängen zu lassen entschlossen war. Aber sein rechter Flügel hing nach wie vor in der Luft: zwischen ihm und dem Weltmeere klaffte noch immer eine Lücke von 150 Kilometern französischen Landes. Und hinter den deutschen Etappenlinien, die auf Hunderte von Kilometern durch Feindesland führten und zum Teil nach den Zerstörungen beim feindlichen Rückzuge noch nicht wieder hatten instand gesetzt werden können, drohte der mächtige Block der Festung Antwerpen, deren Besatzung in entscheidenden Augenblicken der südwärts tobenden Kämpfe durch heftige Ausfälle sich energisch gerührt hatte.

Im Osten stand der Russe vor den Einfalltoren zum Herzen der Donaumonarchie. Ein Vorstoß von Warschau her nach Posen und Schlesien fand fast unverteidigte Grenzen ...

In Wahrheit eine Erbschaft, die ihrem Verwalter fast übermenschliche Aufgaben stellte.

Der Generalleutnant von Falkenhayn hat sich in dieser mehr als schwierigen Lage als ein kühler, klarer Kopf von großer Ruhe und Nervenbeherrschung erwiesen.

Er erkannte, daß die dringendsten Probleme die westlichen waren. Hier aber hatte sich als Krebsschaden die weite Entfernung des Großen Hauptquartiers von der Kampffront erwiesen. Der erste Schritt des neuen Herrn war die Vorverlegung des Sitzes der O.H.L. von Luxemburg nach Charleville-Mézières. Von hier aus galt es den Hauptfehler Moltkes, soweit überhaupt noch möglich, mit größter Beschleunigung gutzumachen: die allzu starke Ausstattung des deutschen linken Flügels und seine Fesselung in den Reichslanden gegenüber der uneinnehmbaren französischen Ostfront. Zwar hatte Moltke selber schon seit dem 6. September begonnen, die 6. und 7. Armee aus ihrer unheilvollen Verstrickung gegenüber dem Abschnitt Toul-Epinal zu lösen und alle verfügbaren Teile dorthin zu ziehen, wohin sie von vornherein gehört hätten, nämlich an den jetzt so furchtbar gefährdeten äußersten deutschen Westflügel. Diese Bewegung war in Fluß zu halten und mit allen Mitteln zu steigern.

Dabei kam dem neuen deutschen Oberfeldherrn das Verhalten des französischen Generalissimus zu Hilfe. Schon im Augenblick des Beginns des deutschen Rückzuges von der Marne hätte Joffre — sofern ihm dazu die erforderlichen Kräfte zu Gebote standen — mit dem Versuch einsetzen müssen, unter Anspannung des französischen Eisenbahnnetzes, das ihm zwischen Noyon und dem Meere ja bedingungslos zur Verfügung stand, den deutschen Rückzug durch überflügelnde Verfolgung in der Richtung Paris-Amiens zu überholen, um in den Rücken des weichenden Gegners zu gelangen und ihm seine Verbindungs- und Etappenlinien und schließlich gar die Rückzugslinie abzuschneiden. Das hatte Joffre versäumt und möglicherweise mit Rück-

sicht auf Zustand und Stärke der in der bisherigen Kampffront freizumachenden Kräfte versäumen müssen. Er hatte sich mit rein frontalem Nachdrängen begnügt. Nicht einmal die französische und englische Kavalierie hatte die ungeheure Schicksalsgunst zu einem energischen Vorstoß um die Flanke des weichenden Feindes in dessen Rücken benutzt.

Aber selbst der erste große Flankenstoß, den Joffre versuchte, war viel zu nahe dem rechten Flügel der neuen deutschen Stellung angesetzt. Joffre hatte bei Compiègne aus zwei Korps eine Umfassungsgruppe gebildet, welche am 16. September zum Vorstoß über Noyon auf St. Quentin antrat. Wie das 7. Reservekorps und das 15. Korps in der Lücke von Craonne als rettende Engel erschienen waren, um den zentralen Durchbruch der neuen Aisnefront zu verhindern, so war im Augenblick des ersten Umfassungsversuches der Franzosen das 9. Reservekorps zur Stelle gewesen, hatte den Angriff abgefangen und begann den gefährdeten deutschen Flügel zu verlängern. So entstand die berühmte Einknickung der deutschen Front, die bei Noyon gegenüber ihrem von Verdun her im wesentlichen in ost-westlicher Richtung verlaufenden Zuge plötzlich jäh nach Norden herumbog. An dieser Stelle versuchte der Franzose allmählich immer weiter nach Norden herumzugreifen, der Deutsche seine Front entsprechend immer weiter nach Norden zu verlängern. Eine Partei suchte den stehenden Flügel der anderen zu umfassen — statt daß Joffre sich wenigstens jetzt endlich entschlossen hätte, so weit nach Norden herumzugreifen, daß der Verteidiger ihm nicht folgen konnte.

Einstweilen stand nördlich der neuen Front des 9. Reservekorps nur noch das Heereskavalleriekorps v. d. Marwitz zur Verfügung, das „in lächerlich dünner Aufstellung" die Bahnlinie Compiègne-Roye-Chaulnes hielt.

Hätten jetzt starke deutsche Kräfte bereit gestanden, so wäre es immer noch möglich gewesen, von Noyon aus in gerader Linie bis nach Dieppe oder wenigstens über Amiens und dann den Unterlauf der Somme entlang bis nach Abbeville und bis zur Sommemündung den Anschluß an das Meer zu gewinnen. Aber diese Kräfte fehlten einstweilen. Sie mußten erst nach und nach die ungeheure Rochadelinie hinter der ganzen deutschen Front entlang zurücklegen und trafen „paketweise" im Augenblick der dringendsten Not gerade noch rechtzeitig genug ein, um die immer weiter nach Norden ausgreifende Flankenumgehung zu verhindern und die Front nun immer weiter nach Norden zu verlängern, bis sie endlich nach den schweren Kämpfen des Oktober und November bei Nieuport in Belgien den Anschluß an das Meer fand — auf einer doppelt so langen Strecke, als es die direkte Linie Verdun-Reims-Noyon-Dieppe gewesen wäre. So wirkte der Anfangs- und Grundfehler des deutschen Operationsplanes auch nach dem durch eben diesen Fehler erfolgten Scheitern des großen Offensivgedankens durch den ganzen anschließenden Verteidigungskrieg bis zum Ende des Feldzuges verhängnisvoll weiter.

Gegen Ende September hatte Joffre sich endlich der Lage so weit bemächtigt, daß er eine kraftvolle, wenn auch wiederum viel zu nahe angesetzte Umfassungsbewegung ausführen konnte. Er hatte bei Amiens eine neue Armee gebildet, die nun unter General de Castelnau gegen die dünne Kavallerielinie

zwischen Lassigny (westlich Noyon) und Chaulnes (westlich Péronne) zum Vorstoß antrat. Doch abermals wiederholte sich das Schauspiel, daß im letzten Augenblick Teile der 6. Armee eintrafen und den französischen Angriff, der schließlich sogar bis Bray an der Somme ausholte, zum Stehen brachten.

Joffre war noch immer nicht in der Lage, zu einer weiter ausgreifenden Aktion auszuholen. Eine neugebildete Armee de Maudhuy setzte ihren Stoß wiederum mit dem rechten Flügel genau da an, wo der Angriff Castelnaus zum Stehen gekommen war, nämlich mit dem rechten Flügel bei Bray. Aber inzwischen waren noch vor dem Angriff Maudhuys deutsche Verstärkungen eingetroffen und hatten die deutsche Front von Bray bis Albert verlängert. Maudhuy faßte den durchaus sachgemäßen Entschluß, es mit dieser bei seiner Ankunft bereits gefestigten Front gar nicht erst aufzunehmen und versuchte sie nördlich zu umgehen, um auf Arras-Lens-Béthune vorzustoßen. Aber zum dritten Male wiederholte sich genau das gleiche Schauspiel. Der ganze Frontabschnitt von Verdun bis zur schweizerischen Grenze war inzwischen durch die drei neugebildeten Armeeabteilungen Strantz, Falkenhausen und Gaede übernommen worden. So war mit den noch nicht abtransportierten Resten der 6. Armee auch ihr Oberkommando frei geworden. Eine neue 6. Armee war gebildet worden und trat der Armee Maudhuy auf der ganzen Linie von Albert bis Béthune entgegen. Eine Reihe heftiger Kämpfe entspann sich, die damit endeten, daß auch dieser dritte französische Überflügelungsversuch abgewiesen wurde. Am Schluß der Kämpfe lagen die Gegner auch hier in Schützengräben einander gegenüber.

Aber nun war Joffre mit seinen Kräften zu Ende. Er hatte schon bisher seine Umgehungsversuche staffelweise jedesmal nur so weit nach Norden verlegen können, als die deutsche Heeresleitung inzwischen selber mit ihren Nachschüben gekommen war. Vermutlich war es der Truppenmangel, der ihn gehindert hat, seine für die Überflügelung bestimmten Kräfte schon unmittelbar nach dem Erstarken des deutschen Widerstandes auf der Aisnefront etwa über Amiens-Doullens nach Arras zu werfen und gleichzeitig durch seine Kavallerie tief in den Rücken der deutschen Stellung vorzustoßen. Dann wäre das Schicksal der deutschen Heere in Frankreich vermutlich besiegelt gewesen und ihr Rückzug in nordwestlicher Richtung ein Gebot der Selbsterhaltung geworden.

2.

Joffres Verhalten hatte längst schon die Empörung seines englischen Bundesgenossen erregt. Für England war es eine Frage von grundlegender Bedeutung, die Festsetzung der Deutschen an der Seeküste, zumal an der Kanalküste von Dünkirchen bis Dieppe zu verhindern. Aber schon wenn es den Deutschen gelang, die flandrische Küste von der Scheldemündung bis Nieuport in ihre Hand zu bekommen, bedeutete das für England eine unerträgliche Bedrohung.

Auf der anderen Seite mußte die deutsche Heeresleitung mit allen Mitteln bestrebt sein, sich gegenüber der englischen Küste eine Basis für Flottenunternehmungen, insbesondere eine U-Boot-Basis zu schaffen. Dem stand aber vorläufig noch die Festung Antwerpen im Wege, die außerdem eine dauernde

Bedrohung der belgischen Besatzungstruppen, der neu eingerichteten Landesverwaltung und der Etappenlinien bildete.

In völlig richtiger Erkenntnis dieser Umstände hatte Falkenhayns zweite Sorge bei Beginn seiner Tätigkeit der Beseitigung des Druckes von Antwerpen her gegolten. Der Befehl zur Einleitung der Belagerung war allerdings noch unter der Leitung der alten Heeresleitung ergangen. Am Tage des zweiten Ausfalls der Antwerpener Besatzung während der Marneschlacht, am 9. September, war der Befehlshaber der vor Antwerpen zur Beobachtung zurückgelassenen Truppen angewiesen worden, die Belagerung vorzubereiten. Sie konnte nur von der Südfront aus eingeleitet werden, da zu einer vollständigen Umschließung die Truppen fehlten. Dem General von Beseler standen nur verhältnismäßig schwache Kräfte zur Verfügung: das 3. Reservekorps, die Matrosendivision, eine Ersatzdivision, zwei preußische und vom 5. September ab noch eine bayrische Landwehrbrigade.

Dabei war die Aufgabe so schwierig, daß sie von seiten der verbündeten Heeresleitungen für völlig unausführbar gehalten worden ist. Aber auch hier sollte sich die große Entdeckung des Weltkrieges abermals bestätigen, daß gegen die neuen 42er Belagerungsgeschütze alle bisherigen Festungsbauten, selbst die für unüberwindlich gehaltenen des berühmten belgischen Festungsbaumeisters Brialmont nicht widerstandsfähig waren.

Der neue Chef der O.H.L. machte sich den Befehl seines Vorgängers, Antwerpen so bald als möglich zu Fall zu bringen, zu eigen und unterstützte ihn mit allen Mitteln, vor allem durch Zuweisung von schwerer Artillerie, die nach dem Fall von Maubeuge und nach dem Verzicht auf die Erstürmung der französischen Sperrforts schon jetzt verfügbar geworden war. Aber die letzten Septembertage waren herangekommen, ehe die Vorbereitungen so weit fortgeschritten waren, daß der erste Schuß fallen konnte.

Die Belagerung und Einnahme von Antwerpen bildet ein leuchtendes Ruhmeskapitel für die deutschen Waffen, für die Angriffsfreudigkeit der deutschen Infanterie und die Hingabe der Pioniere. Sämtliche beteiligten Truppen gehörten nicht der aktiven Armee, sondern erst zum Kriegsbeginn aufgestellten Formationen der älteren Jahrgänge an.

Die deutschen Geschütze zertrümmerten in wenig Stunden vier Forts der modernen Außenbefestigung. Die Infanterie stieß nach, überwand den breiten Sumpfgürtel des Nethelaufs und drang bis zum Gürtel der veralteten inneren Forts vor. Am 7. Oktober kündigte der Kommandeur der deutschen Belagerungstruppe dem Kommandanten der Festung das bevorstehende Bombardement an. Da jede Verhandlung abgelehnt wurde, begann in der Nacht zum 8. Oktober die Beschießung eines Abschnitts der inneren Fortlinie und zugleich der Innenstadt. Furchtbar tobte die deutsche Kanonade die ganze Nacht und den folgenden Tag hindurch. In der Nacht zum 9. Oktober verstummte das Feuer der Verteidigung. Am Nachmittag des 9. fiel die Festung ohne ernsten Widerstand in die Hand der Stürmer. Leider gelang es der aus etwa 60000 Mann bestehenden englischen und belgischen Besatzung nach Norden abzuziehen und längs der Seeküste den Anschluß an die in der Ausladung begriffenen englischen Truppen bei Hazebrouk zu erreichen.

3.

Der jähe Fall von Antwerpen wirkte auf England wie ein grelles Wecksignal.

Es war nicht Englands Art, auf die Interessen seiner Bundesgenossen Rücksicht zu nehmen, wenn die eigenen ernstlich gefährdet erschienen. Schon unmittelbar nach dem Scheitern des englisch-französischen Ansturmes wider die Aisnefront hatte Marschall French seine Ablösung und die Verlegung seiner Truppen in die Nähe der bedrohten Küste zwischen Calais und Dünkirchen, den Ausladeplätzen seines Nachschubs, verlangt. Das war für Joffre eine harte Zumutung. Die beiden größeren Bahnstränge, die er für seine Operationen gegen den in der Luft hängenden deutschen Flügel dringend gebrauchte, waren stark in Anspruch genommen. Aber French ließ nicht nach, um so weniger, als die Verschärfung der Lage vor Antwerpen dringend zur Eile gemahnte. Schon waren Frenchs Divisionen in der Gegend westlich Lille in der Ausladung begriffen, da erreichte sie die Schreckenskunde vom Fall der Festung! Und wenige Tage später fluteten von Norden her im Fußmarsch die entkommenen Besatzungstruppen heran, Engländer und Belgier in bunter Vermischung.

Diese neue Lage machte es dem britischen Kommandierenden zur unabweisbaren Pflicht, so bald als möglich seinerseits eine Operation gegen den immer noch offenen deutschen Flügel zu unternehmen, jedenfalls aber einem sich ankündigenden deutschen Vorstoß gegen die Seeküste mit allen Kräften **entgegenzutreten.**

Geradeso gebieterisch aber erwuchs der deutschen O.H.L. die dringende Aufgabe, eben diesen Vorstoß mit allen Mitteln zu **unternehmen.** Noch war ja die Küste, an welcher der deutsche rechte Flügel Anlehnung suchen mußte, längst nicht erreicht, und es war mit Händen zu greifen, daß die Möglichkeit dauernder Festsetzung der deutschen Kräfte auf dem eroberten Boden erst von dem Augenblick an sichergestellt sein würde, wo eine geschlossene Front von der Kanalküste bis zur schweizerischen Grenze geschaffen sein würde. Sollten die deutschen Eroberungen im Westen festgehalten und nicht alles mit so unendlichen Opfern Erkämpfte preisgegeben werden, dann mußte eine Festigung der Lage des deutschen Nordflügels mit allen Mitteln angestrebt werden.

Woher aber zu einer solchen Aktion die Kräfte nehmen?! Schon waren die Hauptteile der 2. Armee aus der Frontlinie zwischen Reims und Craonne herausgezogen und zur Verlängerung des Nordflügels verwendet worden, schon war die bisher in Lothringen kämpfende 6. Armee (Kronprinz Rupprecht) zwischen Lille und Roye eingesetzt worden. Die ganze noch verfügbare Kavallerie war in weitem Bogen um die Nordfront herum auf Hazebrouk vorgetrieben worden; aber sie hatte überall Widerstand gefunden und nicht bis zur Küste vordringen können. Hier bereitete sich offenbar ein feindliches Vorgehen vor, dem man offensiv entgegentreten mußte.

Und dahin ging denn auch in der Tat der Entschluß der O.H.L. Es galt, im „Wettlauf zum Meere“ dem Feind endlich die Vorhand abzugewinnen.

Die bei Kriegsausbruch aufgestellten Verbände waren bereits vollständig eingesetzt. Es blieb nichts anderes übrig, als auf die neuen Formationen zurück-

zugreifen, welche inzwischen in der Heimat in größter Hast aufgestellt worden waren. Vier ganz neu gebildete Armeekorps wurden zu diesem Zweck aus Deutschland nach Belgien gezogen und Mitte Oktober mit drei Divisionen der freigewordenen Belagerungsarmee von Antwerpen unter Herzog Albrecht von Württemberg zu einer neuen 4. Armee zusammengestellt.

Sie erhielt den Auftrag, mit dem rechten Flügel längs des Meeres gegen den Yserabschnitt anzutreten.

Dieser Entschluß war von Tag zu Tag dringlicher geworden. Die deutschen Vortruppen westlich und nordwestlich Lille bekamen immer deutlicher zu fühlen, daß die englische Armee, jetzt schlagfertig und durch anrollende französische Verbände sich beständig verstärkend, sich zu einem Vorstoß in die freie Flanke der deutschen Gesamtfront rüstete.

Der neue Generalstabschef Falkenhayn hatte sich diesen Entschluß nur unter sehr schweren Bedenken abringen können. Denn inzwischen hatten sich die Verhältnisse im Osten höchst bedrohlich gestaltet.

4.

Am 17. September erhielt General Hindenburg den Auftrag, den Oberbefehl über eine Armee zu übernehmen, welche als 9. Armee in Oberschlesien neu gebildet werden sollte. Die zum Schutze Ostpreußens zurückgebliebene 8. Armee trat unter den Befehl des Generals v. Schubert, blieb aber Hindenburg unterstellt und mußte vier ihrer Armeekorps und die 8. Kavalleriedivision an die neue Armee abgeben.

Von diesem Augenblick an begann zwischen dem Hindenburgischen Stab und der neuen O.H.L. eine Kette von Reibungen und Gegensätzlichkeiten, die erst ihr Ende fanden, als Mitte 1916 Hindenburg an Falkenhayns Stelle zum Chef des Generalstabs, also zum tatsächlichen Oberbefehlshaber der gesamten deutschen Streitkräfte ernannt wurde.

Im Augenblick handelte es sich um folgendes Problem: Die österreichisch-ungarische Armee stand nach beendetem Rückzug eng zusammengedrängt im Winkel zwischen Karpathen und Wislokamündung. Die deutschen Grenzen Schlesiens und Polens waren nur durch einen dünnen Schleier von Grenzschutztruppen besetzt, lagen also einem energischen Vorstoß der Russen schutzlos offen. Wie konnten die schwachen deutschen Kräfte, die im Osten überhaupt zur Verfügung standen, am wirkungsvollsten verwendet werden zur Lösung der doppelten Aufgabe: dem schwer mitgenommenen Verbündeten gegen die weiteren russischen Angriffe beizustehen und gleichzeitig die gefährdeten deutschen Grenzen vor einem Eindruch der Russen zu schirmen?

Hindenburg wünschte seine Armee in Mittelschlesien bei Kreuzburg zu versammeln, um in der Wahl seiner Stoßrichtung gegen den jetzt in seinem Ziele noch nicht klar erkennbaren russischen Aufmarsch freie Hand zu haben. Dieser Vorschlag sowie anschließende weitere Wünsche der 9. Armee wurden seitens der O.H.L. als unmöglich abgewiesen.

Hindenburg mußte sich dem Befehl der O.H.L. fügen und entgegen seiner und seines Generalstabschefs Überzeugung seine Truppen im unmittelbaren

Anschluß an den linken Flügel der Österreicher nördlich Krakau versammeln. Etwa 175 Kilometer weiter südöstlich, als er vorgeschlagen hatte. Ein Zusammenwirken mit der österreichischen Armee im Sinne der Hindenburgischen Vorschläge konnte nicht erzielt werden. Statt eines gemeinsamen Vorgehens nördlich der Weichsel in Richtung auf Warschau kam es zu zwei getrennten Aktionen: die deutsche Armee und die nur aus vier Infanteriedivisionen bestehende 1. österreichische Armee gingen nördlich des Flusses auf Warschau, die österreichische Hauptmasse südlich des Flusses in der Richtung auf Przemysl-Lemberg vor. Ja, das K. und K. Armeeoberkommando hatte weiter darauf bestanden, daß seine Offensive den Hauptangriff darstellen sollte, während die Deutschen nördlich der Weichsel mehr hinhaltend zu fechten hatten. Die Österreicher sollten Przemysl entsetzen, den San überschreiten und also einen Vorstoß gegen den russischen linken Flügel führen. Ein an sich vortrefflicher Gedanke, wenn die Kräfte zu seiner Ausführung ausreichten. Daß die drei österreichischen Armeen, welche von Lemberg so stark mitgenommen waren, die 3., 2. und 4. Armee, zu einer zweiten großen Offensive nicht mehr genügend Kräfte haben würden, hatten Hindenburg und Ludendorff vorausgesehen. Ihre Befürchtung sollte sich erfüllen.

Eine andere Frage ist die: ob angesichts solcher Befürchtungen der ganze rein frontale Vorstoß gegen die zu erwartende gewaltige Überlegenheit der Russen nicht besser überhaupt unterblieben wäre ...

Schon am 28. September konnte die 9. Armee in Verbindung mit der ihren rechten Flügel bildenden 1. österreichischen Armee den Vormarsch antreten: Zentrum in Richtung auf Kielce. Das Vorgehen gestaltete sich außerordentlich schwierig. Das früh einsetzende Herbstregenwetter hatte die elenden polnischen Straßen in Schlammpfützen verwandelt. Die Eisenbahnverhältnisse waren sehr übel. Zur Sicherung des Nachschubs mußten die russischen Strecken auf deutsche Spurweite umgebaut werden. Trotzdem kam die Vorwärtsbewegung der Nordgruppe in Fluß, zumal die russischen Vortruppen keinen ernsthaften Widerstand leisteten. Inzwischen war es außerordentlich schwer, die russischen Absichten zu erkennen. Nur so viel wurde allmählich klar, daß der Russe das Schwergewicht seiner Kräfte von der Richtung seines ersten Angriffs, welcher der Eroberung Galiziens gegolten hatte, jetzt viel weiter nach Norden in die Gegend von Warschau verlegt hatte — offenbar in der Absicht, nunmehr in scharf westlicher Richtung auf Schlesien vorzustoßen.

Diese Auffassung der Lage sollte sich als zutreffend erweisen. Im Verlaufe ihres Vorgehens hatten die Deutschen das Glück, bei einem russischen Offizier einen Befehl zu finden, aus welchem die feindlichen Absichten klar hervorgingen. Während die Russen bei Kriegsbeginn ihre Flügel vorgetrieben hatten, den rechten gegen Ostpreußen, den linken gegen Galizien, hatte sich der Großfürst nunmehr zu einem Vormarsch seines Zentrums entschlossen, um jetzt endlich den Deutschen an ihrer empfindlichsten Stelle zu Leibe zu rücken und sie dadurch zu zwingen, ihre Westfront so stark zu entblößen, daß den Westmächten dort eine Durchbrechung oder Aufrollung der neugebildeten Frontlinie ermöglicht würde. Der linke russische Flügel am San war nur noch schwach und hatte lediglich den Auftrag, die Österreicher zu beschäftigen, während der Hauptangriff

auf die Linie Posen-Breslau zielen sollte. Zu diesem Zweck hatten die Russen nach Eintreffen ihrer inzwischen aus den unermeßlichen asiatischen Gebieten Rußlands herangezogenen Kräfte die ungeheure Masse von dreißig Armeekorps zusammengestellt, zu deren Abwehr nur viereinhalb deutsche und zwei österreichische Armeekorps zur Verfügung standen!

Geradeswegs auf diese bei Warschau zusammengeballte Übermacht rückte nun die 9. Armee in scharf nordöstlicher Richtung quer durch Südpolen vor und zog sich dabei, weil sie mit Recht die Hauptmacht der Russen vor ihrem linken Flügel vermutete, immer schärfer nach links zusammen. Auch die österreichische 1. Armee mußte dem allgemeinen Zuge der Konzentration nach Nordosten folgen und stand schließlich vor Iwangorod, während die Deutschen weiter nördlich die Weichsel erreichten und auf der Linie Grojec-Blonie sich bis ganz nahe an die Außenseite der Festung Warschau heranschoben. Aber jetzt rannte der deutsche Vormarsch unmittelbar vor der Festung gegen starke russische Kräfte auf. Bei Grojec fanden am 9. Oktober die ersten heftigen Kämpfe statt. Hindenburg erkannte nun erst deutlich, welch ungeheurer Überlegenheit er sich gegenüber befand. Aus Warschau heraus allein waren vierzehn Divisionen gegen fünf deutsche angesetzt, 224 russische Bataillone gegen 60 deutsche, die noch dazu durch die fürchterlichen Märsche teilweise bis auf weniger als ein Viertel ihrer Gefechtsstärke zusammengeschmolzen waren! Hindenburg und Ludendorff begannen einzusehen, daß die Lage sich kaum auf die Dauer würde halten lassen können und begannen den Rückzug vorzubereiten. Sie wandten hier zum ersten Male jenes Kriegsmittel an, das später auf dem westlichen Kriegsschauplatz in noch viel gründlicherer Weise zur Auswirkung kommen sollte. Sie entschlossen sich, das feindliche Gebiet, wenn sie es räumen müßten, in einen Zustand zu versetzen, welcher dem nachdringenden Gegner den Vormarsch nach Möglichkeit erschweren sollte. Es ist jenes Verfahren, das der Russe im eigenen Lande zum ersten Male mit dem berühmten vernichtenden Erfolge beim Einmarsch der „Großen Armee" im Jahre 1812 angewandt hatte. Vor allen Dingen wurden, schon während sich vor Warschau die ersten Kämpfe entspannen, auf der deutschen Rückzugslinie alle Vorbereitungen zu einer gründlichen Zerstörung der Wege, Eisenbahnen, Tunnels und Flußübergänge getroffen, insbesondere gewaltige Massen Sprengmaterial angehäuft.

Das Erwartete trat ein. Zunächst machte der Russe starke Vorstöße aus Iwangorod heraus über die Weichsel. Der Oberbefehlshaber der dort Wacht haltenden 1. österreichischen Armee hatte die Absicht, möglichst viele Russen über die Weichsel herüberzulassen, um sie dann durch Gegenangriff vernichtend zu schlagen und in den Fluß zurückzuwerfen. Aber er verpaßte den richtigen Augenblick: als er angriff, war der Russe auf dem Westufer bereits so stark geworden, daß Dankl ihn zwar auf die Weichsel zurückdrängen, aber seiner nicht mehr Herr werden konnte.

Aus Warschau aber quollen jetzt immer neue russische Massen hervor und packten die Deutschen nicht nur auf der Front an, sondern schoben sich immer weiter um den deutschen linken Flügel herum, um ihn von hinten zu umfassen.

Am 17. Oktober mußte Hindenburg auf Ludendorffs Vorstellung hin sich entschließen, den ersten Schritt rückwärts zu tun. Die vor Warschau kämpfenden Truppen mußten in eine rückwärtige Linie von Rawa bis Lowitsch zurückgenommen werden. Hier wurde die von Mackensen befehligte Gruppe des äußersten linken Flügels am 25. und 26. Oktober heftig angegriffen und mußte in gewaltiger Kehrtschwenkung auf Lodz zurückgehen.

Immerhin hatte der kecke Vorstoß Hindenburgs gen Nordosten die Wirkung gehabt, die ganze Wucht des russischen Vorstoßes nach Norden zu ziehen und also diejenige Lage zu schaffen, auf welche Conrad gerechnet hatte, als er bei Beginn seiner zweiten Offensive sich anheischig gemacht hatte, mit seiner Hauptmacht den Vorstoß gegen den russischen linken Flügel zu unternehmen. Seine drei Armeen standen jetzt am rechten russischen Sanufer nur noch schwachen russischen Kräften gegenüber. Es wäre seine Sache gewesen, nunmehr mit voller Kraft über den San zu dringen, die ihm gegenüberstehenden russischen Kräfte aus dem Felde zu schlagen und so den linken russischen Flügel zu umfassen, den vor Warschau hart ringenden deutschen Kameraden Entlastung zu bringen und die russische Front von Südwesten her aufzurollen. Aber wie Hindenburg vorausgesehen hatte, versagte jetzt die österreichische Stoßkraft. Conrad kam nicht nur nicht über den San, die schwachen ihm gegenüberstehenden russischen Kräfte erzwangen ihrerseits den Sanübergang.

Da gleichzeitig die vor Iwangorod kämpfende österreichische Armee geschlagen wurde und sich vor dem russischen Angriff statt in südöstlicher Richtung in westlicher auf Radom zurückzog, so zerriß der Zusammenhang zwischen der Heeresgruppe Hindenburg und den am San weichenden Hauptkräften der Österreicher. Jetzt war Hindenburgs Lage völlig unhaltbar geworden. Von Norden her drohte schon seit dem Beginn der russischen Aktion die Überflügelung aus Warschau heraus — nun wurde auch der rechte Flügel durch das Versagen der Österreicher vor Iwangorod gefährdet. Es blieb nichts als der Rückzug.

Die bisherige Entwicklung läßt erkennen, daß der ganze Vorstoß der Verbündeten gegen Osten genau ebenso zu beurteilen ist, wie seinerzeit die erste Offensive Conrads aus Galizien heraus: nämlich als eine heroische Torheit. Hindenburg selber ist sich darüber klar gewesen, daß er sich bei Beginn der Bewegung nur ein sehr unsicheres Bild der Lage machen konnte und „auf Überraschungen gefaßt sein müsse". Dabei hatte Ludendorff vor Beginn des Unternehmens den zweifelhaften Wert der österreichisch-ungarischen Armee voll erkannt. Es bleibt also das Bild eines Angriffes, der mit ungenügenden Kräften unternommen worden ist und deshalb den Keim seines Mißlingens von vornherein in sich getragen hatte.

Aber Hindenburg und Ludendorff haben den offensichtlichen Fehler, den dieses Unternehmen darstellte, wieder gutgemacht. Denn nun setzte eine Operation ein, deren strategische Großzügigkeit und soldatische Kühnheit alles, was die beiden bisher geleistet hatten, noch um ein Gewaltiges übertraf. Der Leser versuche sich folgendes klarzumachen: die deutsche Armee stand, mit der nicht mehr zuverlässigen und weichenden 1. österreichischen Armee auf dem rechten Flügel, fechtend auf der Linie Radom-Lodz, also mit Front nahezu nach Norden.



Russische Brandfackeln in Ostpreußen

Beide Armeen konnten sich hier nicht halten, mußten vielmehr auf die Heimat, also in möglichst westlicher Richtung, zurückgehen. Sie zogen auf diese Weise den russischen Vormarsch automatisch hinter sich her, gerade auf die Linie, die unter keinen Umständen preisgegeben werden durfte, nämlich auf die deutsche Grenze zwischen Thorn und Krakau!

Machte die Armee auf der deutschen Grenze einfach kehrt, um sich zu verzweifeltem Widerstande zu stellen, so lief sie Gefahr, von der russischen Übermacht durchbrochen oder überflügelt zu werden.

Aber eine andere Aussicht bot sich jetzt einem kecken Wagen: indem der Großfürst dem Weichen des deutschen linken Flügels von Warschau auf Lodz gefolgt war, hatte er seinen rechten Flügel aus der Anlehnung an den großen russischen Festungsgürtel, den die Läufe des Narew und der Weichsel deckten, herausgelöst und stand nun, mit Front nach Südwesten, so, daß er der preußischen Grenze zwischen Lyck und Thorn nahezu den Rücken zukehrte. Sein rechter Flügel bei Lodz hing in der Luft und bot sich einer Flankierung und Umfassung auf der Linie Thorn-Wloclawek-Lodz geradezu herausfordernd dar. Je weiter sich der Großfürst nun auf Schlesien zuschob, um so verhängnisvoller verschlechterte sich seine strategische Lage, wenn — die Deutschen über Kräfte verfügten, welche von Thorn aus gegen ihn in Bewegung gesetzt werden konnten.

Aber woher diese Kräfte nehmen?

Die 8. Armee, die stark geschwächt zum Schutz Ostpreußens zurückgeblieben war, stand selber längs der preußischen Südgrenze in harte Kämpfe verstrickt. Denn gleichzeitig mit Nikolajs Vorstoß auf Warschau hatte auch ein neues Vorgehen der Russen auf die Grenzen der beiden preußischen Ostprovinzen eingesetzt. Rennenkampfs Armee, die sich von der Schlacht an den Masurischen Seen endlich erholt hatte, war von Osten her aufs neue in Ostpreußen eingebrochen und drückte die schwachen Bestände der 8. Armee schrittweise bis hinter die Angerapp-Seen-Stellung zurück. Und von Süden, von Mlawa her stießen andere russische Streitkräfte, die an die Stelle der vernichteten Armee Samsonoff getreten waren, gegen die Südgrenze bei Soldau vor, zu deren Verteidigung nur das aus Landsturm und Festungsbesatzung zusammengestellte Korps Zastrow, später 17. Reservekorps benannt, in weit auseinandergezogenen Stellungen bereit stand. Also aus Ost- und Westpreußen konnte nicht ein Mann mehr herausgezogen werden.

Vergebens wandten sich Hindenburg und Conrad an die O.H.L. in Charleville mit der Bitte um Entsendung von Verstärkungen aus der Westfront. Falkenhayn schickte sich hier soeben an, die letzten verfügbaren Kräfte zusammenzuraffen, um seinen Vorstoß auf die Yserlinie vorzubereiten, der die englisch-französische Bedrohung des freien deutschen Flügels beseitigen sollte, damit endlich der Anschluß an das Meer erreicht und womöglich die große strategische Offensive wieder aufgenommen werden könnte.

Also was tun? Es blieb kein anderer Rat: die 9. Armee mußte sich selber helfen. Sie mußte noch aus dem Rückzuge, der sie vom Feinde lösen sollte, starke Teile ihrer Kräfte in der Richtung nach der Heimat vorausschicken und diese in weitem Bogen um ihren weichenden linken Flügel und

um den nachdrängenden rechten Flügel des Feindes herum in dessen Rücken werfen! Das war ein ungeheurer Entschluß: vielleicht der kühnste, der jemals in ähnlicher Lage gefaßt worden ist. Ludendorff läßt dem Leser seines Buches keinen Zweifel darüber, daß er der geistige Urheber ist. („Ich bat den Generalobersten von Hindenburg, dem früher erörterten Gedanken eines Aufmarsches bei Hohensalza zuzustimmen." S. 74.)

Dieser Entschluß war also in seiner Anlage schon zur Reife gediehen, als das A.O.K. 9 sich am 27. Oktober entschloß, den Rückzugsbefehl zu geben. Der „strategische Rückzug" verlief planmäßig und in meisterhafter Ordnung. „Das Land wurde geschont. Der Rückzug wird für alle Zeiten ein Wahrzeichen sicherer und humaner Kriegführung sein." (Ludendorff, S. 73.) Die Landesvorräte zu vernichten hatte Ludendorff untersagt. Aber die Bahnverbindungen, Wege und Übergänge wurden kräftig zerstört. Das entschied den Erfolg der ganzen Maßregel. Man hatte die Erfahrung gemacht, daß eine Armee sich von ihren Eisenbahnendpunkten nicht weiter als 120 Kilometer entfernen kann. Damit hatte der Rückzugsplan gerechnet. Die Voraussetzungen trafen ein: das Zeitmaß des russischen Vormarsches verlangsamte sich von Tag zu Tag. Ungefährdet kamen die deutschen Armeen auf der Linie Czenstochau-Wielun an. Hier waren Stellungen für etwa notwendigen Widerstand vorbereitet. Gleichzeitig ging die K. u. K. Armee auf die Linie Krakau-Karpathen zurück. Pzremysl wurde zum zweiten Male von den Russen eingeschlossen.

Der zweite Vorstoß der Mittelmächte zur angriffsweisen Verteidigung der Ostfront war gescheitert und hatte scheitern müssen, weil er mit unzureichenden Kräften unternommen worden war. Strategisch hatte er einen großen Anfangserfolg zu verzeichnen: er hatte den russischen Aufmarsch vom linken russischen Flügel weg nach dem Zentrum gezogen und damit die strategische Situation geschaffen, welche den Österreichern ermöglichen sollte, den sehr geschwächten russischen linken Flügel anzugreifen, zu werfen und dann von links aufzurollen. Aber die Kräfte der österreichischen Armee hatten, wie die deutsche Armeeleitung es von Anfang an vorausgesehen hatte, nicht mehr ausgereicht. Conrad hatte die Einbuße, welche sein vortreffliches Heeresinstrument beim ersten Einsatz erlitten hatte, zu gering eingeschätzt.

5.

Nun galt es, den genialen Gedanken des Flankenstoßes von Norden her gegen den rechten Flügel der nachdrängenden russischen Armee zur Ausführung zu bringen. Denn drängender als je zuvor schob sich jetzt die Gefahr von Osten gegen Schlesien heran, das in seinen oberschlesischen Kohlenzechen und Bergwerken einen Hauptsitz der deutschen Rüstungsindustrie umschloß. Schon ging eine tiefe Beunruhigung durch die gefährdeten Provinzen. Maßnahmen zur Zerstörung der deutschen Eisenbahnen und Fabriken des Grenzgebietes wurden getroffen, ja selbst Unbrauchbarmachung der oberschlesischen Bergwerke vorbereitet. „Jetzt verbreitete sich der Schrecken in der Provinz," schreibt Ludendorff. Und die polnische Bevölkerung zeigte eine besorgniserregende, dumpfe, abwartende Stimmung.

Noch Ende Oktober reiste Ludendorff auf Befehl der O.H.L. von der Front nach Berlin, um sich dort mit Falkenhayn auszusprechen. Es erfolgte keine rechte Verständigung. Bei dieser Gelegenheit machte Ludendorff zum ersten Male die Beobachtung, daß die Heimat sich der vollen grausamen Schwere der Kriegsgefahr noch nicht entfernt bewußt geworden war. „In Berlin," schreibt er, „kam ich mir vor, wie in einer andern Welt. Der Unterschied zwischen der ungeheuren Anspannung, die ich seit Kriegsbeginn durchlebt hatte, und dem Treiben in Berlin war zu gewaltig. Es herrschte Vergnügungs- und Genußsucht. Der Ernst gegenüber unserer schwierigen Kriegslage fehlte."

Immerhin brachte Ludendorff, als positives Ergebnis der Besprechung, eine grundlegende Änderung der Befehlsverhältnisse mit, welche die deutschen Truppen an der Ostfront unter einheitliche Leitung stellte. Hindenburg wurde von der Leitung der 9. Armee entbunden und zum „Oberbefehlshaber Ost" ernannt. Sein Befehlsbereich erstreckte sich auf die 8. und 9. Armee und die Ersatzbehörden und Festungen der Provinzen Ost- und Westpreußen, Pommern, Posen und Schlesien. Zum Oberkommandierenden der 9. Armee wurde General von Mackensen ernannt.

Da der russische Vormarsch durch die Zerstörungen des deutschen Rückzuges ins Stocken geraten war, konnten die Vorbereitungen für den neuen großen Schlag sorgfältig zu Ende geführt werden.

Der neue Aufmarsch der Mittelmächte erfolgte in drei Gruppen. Das österreichisch-ungarische Heer stand wiederum nördlich der Karpathen, aber jetzt beiderseits der Weichsel. Dann kam eine hundert Kilometer breite Lücke, die durch weit auseinandergezogene Neuformationen ohne starke Kampfkraft ausgefüllt werden mußte. Gelang es den Russen, bis zur Grenze vorzustoßen, so lagen Schlesien und Posen sozusagen offen vor ihnen.

Jenseits der Lücke schloß sich der neue Aufmarsch der 9. Armee an. Diese war aus ihrer Rückzugsstellung nördlich Czenstochau mit der Bahn auf die Linie zwischen Thorn und Gnesen geworfen worden. Ihre Verbände, die schon den Feldzug in Ostpreußen und in Südpolen hinter sich hatten, waren aufgefüllt und standen schlagbereit. Dann aber kam wiederum eine breite, nur durch schwachen Grenzschutz und Festungstruppen verteidigte Strecke von Thorn bis Johannisburg. Auch hier war den Russen auf der Linie, auf der schon einmal der Vormarsch der Armee Samsonoff erfolgt war, ein neuer Vorstoß möglich, der sie abermals in den Rücken der 8. Armee geführt hätte. Diese letztere hatte an die 9. Armee alles irgendwie Entbehrliche abgeben und den Osten der Provinz Ostpreußen zum zweiten Male dem Feinde überlassen müssen. Ihre Reste bildeten hinter der Seenkette und der Angerapp auf genau der Stelle, wo sie vor der Schlacht von Gumbinnen zu Beginn des Feldzuges den ersten Anprall der Russen ausgehalten hatte, den äußersten linken Flügel.

Alle diese Kräfte von Memel bis in die Gegend von Czenstochau unterstanden nunmehr dem Oberbefehlshaber Ost. Sein Hauptquartier befand sich in Posen. Hier wartete das neue Oberkommando mit ungeheurer Spannung der Entwicklung der Dinge. Eine letzte Bitte an die O.H.L., neue Verstärkung aus dem Westen zu schicken, war wiederum abgelehnt worden, weil Falkenhayn sich auf den Gedanken einer Wiederaufnahme der Offensive im Westen in Rich-

tung Ypern festgelegt hatte. Erst im letzten Augenblick erklärte sich die O.H.L. bereit, einige Armeekorps aus dem Westen zur Verfügung zu stellen. Denn inzwischen waren die Kämpfe bei Ypern zum Abschluß gelangt: das Meer war erreicht, ein weiteres Vordringen aber unmöglich. Doch Hindenburg konnte das Eintreffen dieser Verstärkungen nicht mehr abwarten.

Die russische Hauptmacht aber, fünf Armeen stark, hatte nun endlich die Hindernisse, welche die Deutschen bei ihrem Rückzuge geschaffen hatten, überwunden und wälzte ihre ungeheuren Massen in dem ganzen riesigen Raume zwischen Lodz und Krakau gen Westen. Die „russische Dampfwalze" schickte sich an, alles, was ihr entgegentreten würde, niederzuwalzen und alsbald über die deutschen Ostgrenzen nach Schlesien hineinzurollen. Da packte sie von Norden her der deutsche Flankenstoß.

Am 11. November brach Mackensen aus der Linie Thorn-Gnesen gegen den russischen Nordflügel vor und rannte dessen Flankensicherung in hitzigen und verlustreichen Kämpfen bei Wloclawek-Dombie über den Haufen. Dann warf er sich auf die Hauptmacht des rechten russischen Flügels.

Am 13. November hatte der Großfürst die Gefahr erkannt, welche die geniale deutsche Operation geschaffen hatte. Er ließ sofort den weiteren Vormarsch seines Zentrums auf Schlesien einstellen und warf seine Reserven an den gefährdeten Nordflügel. Damit war schon zwei Tage nach dem Beginn der Operationen eines ihrer strategischen Hauptziele erreicht: die Bedrohung Schlesiens war vorläufig abgewandt.

Die russische Verstärkung kam am Nordflügel nicht mehr früh genug an, um diesen vor heftigster Verstrickung zu retten. Er wurde ganz im Sinne Schlieffens „aufgerollt" und um Lodz immer enger zusammengedrängt.

Im Verlauf dieses Vorstoßes hatte Mackensen nicht genügend beachtet, daß sein linker Flügel, der bereits östlich von Lodz stand, in seinem Rücken die Festung Warschau hatte, die immer noch starke russische Kräfte umschloß. Zwar hatte er bei Lowicz eine schwächere Gruppe zur Beobachtung von Warschau zurückgelassen. Aber diese wurde am 22. November von Warschau her hart angegriffen und konnte sich nicht halten. Nun stieß der Russe in den Rücken des westlich von Brzeziny auf Lodz vordringenden äußersten linken Flügels der 9. Armee. Dieser stand unter dem Befehl des Generals v. Scheffer-Boyadel. Von hinten und gleichzeitig durch einen russischen Vorstoß auf Lodz auch von vorn bedrängt, wurden die beiden linken Flügeldivisionen von dem rechts von ihnen fechtenden 20. Korps getrennt und vollständig umzingelt. Ihre Lage wurde so bedenklich, daß die Russen schon Eisenbahnzüge bereitstellten, um die Gefangenen abzutransportieren.

Und nun vollzog sich bei dem Generalkommando Scheffer-Boyadel eines jener wunderbaren Heldenstücke, deren Glanz selbst inmitten der beispiellosen deutschen Großtaten des Weltkrieges augenblendend aufleuchtet.

In der Nacht vom 23. zum 24. November brachen die beiden rings vollkommen umstellten Divisionen nach Norden durch. Der Führer der 49. Reservedivision, General von Waenker, fand dabei den Heldentod. Seine Division und die 3. Gardedivision unter General Litzmann sprengten die feindliche Umklammerung, und statt die für sie von den Russen bereitgestellten Ge-

fangenentransportzüge zu besteigen, führten sie selber noch 10 000 russische Gefangene mit sich und brachten auch ihren ganzen Troß in Sicherheit!

Aber das große strategische Ziel der ganzen Operation, die Aufrollung der russischen Front von Norden her, konnte nicht erreicht werden. Wohl trafen jetzt nach und nach die Verstärkungen aus dem Westen ein und ermöglichten es der 9. Armee, die Russen langsam noch weiter zurückzudrängen. Aber der hitzige Vorstoß verwandelte sich in ein allmähliches zähes Vorwärtsringen. Am 6. Dezember fiel Lodz, am 15. Lowicz in deutsche Hände.



Inzwischen hatten sich an der österreichischen Front die Verhältnisse anfangs ungünstig gestaltet. Am 2. Dezember hatten die Russen in der Absicht eines Vorstoßes auf Krakau die Wisloka überschritten und die Österreicher sogar noch über den nächsten Flußabschnitt des Dunajec zurückgedrängt. Nunmehr stieß der General Boroevic mit seinem äußersten rechten Flügel aus den Karpathen heraus vor. Noch einmal lächelte unseren Verbündeten das Glück. Es gelang ihnen, den russischen Vormarsch bei Limanowa aufzuhalten und in einer blutigen und ruhmvollen Schlacht, die vom 6. bis 12. Dezember wütete, nicht nur zum Stehen zu bringen, sondern auch über den Dunajec bis an die Wisloka zurückzuwerfen. Hier allerdings traten ihnen starke russische Kräfte entgegen und drängten sie abermals in die Karpathen zurück. Immerhin hatte die Schlacht bei Limanowa den Erfolg gehabt, den russischen Vorstoß anzuhalten, Krakau zu retten und einen Einbruch durch die „Beskidenlücke“ zu verhindern.

Die Kämpfe auf der Ostfront kamen so bald nicht zum Erlöschen. Die beiderseitig als große strategische Operation gedachten Bewegungen verebbten in einem Wirrwarr örtlicher Kämpfe, bis endlich die Front von Memel bis zur rumänischen Grenze auf dem Karpathenkamm „erstarrte“. Der Bewegungskrieg ging in den Stellungskrieg über, wenigstens bis auf weiteres.

Die zweite große russische Offensive war beendet. Die erste hatte dem Feind in Ostpreußen zwei Niederlagen, in Galizien nach anfänglichen Niederlagen eine Reihe von Siegen und die Besetzung Ostgaliziens und der Bukowina gebracht, ohne daß sie das Ziel des Eindringens in die Kernlande der Mittelmächte erreicht hätte. Dem Vorstoß auf beiden Flügeln war nun der Angriff des Zentrums gefolgt. Eine Million Truppen der Mittelmächte hatte den Ansturm von drei Millionen Russen erfolgreich, wenn auch unter schweren Rückschlägen abgewehrt. Die russischen Verluste waren ungeheuer: sie beliefen sich auf weit mehr als 300000 Mann. Dazu blieben 78000 Gefangene in den Händen der Angegriffenen.

Die Kräfte, welche die O.H.L. nach langem Zögern aus dem Westen herbeigeschafft hatte, waren zu spät gekommen, um dem genial ausgesonnenen Operationsplan Hindenburg-Ludendorffs die erforderliche Wucht zu verleihen. Ein neues Tannenberg hätte die ganze russische Armee ins Verderben ziehen können, wenn die verfügbaren Kräfte ausgereicht hätten. So war zwar der Anprall der „russischen Dampfwalze" ins Stocken gekommen, ja an vielen Stellen war sie um Dutzende von Kilometern zurückgedrängt worden — zerbrochen war sie nicht

Immerhin: es war ein Ungeheures, ein kaum Glaubliches erreicht. Zwar sollte sich bald herausstellen, daß die Angriffskraft des russischen Heeres noch nicht völlig gelähmt war. Noch einmal würde der Großfürst sich vor Ablauf des Winters zu einem dritten großen Vorstoß aufraffen können. Aber die Gefahr, die schon Bismarcks schlaflose Nächte verdüstert hatte, konnte schon jetzt als beschworen gelten: die russischen Millionenheere waren an dem freudigen Angriffsgeist der verbündeten Truppen und an dem zähen Beharrungsvermögen der Deutschen abgeprallt.

Neben den jedes Vergleichs in der Kriegsgeschichte der Vergangenheit spottenden Leistungen der Truppe hatte im Osten auch die Führung den Erfolg getragen und geschaffen. Der Wagemut Conrad von Hötzendorffs und die Genialität des Doppelgestirns Hindenburg und Ludendorff, sehr wirksam diese beiden übrigens unterstützt von dem Chef der Operationsabteilung, Oberstleutnant Hoffmann, können sich in den Ruhm dieses Widerstandes teilen. Den Ausschlag allerdings hat das operative Genie Ludendorffs gegeben.

Diese Erkenntnis darf Deutschland sich durch keines der späteren Geschehnisse verdunkeln lassen. Das Schicksal des östlichen Teiles der Provinz Ostpreußen, die Überflutung durch die russischen Barbarenhorden, haben diese Männer, an entscheidender Stelle Ludendorff, dem deutschen Osten wie den Kernlanden der Doppelmonarchie erspart.

Schon hatten die feindlichen Zeitungen von dem erhebenden Augenblick gefabelt, da der Kosak und der Ghurka in Berlin, Unter den Linden, einander die Hand reichen würden. Dieser Augenblick ist nicht gekommen. Heimat, vergiß das nicht — nie — niemals!

6.

Früher als im Osten noch hatte im Westen die Stunde geschlagen, wo die Angriffskräfte beider Gegner in fruchtlosem Abringen erlahmten.

Falkenhayns Entschluß, auf dem äußersten rechten Flügel der neugebildeten deutschen Westfront noch einmal zum Angriff überzugehen, entsprach dem Gebot der Stunde. Über die Art, wie dieser Entschluß in die Tat umgesetzt worden ist, wird der Streit so bald nicht verstummen.

Nachdem die Kräfte der französischen Oberleitung sich mit dem Vorstoß der Armee Maudhuy erschöpft hatten, war die Weiterführung der Operationen ganz auf die englische Heeresleitung übergegangen. Nun, da es sich um englische Lebensinteressen handelte, war French endgültig aus jener seltsamen Befangenheit erwacht, die ihn seit seiner ersten Niederlage bei Mons im Bann gehalten hatte. Schon stand er mit seiner Infanterie von La Bassée über Armentières bis Warneton nahe der Verteidigungszone von Lille, das in den ersten Oktobertagen von der deutschen Kavallerie besetzt worden, dann aber vorübergehend wieder in die Hände der Franzosen gefallen und am 12. Oktober nach heftigen Kämpfen endgültig in deutschen Besitz gekommen war. Frenchs Reiter hielten Verbindung mit einer englisch-belgischen Gruppe, welche nördlich von Ypern am Yserkanal sich bereitstellte. Nun schickte French sich an, den deutschen Nordflügel, der noch immer nicht über die Höhe von Warneton hinausgekommen war, zu umgehen. Die Stunde drängte.

Falkenhayn trug sich mit großen Hoffnungen. Er war entschlossen, den Angriff in Flandern mit allen ihm zur Verfügung stehenden Kräften durchzuführen und die Hilferufe aus dem Osten zu überhören, weil er überzeugt war, daß nicht nur, was sich von selber verstand, die Weiterführung der deutschen Front bis zum Meere jetzt unbedingt erreicht werden müsse — nein, daß es ihm darüber hinaus gelingen werde, den Feind über den Yserabschnitt zurückzuwerfen, ihm dann zu folgen und die englisch-französische Front, die sich inzwischen der deutschen gegenüber von Noyon bis Lille befestigt hatte, von Norden her aufzurollen.

Aber er mußte diese Operation mit Kräften durchführen, welche ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren und nicht gewachsen sein konnten. Eine neue Szene der deutschen Tragödie hebt an: die Opferung unserer Jungmannschaft.

Die Seeküste war schon Anfang Oktober erreicht worden: unmittelbar nach dem Falle von Antwerpen war aus der Reihe seiner Eroberer das 3. Reservekorps Beseler von Gent nach Westen aufgebrochen, um den Aufmarsch der neu sich bildenden 4. Armee zu decken. Es hatte am 14. Oktober Brügge, am 15. Ostende besetzt.

Am 17. Oktober stand die deutsche 4. Armee auf der Linie Ostende-Kortrijk zum Angriff bereit. Links anschließend hielt sich die 6. Armee bereit, im Raume zwischen Lille und Arras das Vorgehen der 4. Armee zu unterstützen.

Die 4. Armee bestand aus dem bereits kriegserfahrenen 3. Reservekorps und vier nach der Mobilmachung aufgestellten Reservekorps, deren Regimenter

aus Kriegsfreiwilligen bestanden, aus jenen vorwiegend jungen Männern, welche bei Kriegsbeginn aus reiner Vaterlandsbegeisterung zu den Fahnen geeilt waren. Nun wurden sie nach einer Ausbildung von kaum mehr als zwei Monaten in improvisierten, nicht voll kriegsmäßig ausgerüsteten, mit Artillerie nur mäßig versehenen Verbänden und unter Führung teilweise überalterter, teilweise schon im Frieden als nicht voll kriegsverwendungsfähig zurückgestellter Offiziere in die Schlacht geworfen. Nur die dringende Not des Vaterlandes kann als Entschuldigung für diesen ungeheuerlichen Schritt dienen. Die Lücke von Warneton bis zum Meere zu stopfen, standen keine anderen Kräfte mehr zur Verfügung: unsere Jungmannschaft hat sie buchstäblich mit ihren Leibern geschlossen — mit denen der Toten und mit denen der Überlebenden.

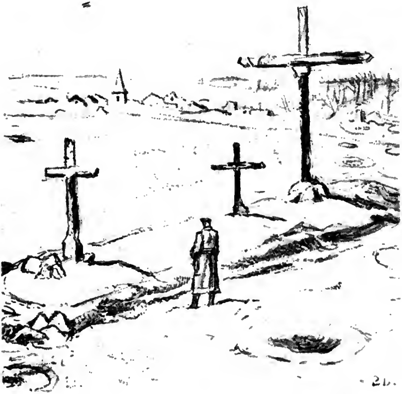
Schon hatte der Herbst die flandrische Tiefebene mit ihren unzähligen Wasserläufen in einen Morast gewandelt. Die Engländer, durch den ersten großen Nachschub aus England und Indien, wie auch durch französische Truppenteile verstärkt, während hinter ihrem Rücken die 8. und 10. französische Armee aufmarschierten, erwarteten in stark befestigten Stellungen den Ansturm der jungen deutschen Divisionen. Am 20. Oktober begann das schreckliche Ringen auf einer Front von 100 Kilometern Breite. Hier prallte jugendlicher Tatensturm, vorwärts gejagt vom Übereifer unerfahrener und von oben her zu rücksichtslosem Draufgehen angetriebener Führer, wider die kaltblütige Entschlossenheit englischer Söldner, die genau wußten, daß sie an einer Stelle standen, deren Behauptung für die Heimat von kriegsentscheidender Bedeutung war. Der gleiche Wahn der Übereilung, der in allen Westschlachten des Kriegsbeginns unzählige Opfer edelsten deutschen Blutes gefordert hatte, trieb auch hier unsere Jugendblüte im buchstäblichen Sinne zur Schlachtbank.

Hier stürmten die berühmten Kompagnien unserer Jungmannen, das „Deutschland über alles" auf den Lippen, **Dixmuyden** und eine weitere Reihe stark verschanzter belgischer Ortschaften und arbeiteten sich bis an die Yser heran, unerhörten Opfern zum Trotz. Da wälzte sich ihnen ein unerwartetes Hindernis entgegen. Während aus den feindlichen Stellungen Maschinengewehrsalven und Artilleriehagel über die Knaben hinwegbrausten, begann das Grundwasser, das den Stürmern ohnehin schon vielfach bis an die Knie gestanden, zu steigen und zu steigen... Wer verwundet wurde, versank rettungslos in einer beständig schwellenden Flut. Die feindliche Heeresleitung hatte, die immer wachsende Bedrängnis von ihrem linken Flügel abzuwehren, die Dämme durchbrochen, welche das Niederungsgebiet der Yser vor herbstlicher Überflutung schützten... Eine breite Überschwemmungszone entstand vor dem rechten Flügel des deutschen Angriffs und drängte zurück, was sich noch retten konnte. **Der Überflügelungsversuch war gescheitert.**

Nun blieb nur noch der Durchbruch. Die 4. Armee hatte schon zu stark gelitten, ihr war diese Leistung nicht mehr zuzumuten. So mußte die südlich anschließende 6. Armee einspringen. Aus ihr wurde eine Sturmgruppe **Fabeck** gebildet, die am 30. Oktober in wildem Anprall gegen die Südkante der weiten Bogenstellung anrannte, welche die Engländer auf dem Höhenzug östlich Ypern um die Stadt herumgelegt hatten. Aber French wußte, es ging ums Ganze. Er warf die beträchtlichen Verstärkungen, die ihm zur Verfügung

standen, den Deutschen entgegen und gewann den bereits verlorenen Höhenzug bei Messines zurück. Sogar Dixmuyden fiel wieder in englische Hände.

Noch einmal versuchte die O.H.L. den unter so ungeheuren Opfern angestrebten Erfolg zu erzwingen. Sie bildete eine zweite Stoßgruppe Linsingen, die am 10. November angriff und Dixmuyden zum zweitenmal erstürmte. Aber damit war die Angriffskraft der Deutschen gebrochen. Und da auch die Engländer, Franzosen und Belgier ungeheure Verluste erlitten hatten, so verflackerte das fürchterliche Geloder der Ypernschlacht um die Novembermitte unter beiderseitiger tiefer Erschöpfung und verwandelte sich in ein Gegenüber von Schützengräben, die an manchen Stellen nur die Breite einer Landstraße trennte.



Falkenhayn mußte einsehen, daß er die Stoßkraft der neugebildeten 4. Armee überschätzt hatte. Die unbeschreibliche Opferwilligkeit der Heimat hatte es der O.H.L. ermöglicht, Armeen im wahrsten Sinne des Wortes „aus der Erde zu stampfen". Sie binnen acht Wochen schlagfertig zu machen, so daß sie den durch zwei Monate unerhörter Kämpfe gereiften Heeren der Entente gewachsen oder gar überlegen gewesen wären — das hatte sich als unmöglich erwiesen.

Aber wenn auch das furchtbare Opfer der edelsten deutschen Jugendblüte unzählige deutsche Familien in bitterste Trauer und Empörung versetzte, es war nicht umsonst gebracht worden. Zwar das weitgesteckte Ziel der Überflügelung des Feindes und der Wiederaufnahme der Offensive auf dem westlichen Kriegsschauplatz war nicht erreicht worden. Aber trotzdem war etwas ganz unumgänglich Notwendiges erkämpft: der rechte deutsche Flügel hing nun nicht mehr in der Luft — er lehnte sich bei Nieuport an das Meer. Und gerade vor der Front der jungen Truppen war es gelungen, den Höhenzug, der Ypern im weiten Halbkreise nach Norden, Osten und Süden abschließt, zwar nicht zu überschreiten, aber doch zu halten. Wäre er verlorengegangen, so beherrschte der Feind die ganze flandrische Tiefebene bis Roulers und Kortrijk — die nun seinem Einblick und seiner artilleristischen Einwirkung verschlossen blieb. Nur weil der Höhenrand von Bixschote über Paschendaele bis Hollebeeke in deutschen Händen geblieben war, besaß die neue Front von Lille bis zur See diejenige Festigkeit, welche es der O.H.L. gestattete, wenigstens jetzt dreieinhalb Armeekorps der Westfront zu entziehen und sie nach dem Osten zu werfen. Sie kamen hier zwar zu spät an, um den großen strategischen Gedanken Ludendorffs zur vollen Auswirkung zu bringen, konnten aber helfen, die russische Front über Lowicz auf die Rawka zurückzuwerfen und so die schwere Erschütterung der russischen Angriffskraft, welche die Folge des deutschen Vorstoßes von Thorn auf Lodz-Lowicz gewesen war, zu vollenden.

Aber solange Deutsche leben, wird der Schmerz der Nation über das Opfer ihrer Jugendblüte in der Ypernschlacht niemals verstummen.

7.

Der Winter war gekommen. Der Kriegswinter. Wer uns damals gesagt hätte, daß er der erste von vielen langen, bangen, kalten und finsteren Wintern wäre?! Es ist gut, daß dem Menschen der Blick in die Zukunft versagt ist.

Soviel wurde nun allmählich den größten Optimisten klar: auf ein nahes Kriegsende war vorläufig nicht die leiseste Aussicht. Immer deutlicher tat sich vor den beiden kriegführenden Parteien die unheimliche Erkenntnis auf, daß die Kriegsgeschichte im Begriff sei, eine ganz neue Erscheinung zu gebären: das Phänomen eines Festungskrieges im offenen Felde — eines Festungskrieges, bei dem die umschlossene Feste nicht ein Stadtbezirk, sondern das Gebiet mehrerer Großstaaten sein würde. Eines Festungskrieges, bei dem die Angriffsfront sich statt um den Umkreis einer von Menschenhand geschaffenen Verteidigungsanlage um die Grenzen großer Teile eines Kontinents herumziehen würde. Das war etwas vollkommen Unerhörtes in der Weltgeschichte. Schon längst war es erkennbar geworden, daß dieser Krieg Maßstäbe annehmen würde, an denen gemessen alle Kriege der Vergangen

heit zur Bedeutung harmloser Vorpostengefechte zusammenschrumpfen mußten. Aber der Gedanke einer Belagerung mehrerer Nationen widersprach so sehr allen bisherigen soldatischen Überlieferungen und Vorstellungen, hatte etwas menschlich so Grauenerregendes, daß die Heeresleitungen aller Länder sich mit der Kraft der Verzweiflung gegen diese schreckliche Vision anstemmten.

Auch das Ringen der Heere im freien Felde war schon alles andere gewesen als ein frischfröhlicher Krieg! Aber an seine Stelle war schon gegen Schluß des Schicksalsjahres 1914 in Osten und Westen ein Neues, ein unvorstellbar Fürchterliches getreten: über viele Hunderte und aber Hunderte von Kilometern lagen sich die Kämpfer hier auf einige Hunderte von Metern, dort gar auf ein paar Meter gegenüber — so nahe vielfach, daß einer des anderen Gespräche hören konnte. Und die beiderseitige grenzenlose Erschöpfung wie die Furchtbarkeit der gegnerischen Rüstungen gab keiner der Parteien noch die Möglichkeit, sich der schrecklichen wechselseitigen Verstrickung zu entziehen und dem Gegner aufs neue die blutige, aber doch wohltätig rasche Entscheidung der Feldschlacht aufzuzwingen.

Zweimal hatte der russische Großfürst unermeßliche Menschenmassen eines Landes, das sich durch zwei Erdteile erstreckte, den um das Drei- und Vierfache schwächeren Armeen der Mittelmächte entgegengeworfen — und nun saß die „russische Dampfwalze“ fest, hatte sich in dem stacheldrahtumpanzerten Gewirr der Schützengräben verfangen, ein unbewegliches, hilfloses Wrack. Und an der Westfront hatten im „Wettlauf zum Meere“ beide Teile gleichzeitig den Ozean erreicht, um dort nicht minder bewegungslos und verknäuelt einander gegenüberzustehen, wie an der anderen Seite der gewaltigen Doppelwalstatt.

Immer und immer wieder rafften die Gegner ihre Kräfte zusammen zu einem letzten und allerletzten Versuch, dies Grauen zu überwinden, das einen Schrecken ohne Ende verhieß. Aber wo einsetzen?!

Im Westen zog sich die Front der beiderseitigen Befestigungen, an der schweizerischen Grenze beginnend, ein Stück weit über elsässischen, über deutschen Boden, um dann in wechselvollem Verlaufe sich längs der Landesgrenze der beiden erbverfeindeten Völker hinzuziehen, bis sie in der Gegend von Nancy endgültig auf französisches Gebiet übertrat. Hier wand sie sich als bizarr gekrümmte Schlangenlinie zunächst um den Eckpfeiler von Verdun herum, lief dann in hauptsächlich ost-westlicher Richtung weiter bis in die Gegend von Noyon. Dort bog sie in scharfer Kurve jählings nach Norden und durchlief als breiter Gürtel einer stündlich grauenvoller sich auswirkenden Vernichtung die gesegneten Gefilde der Departements Oise, Somme und Nord, um zuletzt auf belgisches Gebiet überzutreten und sich dort in den Sanddünen der flandrischen Küste zu verlieren.

Im Osten aber standen österreichisch-ungarische Grenztruppen in dünner Linie längs der Hochkette der Transsylvanischen Alpen und des siebenbürgisch-rumänischen Grenzgebirges, um Rumänien zu beobachten, das sich aus einem Verbündeten der Friedenszeit zu einem höchst unsicheren Neutralen entwickelt hatte. In der Gegend von Czernowitz begannen auch hier die Schützengräben. Sie zogen sich über die bereits tief in Schnee versunkenen Kämme der Karpathen, überschritten hier und dort schon auf breiten Strecken die galizisch-ungarische Grenze in der Richtung auf den ungarischen Gebirgsabhang, legten

sich jenseits Tarnow vor die Beskidenlücke, überschritten vorwärts Krakau die Weichsel und dehnten sich nun in ungefähr nördlicher Richtung quer durch Russisch-Polen. In weitem Bogen umzogen sie Warschau, um sich südlich Mlawa bis auf wenige Kilometer der Grenze West- und Ostpreußens zu nähern. Sie überschritten diese südlich der Masurischen Seenkette, zogen sich an dieser entlang über Gumbinnen und verliefen sich südlich Tilsit in den Sumpfniederungen des Memeldeltas.

Und zur Ost- und Westfront trat die serbisch-montenegrinische hinzu. Hier hatten die Österreicher mit noch viel weniger Glück operiert als gegen den mächtigen russischen Nachbar. Die Nation, deren Fanatismus den unmittelbaren Anstoß zum Ausbruch des Weltkrieges gegeben hatte, war nicht zur Verantwortung gezogen worden.

Die österreichisch-ungarische Heeresleitung hatte zu Anfang des Krieges kaum zwei Fünftel ihrer Streitkräfte gegen den Unruhstifter auf dem Balkan einsetzen können. Die österreichischen Lande umschlossen Serbien von Norden und von Westen her. Im Norden bildete vom Eisernen Tor bis Belgrad die Donau und weiter bis zur Drinamündung die Save die ungarisch-serbische Nordgrenze. Von dort aus schloß sich auf eine lange Strecke als Grenze zwischen Serbien und der seit der Okkupation von 1908 österreichischen Provinz Bosnien der Lauf der Drina an. Eine üble Gegend für die völkische Zusammensetzung des ungarischen Teiles der Doppelmonarchie. Denn auch nördlich der Donau und westlich der Drina bildeten die Serben weitaus den Großteil der Bevölkerung sowohl in Ungarn wie in Bosnien. Zwischen Donau, Drina und Drau erstreckte sich das Gebiet des ehemaligen Doppelkönigreichs Kroatien und Slawonien, bewohnt von den Kroaten, die in sprachlicher wie in nationaler Beziehung ein Bruderstamm des Serbenvolkes sind, und in deren Mitte schon seit 1848 eine serbisch-kroatische Einigungsbewegung Fuß gefaßt hatte. Sie strebte im Zusammenwirken mit der großserbischen Propaganda die Erreichung eines großen Südslawischen Reiches an — ein Ziel, das der Ausgang des Weltkrieges zur Verwirklichung geführt hat. Im Aufmarschgebiet der österreichisch-ungarischen Armeen zum serbischen Feldzuge standen also die Herzen der Bevölkerung von vornherein auf der Feindesseite.

Die Monarchie hatte bei Kriegsbeginn gegen Serbien und das benachbarte Montenegro, das sich seinerseits zum Krieg an Serbiens Seite gestellt hatte, drei Heeresgruppen aufgestellt. Die 6. Armee war zur Operation gegen Montenegro bestimmt. Die Hauptmacht stand als 5. Armee längs der Drina zum Einfall aus Bosnien bereit. Die 2. Armee war links der Save und der Donau zu einem Angriff von Norden, also aus Ungarn heraus vorgesehen. Aber schon am 18. August mußte der größte Teil der 2. Armee an die galizische Front abtransportiert werden, weil aus Rußland die größere Gefahr drohte.

Dadurch wurden die Serben in die Lage versetzt, sich mit voller Kraft gegen die 5. Armee wenden zu können. Diese hatte am 14. August unter lebhaften Kämpfen die Drina überschritten und war quer durch Serbien vorstoßend bis Valjewo und Uzice vorgedrungen. Nun mußte sie unter dem Drucke der gesamten serbischen Streitmacht das Königreich wieder räumen. Jetzt überschritten die Serben Anfang September die nur noch schwach verteidigte Save, um den

Stammesbrüdern in Slawonien die Hand zu reichen. Aber die Reste der 2. Armee unter General Krauß besiegten am 6. September die eingedrungenen Serben bei Mitrovica, nahmen ihnen 5000 Gefangene ab und warfen sie über die Save zurück. Daraufhin unternahm die 5. Armee einen neuen Vorstoß über die Drina und schlug die Serben bei Krupany. Am 2. November überschritt Krauß die Save und besiegte die Serben bei Sabac. Anfang Dezember befanden sich die Österreicher im Besitz ganz Nordserbiens und besetzten am 2. Dezember auch die Hauptstadt Belgrad. Die serbische Regierung wurde nach Nisch und später sogar nach Üsküb verlegt.

Als aber die österreichischen Armeen abermals große Verbände ihrer Truppen an die russische Front hatten abgeben müssen, griffen die Serben Mitte Dezember erneut an und zwangen die Österreicher, ganz Serbien und schließlich auch Belgrad wieder zu räumen. Glücklicherweise hatte diese Kraftanstrengung die Leistungsfähigkeit der noch von den Balkankriegen her stark mitgenommenen serbischen Armee erschöpft. Zudem mußte Serbien auch vor Bulgarien auf der Hut sein, das zwar noch abwartend zur Seite stand, aber vom zweiten Balkankriege her nach Rache an den Serben fieberte. So löste sich die erste Phase des Krieges gegen Serbien zwar nicht in einen Schützengrabenkrieg, aber in einen Grenzkrieg gegenseitiger Belästigungen auf.

Gegen Montenegro hatten sich die Österreicher einstweilen überhaupt nur in der Verteidigung gehalten.

Also auch an der serbisch-montenegrinischen Front bestanden um die Jahreswende ganz ähnliche Verhältnisse wie auf den beiden Hauptfronten.

8.

Während aber auf dem serbischen Kriegsschauplatz die Erschöpfung der Serben und die Schwäche der hier zur Verfügung stehenden österreichischen Streitkräfte nach Abschluß der ersten Kampfperiode das Wiederaufflammen der großen Kriegstätigkeit verhinderten, wollten auf den beiden Hauptkriegsschauplätzen die Träger der Hauptrollen im großen Völkertrauerspiel sich mit der aufgezwungenen Rolle des Belagerers drüben, des Belagerten hüben so bald noch n cht zufrieden geben.

Zwar hatte nach dem Scheitern der Ypernoffensive die deutsche O.H.L. erkennen müssen, daß sie zum mindesten fürs erste nicht mehr über die Kräfte verfüge, um im Westen aufs neue einen Schlag zu unternehmen, der zur Lösung aus dem Grauen des Festungs- oder, wie man jetzt zu sagen anfing, des Stellungskrieges hätte führen können.

Der neue deutsche Oberbefehlshaber Falkenhayn fing allmählich an, sich mit dem Gedanken des Stellungskrieges zu befreunden. Die starke Resignation, welche dieser Entschluß auch für ihn bedeutete, hielt er für ein seelisches Opfer, das durch die Lage der Mittelmächte, wie sie sich durch die Ereignisse an der Marne und in Galizien gestaltet hatte, unbedingt gefordert werde. Seine Beurteilung dieser Lage ging dahin, daß der Stellungskrieg das einzige Mittel sei, die deutschen Grenzen dauernd zu halten. Ein Weg hätte ja jederzeit zur Verfügung gestanden, um den Gegner aufs neue

zur Operation zu zwingen: nämlich die freiwillige Rückverlegung von Teilen der deutschen Front — wenn nun einmal ein Durchbruch nicht zu erzwingen war. Aber dieses Mittel anzuwenden, scheute sich Falkenhayn, „nicht weil es der O.H.L. an Mut gebrach, deutschen Boden dem Gegner zeitweilig preiszugeben, sondern weil der Verlust der Grenzgebiete die Fortführung des Krieges nach verhältnismäßig sehr kurzer Zeit unmöglich gemacht haben würde". Es kam darauf an, die Industrie- und Korngegenden des Ostens ebensowohl wie die Industriegebiete auf beiden Ufern des Rheines vor feindlichem Zugriff zu bewahren.

Aber noch aus anderen Gründen hielt Falkenhayn den Stellungskrieg für die auf absehbare Zeit jedenfalls unentbehrliche Grundlage zur Weiterführung des Krieges. Der Verteidiger hatte den „Vorteil der inneren Linie". Sie gab den Eingeschlossenen die Gelegenheit, unter Ausnützung des ausgezeichneten Eisenbahnnetzes der verbündeten Länder und Steigerung ihrer Leistungsfähigkeit die Reserven nach den bedrohten Orten hin und her zu schieben wie Schachbrettfiguren.

Und endlich gab es Zeitgewinn, um mancherlei Säumnisse der Friedenszeit nachzuholen.

Zunächst ergab sich alsbald mit gebieterischer Notwendigkeit eine staatliche Regelung des Verbrauchs an allen für die Kriegführung im weitesten Sinne erforderlichen Materialien, sowohl an Lebensmitteln für Mensch und Tier, als auch an Rohstoffen für die Herstellung von Kriegsbedarf. Hier erwarb sich der Großindustrielle Dr. Walter Rathenau namhafte Verdienste um die Organisation der Kriegsrohstoffversorgung. Im Anschluß an diese Aufgabe entstanden nun alle diese zahllosen „Kriegsgesellschaften", deren Geschäftsgebarung später bei aller Anerkennung für ihre tatsächlichen Leistungen doch auch schwere Bedenken erregte und zu dem langsamen Sinken der Volksstimmung ihr gerüttelt Maß beigetragen hat.

Aber auch auf rein militärischem Gebiete gab es mancherlei zu leisten, was im Schutze der Stacheldrähte nun mit einiger Ruhe in Angriff genommen werden konnte.

Zunächst war die ungeheure Aufgabe der Heeresvermehrung zu betreiben. Der Teil der Volkskraft, welcher im Frieden für die Verteidigung des Vaterlandes nicht ausgebildet war, konnte jetzt herangezogen und wenigstens oberflächlich für die Anforderungen des Krieges geschult werden. Neun neue Infanteriedivisionen wurden aufgestellt und ihre Ausbildung nach Grundsätzen betrieben, welche das Ergebnis der schmerzlichen Erfahrung mit den Yperndivisionen waren. Zunächst mußte eine längere Ausbildungszeit, wenigstens drei Monate, in Aussicht genommen werden. Aber auch die Zusammensetzung der neuen Verbände durfte nicht im gleichen Sinne erfolgen wie bei jenen unglückseligen Truppenteilen, die sich im herrlichen Ansturm des furor teutonicus vor den englischen Stacheldrahtverhauen verblutet hatten. Sie hatten bis in die höchsten Führerstellen hinauf aus Neulingen bestanden. Jetzt wurde den frisch aufzustellenden Kompagnien ein Stamm von kriegserfahrenen Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften eingereiht, die ihnen Rückhalt und Vorbild sein sollten und auch tatsächlich geworden sind. Alsdann

erwies es sich als unbedingt nötig, eine neue Bewaffnung der Feldartillerie vorzunehmen, da unser leichtes Geschütz bei Kriegsbeginn versagt hatte. Wissenschaft und Technik konnten für die ungeahnten und in diesem Umfang wirklich kaum voraussehbaren Anforderungen des modernen Krieges nutzbar gemacht werden. Insbesondere bedurfte es einer geradezu ungeheuerlichen Steigerung der Bereitstellung aller Art von Kriegsgerät, vor allem aber der Munitionserzeugung. Schon die Feldschlachten hatten ein Vielfaches des vorgesehenen Bedarfs beansprucht. Die beständige Unterhaltung eines Verteidigungskampfes aber, dessen Front sich schon jetzt über weit mehr denn tausend Kilometer erstreckte, verlangte selbst in sogenannten „ruhigen" Zeiten Munitionsmassen, die man sich früher nicht einmal im Traume vorgestellt hatte.

Schließlich aber beschäftigte sich die O.H.L. mit einem Problem, das tiefer und grauenhafter in das Wesen der Kriegführung einschneiden sollte, als die Schöpfer dieses Gedankens sich wohl selber vorgestellt haben. Es handelte sich um eine letzte und ungeheuerlichste Ausbildung des Gedankens der Waffe — der Steigerung der natürlichen Angriffs- und Verteidigungsfähigkeit, die jedem Lebewesen in seiner Körperlichkeit gegeben ist, durch geeignete Werkzeuge.

Hier hatte die Entwicklung sich in Jahrtausenden folgerichtig vollzogen. Sie hatte zum Schwert und zur Lanze den Steinwurf und den Bogenschuß gefügt, die Waffe mit Fernwirkung. Die mit der Hand bediente Fernwaffe war schon früh durch die mechanisch bediente, die Balliste, ergänzt worden. Die Erfindung des Schießpulvers hatte der Fernwirkung einen sich von Jahrhundert zu Jahrhundert erweiternden Aktionsradius gegeben. Die Kugel war dann mit einer eigenen Fernwirkung ausgestattet worden, indem man sie mit Sprengkraft ausgestattet hatte — in den Formen der Granate und des Schrapnells.

Aber die Kriegsgeschichte selbst grauer Vergangenheit weiß schon hier und da von der Anwendung eines Kriegsmittels zu berichten, dem von der Stunde seiner Erfindung an ein infernalischer Charakter anhaftete, des sogenannten Stinktopfes. Sie berichtet, daß man hier und da versucht hatte, Behälter in die Reihen der Feinde zu schleudern, welche mit gewissen chemischen Mischungen gefüllt waren, die übelriechende, augenreizende, betäubende oder gar gesundheitzerstörende Dämpfe verbreiteten. Und schon während des ersten Kriegsabschnittes hatten gewisse Geschosse unserer Feinde durch die Wirkung der sich bei ihrem Zerplatzen entwickelnden Sprenggase fast noch gefährlichere und schrecklichere Erfolge erzielt als die Sprengwirkung ihrer metallischen Teile.

An diese Beobachtung knüpfte schon im ersten Winter die deutsche Chemie an. Sie bemühte sich, chemische Mischungen zu erfinden, denen die gräßliche Kraft beiwohnte, das animalische Leben zu schädigen oder zu zerstören.

Die Geschichte schon der ersten Kriegsmonate hatte gelehrt, daß die bisherige Verteidigungsmethode, welche die festen Plätze mit beton- und eisengepanzerten „Forts" umgab, gegenüber der neuzeitlichen Belagerungsartillerie keine genügende Festigkeit mehr besaß. Dagegen beobachteten die Heeresleitungen mit täglich steigendem Erstaunen die ungeheure Widerstandskraft, welche den weitgedehnten Feldbefestigungen innewohnte, die der Soldat sich selber schuf, indem er sich mit dem Spaten in die Erde wühlte. Solche improvisierten



Stellungen hatten der Beschießung durch die bisher vorhandenen Geschütze und Munitionsmengen gespottet. Selbst eine längere Bearbeitung solcher Stellungen mit schwerstem Geschütz hatte nicht genügt, alles Leben in ihnen zu ersticken und sie so „sturmreif" zu machen.

Etwas ganz Neues sollte gefunden werden: das Grauen des Krieges war noch einer letzten, entsetzlichsten Steigerung fähig. Not macht erfinderisch: die Mittelmächte, vom entschlossenen Vernichtungswillen der ganzen Welt umstellt, entwickelten den Gedanken, welchen die Phosphorgeschosse der Franzosen und die Lydditgranaten der Engländer bereits andeutungsweise verkörpert hatten, zu seiner letzten und verheerendsten Folgerichtigkeit. Die Kriegsverwendung des Gases wurde erfunden.

Da das Thema einmal angeschnitten ist, sei hier schon vorgreifend erzählt, daß diese eine schauerlich großartige Durchführung feindlicher Anregungen darstellende deutsche Erfindung im Kriege in zwei Formen zur Verwendung gekommen ist.

Der Ausgangspunkt der Erfindung war der Umstand, daß im Stellungskriege die vordersten Linien einander hier und dort so nahe gegenüberlagen, daß eine wirksame Bekämpfung der feindlichen Gräben durch Artillerie überhaupt nicht mehr möglich war, ohne durch zu kurz gehende Geschosse die eigenen Truppen zu gefährden. Dieser Übelstand führte auf der einen Seite zur Ausgestaltung einer neuartigen Geschützart: der Grabenmörser und Minenwerfer, die auf kleine und kleinste Entfernungen verwendet werden konnten. Aber ferner kam man deutscherseits auf den Gedanken, in der eigenen Stellung gesundheitsgefährdendes, ja tödliches *Gas* zu entbinden und es durch den Wind in die feindlichen Gräben hineintreiben zu lassen. Man füllte die bekannten stählernen Gasflaschen mit der lebengefährdenden Mischung und ließ sie in die eigenen Stellungen einbauen. War dann „Gaswetter", strich der Wind in der Richtung von den eigenen zu den feindlichen Gräben, dann wurden die Gasflaschen auf Befehl geöffnet, und der Wind trug das todbringende Gift in die Feindesregion hinüber. Wir werden später sehen, daß das Gas in dieser Form von deutscher Seite mit geradezu erschütternder Wirkung in Anwendung gebracht worden ist — daß alsbald aber auch Rückschläge gekommen sind, indem ein plötzliches Umsetzen des Windes die von den Unseren entfesselten Naturgewalten in die eigenen Stellungen zurückschleppte und so „den Pfeil zurückprallen und den Schützen treffen" ließ.

Das führte später zu dem weiteren Ausbau des von der Entente bereits angebahnten Gedankens, die todbringende Mischung in den Körper der Explosivgranaten einzufüllen, sie in dieser Form in die feindlichen Stellungen hinüberzuschleudern und sich dort nach dem Zerplatzen auswirken zu lassen. *So wurde die Gasgranate auch von den Deutschen übernommen.*

Die deutsche Erfindung hat natürlich bei ihrer ersten Anwendung einen Sturm von Wut und Empörung in der ganzen Welt entfesselt. Und es ist wahr: diese neueste „Waffe" hat etwas namenlos Widerwärtiges, Unritterliches, kurz Höllisches an sich.

Aber die sittliche Entrüstung unserer Feinde verstummte wie abgerissen in dem Augenblick, als es ihrer Kriegsindustrie gelungen war, die deutsche Erfindung nachzuahmen. Welcher Wert dieser Entrüstung beizumessen ist, das ergibt sich am besten aus der Tatsache, daß, seit durch das Kriegsende Deutschland aus der Reihe der bewaffneten Nationen ausgeschieden ist, die noch zum Kriege Gerüsteten sich nichts eifriger haben angelegen sein lassen, als die „Chemische Kriegführung" mit allem Raffinement weiter auszubauen.

Bei dieser Gelegenheit sei hier grundsätzlich dies eine ausgesprochen: „Was ist so kühn," sagt Schiller im Wallenstein, „das Notwehr nicht entschuldigt?" Den Deutschen freilich, der heute noch das von der Entente aus durchsichtigen Gründen in die Welt gesetzte Märchen von der deutschen Kriegsschuld glaubt, den werden meine Worte nicht überzeugen. Wir, die wir wissen, daß der Krieg uns von der Welt unserer Feinde aufgezwungen worden ist, wir haben das Recht, unseren Feinden, die uns „barbarische Kriegsmethoden" vorwerfen, *das Recht der Notwehr entgegenzuhalten.* Unseren Feinden, die gegen uns ein weit abscheulicheres Kriegsmittel angewendet haben, als jemals von uns eines gegen die Feinde angewendet worden ist: *die Hungerblockade!*

Aber wir wollen den Zusammenhang unserer Betrachtung nicht aus dem Auge verlieren. Wir sahen, daß die neue O.H.L. die ihr aufgezwungene Verteidigung jedenfalls für den Augenblick sehr gut gebrauchen konnte, um die Mängel in unserer Kriegsbereitschaft nach Kräften abzustellen. Und es läßt sich nicht verkennen, daß Falkenhayn mit größter Energie die Aufgaben, welche die Säumnisse der Vorkriegszeit ihm auferlegten, in Angriff genommen hat.

Auf jeden Fall bedeutete, vom militärischen Standpunkt aus betrachtet, die Annahme der Zwangslage des Stellungskrieges eine sehr starke Resignation. Es hatte sich bereits in den ersten Wochen, seit Falkenhayn das Haupt der O.H.L. geworden war, herausgestellt, daß diese Resignation keinesfalls von allen deutschen Führerstellen geteilt und gebilligt wurde. Im Stabe des Oberbefehlshabers Ost folgte man nur zähneknirschend den Befehlen, welche auf Grund solcher Selbstbeschränkung ergingen und Operationen weit ausschauender Art, wie sie im Kreise Hindenburgs geplant wurden, um ihre volle Auswirkung brachten. Diese Empörung kommt in Ludendorffs Schriften zu scharfem, aber nicht immer gerechtem Ausdruck. Sie trug und trägt insbesondere dem Umstande nicht immer genügend Rechnung, daß Falkenhayn gezwungen war, mit Truppen und vor allem auch mit der Munition haushälterisch umzugehen. Aber auch abgesehen von diesen Rücksichten bestanden zwischen Falkenhayn und Oberost tiefgreifende Gegensätze in den Grundanschauungen über den Geist der weiterhin zu beachtenden Kriegführung, welche hinfort während der Lebensdauer der „Zweiten O.H.L." nicht mehr zur Ruhe kommen sollten.

9.

Wenn aber die Lage der Mittelmächte die verhältnismäßige Ruhe und Sicherheit, welche das erste greifbare Ergebnis des Erstarrens der Fronten für sie war, immerhin wenigstens vorübergehend als begrüßenswerten Zustand empfinden lassen konnte — unsere Feinde waren keineswegs gesonnen, sich bei dem Schicksalsspruch, der ihnen statt eines raschen, zerschmetternden Sieges der Mehrheit über die Minderheit eine vielleicht sehr langwierige Belagerung in Aussicht stellte, ohne Einsatz ihrer letzten Angriffskraft zu beruhigen.

Und so blieb denn im Westen die Ypernschlacht, die ja aus einem Zusammenprall offensiver Absichten von beiden Seiten entstanden war, keineswegs der letzte Versuch der Westmächte, den Erstarrungszustand zu brechen und eine schnelle Entscheidung im offenen Felde herbeizuführen. Zwar war nicht ohne weiteres aus jeder Angriffstätigkeit an der Westfront auf die Absicht eines auf Durchbruch zielenden Angriffs zu schließen. Denn die beiderseitigen Stellungen waren ja nicht planmäßig ausgesucht worden, sondern aus der zufälligen Lage am Abschluß heftiger Feldkämpfe entstanden. Beide Parteien mußten also das Interesse haben, sie zu „verbessern", das heißt, sich für die Dauerstellung eine Linienführung zu sichern, welche alle Vorteile des Geländes in den eigenen Bereich brachte und dem Gegner die minder günstigen Stellungen überließ. Und so begann längs der ganzen in Erstarrung übergehenden Front zunächst ein erbittertes Ringen um einzelne wichtige Geländeabschnitte.

In diesem Zusammenhang müssen zwei größere Kampfhandlungen erwähnt werden, welche zu Beginn des Jahres 1915 von deutscher Seite durchgeführt wurden, um schwer erträgliche Fehler der deutschen Stellung zu verbessern, die als letztes Überbleibsel der großen Lücke zwischen der 1. und 2. Armee am nördlichen Aisneufer zurückgeblieben waren.

Nordöstlich Soissons hatten die Engländer unmittelbar nach dem Rückzug der Deutschen über die Aisne, noch bevor der Widerstand auf den Höhen des rechten Ufers hatte organisiert werden können, nachgestoßen und hatten sich der Höhen von Crouy bis Vregny bemächtigt. Nachdem die Engländer gen Flandern abgezogen waren, hatten die Franzosen die Stellungen ihrer Verbündeten eingenommen. In der Januarschlacht vom 12. bis 14. Januar 1915 schritt das 3. (brandenburgische) Armeekorps zum Angriff gegen die Franzosen und warf sie in raschem, ruhmvollem Ringen von den Höhen hinunter.

Eine ähnlich bedeutungsvolle Frontveränderung glückte den Sachsen bei Craonne an jener Stelle, wo im September 1914 nur das rechtzeitige Erscheinen des 7. Reservekorps den Durchstoß der Engländer verhindert hatte. Als Rest dieses Durchbruchsversuchs besaßen die Franzosen dort noch starke Höhenstellungen. Am 25. und 26. Januar trieben die Sachsen den Feind auch hier ins Aisnetal zurück.

Daneben wurde alsbald erkennbar, daß im Gegensatze zu den Mittelmächten, die von ihren Heeresleitungen bis auf weiteres in die Verteidigung verwiesen waren, auf seiten der Feinde die Absicht zur Wiederaufnahme einer offensiven Kriegführung noch keineswegs aufgegeben war. Im Laufe des Monats Dezember tobten auf dem jetzt ganz in Schlamm und Kot versunkenen Schlachtfelde der ersten Ypernschlacht neue heftige Kämpfe, deren Umfang die Deutschen erkennen ließ, daß es den Feinden auf eine Wiederholung des Versuches ankam, an dieser Stelle die deutsche Front zu durchbrechen, um noch vor Jahresschluß eine neue Schlachtentscheidung im offenen Feld herbeizuführen. Aber diese Angriffe wurden abgewiesen, ebenso wie die weiteren Anstürme, welche an verschiedenen wichtigen Punkten der Westfront gegen die deutschen Stellungen anrannten und Namen wie Lorettohöhe, Champagne, Argonnen, Combreshöhe, Priesterwald, Hartmannsweilerkopf schon jetzt mit dem grausigen Schwefelglanz verbissener Teilkämpfe umloderten. Aber auch die Deutschen waren nicht müßig, ihre Stellungen zu verbessern. Ganz im Anfang des Übergangs zum Stellungskriege hatten sie im Bannkreis der Festung Verdun sogar einen sehr bedeutungsvollen Erfolg davongetragen. Am 25. September hatten sie noch aus den Rückzugskämpfen heraus das mächtige Sperrfort Camp des Romains südlich Verdun erstürmt, das die Höhe über der Stadt St. Mihiel krönte, und ihre Linien an dieser Stelle in hitzigem Vorstoß bis zur Maas vorgetrieben. Damit war die direkte Verbindung zwischen Toul und Verdun durch das Maastal unterbrochen.

So endeten alle Bemühungen der Westmächte, die fast ausschließlich auf feindlichem Boden errichtete Verteidigungsfront ins Wanken zu bringen, mit der bitteren Erkenntnis, daß dies jedenfalls mit den zurzeit verfügbaren Mitteln nicht möglich sein werde.

10.

Noch weit weniger als die Westmächte schien der russische Riese geneigt zu sein, den Schicksalsspruch des Jahres 1914 als endgültig anzuerkennen.

Auch im Osten flackerten längs der polnischen Front, namentlich längs der Flüsse Bzura und Rawka noch immerfort, ähnlich wie im Westen, Kämpfe, die ohne größere Ziele die Verbesserung der beiderseitigen Stellungen bezweckten. Aber an zwei Stellen machte es sich allmählich bemerkbar, daß der Russe noch eine dritte große Angriffsbewegung plante, nachdem seine ersten beiden gewaltigen Anstrengungen am Heldentum der beiden Verbündeten gescheitert waren. Die Entente drängte. Sie verlangte von dem menschenkräftigen russischen Verbündeten noch eine weitere Anstrengung. Die französischen achtzehn Milliarden waren mit dem Opfer einer halben Million Menschenleben noch nicht abverdient.

Der Großfürst, „ein ganzer Soldat und Feldherr", wie Ludendorff ihn ehrend nennt, hatte einen Plan gefaßt, den die Feindespresse mit Recht als „gigantisch" ankündigte. Nach dem Scheitern seines Vorstoßes aus dem Zentrum wollte er zum zweiten Male den beiderseitigen Flankenangriff versuchen.

Die russische Hauptmacht sollte auch diesmal wieder gegen den schwächeren Gegner angesetzt werden. Ein gewaltiger Angriff über den teilweise schon überschrittenen Karpathenkamm hinweg in die ungarische Tiefebene hinein sollte den Hauptschlag führen. Gleichzeitig aber sollten starke russische Kräfte zwischen Tilsit und Gumbinnen den äußersten deutschen Nordflügel eindrücken, die 8. deutsche Armee umfassen und gegen die Weichsel drängen. Auch die Nebenhandlung, der Vorstoß aus der Richtung Mlawa gegen die preußische Südgrenze, sollte sich wiederholen.

Die Verbündeten entschlossen sich, auch dieser sich immer deutlicher ankündigenden russischen Absicht einer dritten Offensive durch den Angriff zuvorzukommen. Für die Österreicher galt es, die Russen vom Karpathenkamm hinunterzuwerfen und wenigstens bis zum San vorzudringen, um das bereits wankende Przemysl zum zweiten Male zu entsetzen. Der Oberbefehlshaber Ost wünschte Ostpreußen zum zweiten Male von der russischen Überflutung zu befreien. Es wurde also eine doppelte Offensive aus der erstarrten Front heraus von beiden Parteien gleichzeitig geplant.

Aber während der russische Angriff die Durchbrechung der Front der Mittelmächte, die Wiedergewinnung operativer Freiheit und die endliche Zerschmetterung der Verteidiger zum Ziele hatte, stellte sich der Angriffsplan der Mittelmächte wesentlich bescheidenere Aufgaben. Er steht auf der Grenze zwischen jener Art von Operationen, wie wir sie bisher beobachtet haben, und allen späteren Kampfhandlungen der Mittelmächte, welche sich weder als einfache Maßregeln der Verteidigung, noch als Offensive im Sinne der großen Strategie kennzeichnen — deren Zweck und Wesen man vielmehr nur dann richtig versteht, wenn man sie auffaßt als Anstrengung der belagerten Festung, die Angriffskraft der Belagerer zu erschüttern — ohne die Hoffnung und Aussicht, den eisernen Gürtel zu sprengen.

Für die neuen gemeinsamen Anstrengungen der Mittelmächte hatten die beiderseitigen Heeresleitungen sich dahin verständigt, daß in Zukunft eine Vermischung der deutschen und der österreichisch-ungarischen Streitkräfte einzutreten habe — weil letztere für sich allein nicht mehr die nötige Stoß- und Widerstandskraft besaßen. Man ging also zu dem System der „Korsettstangen" über.

Würden trotzdem die vorhandenen Kräfte selbst für eine so beschränkte Aufgabe wie die zweite Befreiung Ostpreußens und die Verdrängung der Russen vom Karpathenmassiv ausreichen? Alles kam darauf an, ob die O.H.L. willens sein würde, der östlichen Kriegsleitung frische Kräfte zur Verfügung zu stellen. Diese Zweifel lösten sich, als bei Oberost die Nachricht eintraf, daß von den vier in der Heimat neuerdings aufgestellten Armeekorps drei und außerdem das 21. Armeekorps Anfang Februar anrollen würden. Das vierte der neu aufgestellten Korps kam an die Westfront, um dort das 21. Armeekorps zu ersetzen. Dies bestand zu einem sehr großen Teil aus Elsässern und Lothringern und hatte sich im ersten Kriegsabschnitt auf heimatlichem wie auf französischem Boden glänzend bewährt. Aber seit der Zurücknahme der Front lagen die Reichslande in der Reichweite der französischen Kanonen, ein Teil bereits hinter den französischen Gräben. Dieser Zustand war für die Stimmung der reichsländischen Bevölkerung von entscheidender Tragweite. Er beeinflußte auch die Zuverlässigkeit des reichsländischen Ersatzes in immer steigendem Maße. Darum war die Verlegung des 21. Korps an die Ostfront ein Gebot der Notwendigkeit. Es hat sich auch hier „hervorragend geschlagen" (Ludendorff).

Um die Russen über die Absicht einer offensiven Verteidigung auf beiden zum Ziel des russischen Angriffs bestimmten Flügeln zu täuschen, unternahm das Zentrum am 31. Januar einen Angriff bei Bolimow. Hier wurde zum erstenmal ein großer Versuch mit Gasmunition gemacht. Aber dieser versagte, weil es zu kalt war. Die Einflüsse der Witterung auf die Gasmunition waren damals noch nicht erkannt. Die erste Anwendung des neuen Kampfmittels führte also zu einer Enttäuschung. Trotzdem hatte der Vorstoß den Erfolg, daß einige tausend Gefangene gemacht wurden, und daß der Russe den Eindruck bekam, es sei eine Fortsetzung des deutschen Vorgehens im Zentrum geplant. Seine Aufmerksamkeit wurde also von dem geplanten deutschen Vorstoß in Ostpreußen abgelenkt.

Schon vorher hatten an der Karpathenfront die Kämpfe begonnen. In wechselvollem Ringen maßen sich auf den vereisten Karpathenhöhen die österreichischen und russischen Kräfte, aber das Ergebnis war, daß die Österreicher schließlich noch weiter über den Karpathenkamm zurückgedrängt wurden. Nur ein starker Einsatz deutscher Kräfte konnte hier die Lage retten. Um so wichtiger war es, daß die geplante Kampfhandlung in Ostpreußen möglichst schnell und gründlich zu einer Entscheidung führte.

Inzwischen waren mit großer Heimlichkeit die Vorbereitungen zu einem deutschen Angriff auf die russischen Kräfte durchgeführt worden, die auf ostpreußischem Gebiet zwischen Tilsit und der Landesgrenze südlich Johannisburg standen.

Zum zweiten Male bereitete Hindenburg, der nach den großen Schlachten in Polen zum Generalfeldmarschall ernannt worden war, gestützt auf Luden-

dorffs großzügige Strategie, den Russen ein „Cannae" vor. Nördlich Gumbinnen war eine neue 10. Armee unter General von Eichhorn aufgestellt worden. Ihre Aufgabe war, die russische Stellung zu durchstoßen, den Feind nach Südosten auf die Waldungen von Augustow zurückzuwerfen, ihn aber dabei in überflügelnder Verfolgung zu überholen und in den Wäldern zusammenzudrängen. Das 21. Armeekorps und von den neugebildeten Korps das 38. und 39. waren für diese Aufgaben ausersehen.

Zugleich sollte der russische Südflügel bei Johannisburg scharf angefaßt, durchbrochen und ebenfalls auf Augustow zurückgeworfen werden. Im Walde von Augustow sollte dann der russischen Armee das Schicksal Samsonoffs bereitet werden. Diese zweite große Aufgabe fiel dem vom Durchbruch bei Brzeziny berühmten General Litzmann zu. Ihm unterstanden das neugebildete 40. Armeekorps und die altbewährte 2. Infanteriedivision. Das 20. Armeekorps, am äußersten rechten Flügel stehend, hatte die Aufgabe, die riesenhafte Unternehmung gegen einen Vorstoß der Russen aus der Richtung der Festungslinie Ossowiec-Lomscha-Ostrolenka zu decken.

Alles war vorbereitet, da setzte am 4. Februar ein Ereignis ein, mit dem natürlich immer hatte gerechnet werden müssen. Der östliche Winter überfiel das Schlachtgelände mit furchtbarer Gewalt. Bei eisigem Frost brachen wütende Schneestürme los, verschütteten Wege und Eisenbahnen, überzogen anderwärts weite kahle Strecken mit Glatteis. Aber Hindenburg und sein Stab wußten, sie konnten ihren Truppen Leistungen zumuten, vor denen Napoleons Große Armee zu einem Haufen schlotternder Gespenster geworden war.

Am 7. Februar begann die Schlacht. Sie entwickelte sich, wie es unter diesen Verhältnissen nicht anders sein konnte, langsamer, als es geplant war, und nicht ohne Reibungen. Aber das Geheimnis des Planes war gewahrt geblieben, der Russe wurde vollständig überrascht.

„Was von Mann und Pferd in den folgenden Tagen geleistet worden ist, ist unbeschreiblich und ein Ruhmesblatt für alle Zeiten. Mühsam arbeiteten sich die Anfänge der Marschkolonnen durch die Verwehungen. Fahrzeuge blieben stecken, die Kolonnen stockten, sie wurden länger und länger. Die Infanterie schob sich an den Fahrzeugen und Geschützen vorbei und suchte nach vorn wieder Anschluß zu gewinnen. Geschütze und Munitionswagen wurden mit zehn bis zwölf Pferden bespannt. So bedeckte sich allmählich die Marschstraße mit lang hingezogenen Heeressäulen, mit vorwärtsstrebenden Infanteristen, dazwischen nur wenig Geschütze mit noch weniger Munition ..." (Ludendorff.)

Aber in diesen Truppen, von denen etwa drei Viertel erst vor wenigen Tagen aus der Heimatgarnison gekommen und noch niemals im Feuer gewesen waren, wirkte die klare Erkenntnis von der Not des Vaterlandes, und in den neuen Verbänden der Ehrgeiz, es den alten Friedens- und Kriegssoldaten gleichzutun.

Schon am ersten Schlachttage kämpfte sich die Stoßgruppe des Generals Litzmann quer durch die Seen und Sümpfe der Johannisburger Heide bis an die Stadt Johannisburg heran und nahm diese am folgenden Tage. Aber an der russischen Grenze fand sie Widerstand, mußte zudem einen russischen Vorstoß bei Ossowiec abweisen und kam nicht weiter. So geschah es, daß der rechte Flügel des Zentrums, der auf Lyck im Vorgehen war, die Überflügelungsgruppe

einholte. In Lyck leistete das 3. russische Armeekorps zähen Widerstand. Als es endlich am 14. die Stadt räumte, war die Gruppe Litzmann noch nicht über Grajewo hinausgelangt, der Rückweg über den Bobr noch nicht verlegt, und die Sibirier entkamen. Nach dem Falle von Lyck kam wieder Fluß in die Bewegung. In der Nacht vom 16. zum 17. hatte Litzmann Augustow erreicht und griff nun südlich um die Waldzone herum.

Inzwischen hatte die linke Flügelgruppe ihre gewaltige Umfassungsbewegung mit dem äußeren Flügel über Kalvarja in heroischem Ringen gegen Frost und Schneesturm und dann nach einem jähen Wetterumschlag gegen Regen und grundlosen Schlamm bis auf die Ostseite des Augustower Forstes vorgetragen. Der unwiderstehliche Vormarsch des linken Flügels trieb die Russen des rechten Flügels nach Südosten — nur kleine Teile entwischten in der Richtung auf Kowno und versuchten von dort aus vergebens, das weitere Vordringen der Armee Eichhorn zu beunruhigen.

Nun setzte sich auch das Zentrum in Bewegung. Es bestand fast nur aus Landwehr und Landsturm. Allmählich wurde die Masse der russischen Armee immer unerbittlicher in den Raum Augustow-Suwalki-Sejny zusammengepreßt. Da kam der Schrecken über die Russen. Als am 15. und 16. die Vorhut des äußersten linken deutschen Flügels von Sejny aus durch den Forst auf Augustow vorstieß, um hier Litzmann die Hand zu reichen und die Umzingelung noch am Westrande des Forstes zu vollenden, wurde sie von den fluchtartig zurückströmenden Massen über den Haufen gerannt und teilweise gefangengenommen. Der große Plan der vollständigen Umzingelung der ganzen russischen Armee hatte also im Kampfe mit den Hemmnissen des Winters weder von der Südgruppe noch von der Nordgruppe vollständig durchgeführt werden können.

Angesichts dieses Rückschlages faßte Eichhorn den kühnen Entschluß, nicht Augustow, sondern Lipsk am Südostrande des Forstes zum Ziele seines Vorstoßes zu nehmen, also östlich um den ganzen Forst herumzugreifen. Und hier gelang es, die Verbindung mit Litzmann herzustellen. Nun waren die Hauptteile der russischen Armee, die sich im Walde vor dem deutschen Nachstoß gesichert geglaubt hatten, völlig eingekreist: ein zweites „Cannae" war gelungen.

Zwar kamen noch schwere Tage. Die in Gegend von Lipsk angekommene deutsche Gruppe, welche den Russen die Rückzugslinie verlegt hatte, mußte von vorn den verzweifelten Angriff der Eingekreisten abwehren, in ihrem Rücken aber wurde sie durch heftigen Entsatzstoß aus der Richtung der Festung Grodno angegriffen, deren Werke dicht hinter ihrer Linie lagen. Aber die Elsässer und Lothringer des 21. Armeekorps hielten stand.

Inzwischen erfüllte sich das Geschick der Russen. Im dichten Gewirr des Forstes, den nur wenige Verbindungswege durchquerten, verfitzten sich ihre Marschkolonnen. Die Lebensmittelparks vollends kamen gar nicht erst in den Forst hinein: sie blieben draußen stehen und fielen dem Verfolger zur Beute — der ohne diese rettende Zufuhr wahrscheinlich entkräftet liegen geblieben wäre. Und nun begann das große Kesseltreiben. Noch drei Tage lang wehrten sich die Russen wider die hereinbrechende Vernichtung. Aber aller Widerstand war umsonst. Ende Februar streckten 110 000 Mann die Waffen, 150 Geschütze und unermeßliches Heeresgerät wurden die Beute der Sieger.

Abermals war ein Großes, ein Ungeheures gelungen. Die Genialität der Führung und die über jedes Lob erhabene Tapferkeit und Zähigkeit der zum Teil blutjungen, zum Teil überalterten Truppen hatten Unvorstellbares geleistet. Die „Winterschlacht in Masuren“ war zu Ende. Zum zweiten Male war Ostpreußen vom Feinde befreit.

„Ihr Name,“ schreibt Hindenburg, „mutet an wie Eiseshauch und Totenstarre. Vor dem Gang dieser Schlacht steht der rückblickende Mensch, wie wenn er sich fragen müßte: haben wirklich irdische Wesen dies alles geleistet, oder ist das Ganze nur ein Märchen oder Geisterspuk gewesen? Sind diese Züge durch Winternächte, diese Lager im eisigen Schneetreiben und endlich der Abschluß der für den Feind so schrecklichen Kämpfe im Walde von Augustow nur die Ausgeburt erregter menschlicher Phantasie?“

11.

Aber auch dieser ungeheure Erfolg, der in der Heimat endlose Jubelstürme entfesselte, war alles andere als eine Entscheidungsschlacht. Wiederum war eine der russischen Armeen so gut wie vernichtet. Aber was wollte das besagen gegenüber den ungeheuerlichen Massen, über die der Zar auch jetzt noch verfügte? Um Rußland friedenswillig zu machen oder gar zum Frieden zu zwingen, hätten Entscheidungen von ganz anderem Ausmaß erreicht werden müssen. Dazu aber langten die Kräfte, welche dem Oberbefehlshaber Ost zur Verfügung gestellt waren, nicht entfernt hin.

Ludendorff gab den Gedanken einer großen Operation noch nicht verloren. Die Fortsetzung des Angriffs wurde befohlen. Zunächst wurde die Festung Ossowiec unter gewaltigem Artillerieeinsatz mit schwerem Flachfeuer angegriffen. Gleichzeitig wurde der Versuch gemacht, die Sümpfe und Waldzonen des oberen Bobr zwischen Ossowiec und Grodno zu überschreiten.

Aber diese Unternehmungen scheiterten. Die Witterung blieb dauernd warm und regnerisch, die Sümpfe froren nicht zu. Hinter ihrem Schutze spottete die Festung des Bombardements, das nur ihre Außenwerke erreichte. Und längs der Bobrsümpfe hatten die Sibirier sich zu hartnäckiger Verteidigung eingerichtet. Die jungen deutschen Truppen litten unbeschreiblich durch die Witterung und die Ermüdung nach ihrer gewaltigen Anfangsleistung.

So bitter die Erkenntnis war, daß dem großen Schlage die strategische Auswirkung versagt blieb — die Angriffe und damit die weitere Durchführung des Winterfeldzuges mußten als zwecklos eingestellt werden.

Auch ein unerwarteter Erfolg, den gleichzeitig ein Vorstoß der lediglich zur Sicherung der preußischen Südgrenze bestimmten Deckungsgruppe erzielte, konnte nicht ausgenutzt werden. Während der letzten Tage der Winterschlacht hatten die Grenzschutztruppen der Heeresgruppe Gallwitz einen Ablenkungsangriff unternommen. Dabei war ihnen wider eigenes Verhoffen die Stadt Przasnysz in die Hände gefallen.

Der Großfürst, dessen Nordoffensive durch den Vorbeugungsangriff des Oberbefehlshabers Ost im Keim erstickt worden war, raffte nun doch noch einmal die ihm verbliebenen Reste der Nordgruppe zu einem offensiven Vorgehen zusammen. Die Trümmer der Armee Rennenkampf wurden noch einmal von



Kowno und Olita her gegen den auf russischem Boden neu gebildeten Nordflügel der deutschen Ostfront vorgetrieben. Aber ihr Angriff prallte ab. Ein wüster Einbruch russischer Reichswehrhaufen, der sich Tauroggens und Memels bemächtigt hatte, konnte bald zurückgeworfen werden. Heftige Kämpfe entwickelten sich im Raume von Przasnysz, das wieder geräumt werden mußte. Sie flackerten den ganzen März hindurch weiter, ohne daß es den Russen gelungen wäre, die Phalanx der aus Landwehr, Landsturm und Festungstruppen zusammengesetzten Kräfte der Gruppe Gallwitz, deren Kern das frühere Korps Zastrow, jetzt 17. Reservekorps genannt, bildete, zu durchbrechen.

Gegen Ende März verebbten die Wellen der beiderseitigen Offensive an der Nordfront. Die letzten Schneefälle des schweren ersten Kriegswinters breiteten über blutgetränkte Gefilde und über die endlose Doppelreihe der neu geschaffenen Schützengräben ihr schauerliches Tuch.

12.

Hatte Hindenburg auch seine Absicht, den Sieg in der Winterschlacht zu einer großen strategischen Operation auszubauen, nicht verwirklichen können, so hatte er doch seinen Verteidigungszweck voll erreicht: der „gigantische Plan" des Großfürsten zu einer dritten Gesamtoffensive war, soweit der Nordflügel in Betracht kam, durch den deutschen Vorstoß im Keime getroffen und um seine Stoßkraft gebracht worden. Als er sich schließlich doch noch auszuwirken versucht hatte, war die Kraft der russischen Nordheere gebrochen.

Inzwischen hatte auch auf dem Südflügel die Absicht Conrads, mit deutscher Unterstützung dem längst erwarteten russischen Hauptangriff durch offensives Vorgehen zuvorzukommen, zu einem gewaltigen Ringen geführt.

Schon vor Beginn der Winterschlacht hatte Hindenburg dem Verbündeten namhafte deutsche Streitkräfte zur Verfügung gestellt. Unter Linsingen war eine neue „Südarmee" gebildet worden, die in die nun sich entspinnenden Kämpfe entscheidend eingreifen konnte. Sie wurde unter den Befehl des K. u. K. Armeeoberkommandos in Teschen gestellt. Mit Gebirgsausrüstung und Tragtierkolonnen war sie reichlich versehen. Sie wurde zwischen die am österreichischen Südflügel in der Bukowina fechtende Armee Pflanzer-Baltin und die den Nordteil der Karpathen haltende Armee Boroevic eingeschoben. Und zusammen mit diesen beiden inzwischen erheblich verstärkten Armeen war sie zu dem großen Angriff bestimmt, während die Armee des Erherzogs Josef Ferdinand am Dunajec vor Krakau und die Armee Dankl nördlich der Weichsel längs der Nidalinie standzuhalten hatte.

Obwohl Anfang Januar der Winter in die Karpathen eingefallen war, setzten sich die drei Angriffsarmeen am 19. Januar in Bewegung, nicht gleichzeitig, sondern staffelweise vom rechten Flügel aus. Zunächst wurden im äußersten Süden die Russen bei Kirlibaba umfaßt und in das Moldawatal zurückgeworfen. Nach Abweisung heftiger Gegenstöße der Russen würgten sich die Angreifer durch die verschneiten und vergletscherten Karpathentäler abwärts, schwenkten immer weiter links und warfen den Feind in der Richtung auf Czernowitz zurück. Nun gab der Großfürst das Spiel auf seinem linken Flügel für den Augenblick verloren und räumte das Kronland in einem Tage. Pflanzer-Baltin drückte energisch nach und nahm am 17. Februar Czernowitz und Kolomea. Damit war die Bukowina vom Feinde befreit. Pflanzer folgte über den Pruth bis an den Dnjestr.

Jetzt setzte eine starke russische Gegenwehr ein und vertrieb die Österreicher wieder aus dem Dnjestrtal.

Inzwischen hatte weiter nordwestlich fechtend am 23. Januar auch die deutsche Südarmee sich in Bewegung gesetzt und die Russen den Südabhang der Karpathen hinauf- und jenseits des Kammes den Nordabhang hinuntergeworfen. Das waren Kämpfe, deren winterliches Grausen ein Gegenstück bildet zu dem zwei Wochen später einsetzenden Ringen in der ostpreußischen Sumpfniederung. Hier waren alle Schrecken des unwirtlichen, kaum von Menschen besiedelten Gebirges zu überwinden. Fechtend und gleichzeitig durch den tiefen Schnee mit dem Spaten sich hinaufschaufelnd hatten die Deutschen in Verbindung

mit der rechten Flügelgruppe der links von ihnen stehenden Armee Boroevic sich durch die Täler zu den Höhenzügen emporgekämpft. Aber auf der Karpathenhöhe erlahmte der deutsch-österreichische Vorstoß. Die Angriffskräfte der Verbündeten hatten sich eher erschöpft als der zähe russische Widerstand. Ende Februar kam die Offensive der Verbündeten zum Stehen. In der neuen Front stand jetzt Pflanzer von Czernowitz links des Pruth über Kolomea bis Wyskow, die deutsche Südarmee von Wyskow längs des Karpathenkammes bis zum Lupkowpaß. Von dort bis zum Duklapaß wurde eine neu gebildete K. u. K. 2. Armee Boehm-Ermolli eingeschoben. Ihr schloß sich Boroevic vom Duklapaß bis zum Dunajec an. Die Linie dieses Flusses hielt die 4. Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand. In dieser Stellung mußten die verbündeten Armeen ihren Vormarsch zunächst einstellen, um zu verschnaufen. Allerdings war es eine wenig beneidenswerte Ruhe in der eisigen Bergeswildnis und bei ständig weitertobendem Stellungskampf.

Der große Vorstoß der Verbündeten, der auf beiden Flügeln das Losbrechen der dritten russischen Offensive im Keim ersticken sollte, hatte sein Ende erreicht. Es mußte sich bald zeigen, ob er sein Ziel erreicht habe.

13.

Schon in der letzten Februarwoche brach die neue Offensive des Großfürsten mit voller Kraft los. Die zweite Karpathenschlacht entbrannte.

Sie brachte wiederum eine unübersehbare Reihe fabelhafter Kämpfe, welche die österreichische Armee und ihre deutschen Kampfgenossen auf härteste Proben stellte. Unsere Verbündeten haben sich auch hier so wacker gehalten, daß es noch einmal ausgesprochen werden muß: wenn ihre Leistungen den deutschen nicht ganz entsprochen haben, so hatte das lediglich in den inneren Verhältnissen der Doppelmonarchie und ihrer Armee seinen Grund. An Tapferkeit, Aufopferung und draufgängerischem Schneid haben die Truppen der Österreicher und Ungarn hinter den Deutschen nicht zurückgestanden.

Am 22. März trat ein lange gefürchtetes schweres Ereignis ein: die Festung Przemysl, die sich bewundernswürdig gehalten hatte, hißte die weiße Fahne. Der „letzte Zwieback" war verbraucht. Die heldenmütige Besatzung hatte die Werke gesprengt, Geschütze und Munition vernichtet. 40 000 Mann mußten in Gefangenschaft wandern. Nun wurden die vier russischen Belagerungskorps frei und verstärkten die Wucht des feindlichen Ansturms, der sich jetzt zu scheinbar unwiderstehlicher Gewalt verstärkte. Gegen Ende März drohte eine Krise, welche die verbündete Front bis dicht an den Rand des Zusammenbruchs brachte. Und abermals kam ein rettender Engel: das Beskidenkorps des Generals von der Marwitz.

Es war aus einer Division der Südarmee und zweien des im Stellungskampf zwischen Lowicz und Warschau liegenden Zentrums zusammengestellt worden und wurde nun zwischen Boehm-Ermolli und Boroevic eingesetzt, um die Gefahr eines Durchbruchs abzuwenden, der um diese Zeit zwischen Lupkow- und Duklapaß in der Richtung auf Homonna im Tal des Laborz am Südhang der Karpathen drohte. Am Karfreitagabend (3. April) begann der

Gegenstoß des Beskidenkorps. Schon waren unter dem Hauch des nahenden Frühlings die Schneemassen der Karpathenhöhen im Abschmelzen. Die Ostertage brachten die Entscheidung. An dem entschlossenen Vorstoß der Deutschen scheiterte der Durchbruch.

Das war die Krisis der Karpathenschlacht. Von nun an gewannen die Verbündeten die Oberhand. Ende April erlahmte die Wucht der russischen Anstürme endgültig.

14.

Das Ende der Karpathenschlacht bezeichnet zugleich einen zweiten tiefen Einschnitt in der Geschichte des Weltkrieges.

Der 15. September hatte die deutschen Armeen im Westen, die österreichischen im Südosten am Ende ihres Rückzuges gesehen. Dieser Tag bedeutet das Ende des ersten Kriegsabschnitts: das Ende des großartigen Versuches der Mittelmächte, den Verteidigungskrieg durch Angriff in den Formen des Bewegungskrieges zu führen.

Mit dem 15. September hatte jener ungeheuerliche Umschwung eingesetzt, der den Kampf im freien Felde beenden sollte, um ihn in einen riesigen Belagerungskrieg von bisher niemals auch nur ahnungsweise vorgestellten Ausmessungen zu verwandeln.

Diese schauerliche Notwendigkeit bedeutete für die Angreifer den Zwang, die Mitte eines ganzen Erdteiles wie eine belagerte Festung zu umstellen. Für die zwei großen Völker aber, die sich innerhalb dieser Festung befanden, kündigte sich die Notwendigkeit an, sich mit ihrem ganzen Volkstum als Opfer einer Belagerung von unabsehbarer Dauer zu empfinden und zu verhalten.

Das waren so schaudererregende Aussichten, daß Angreifer und Verteidiger sich gleicherweise gegen die Erkenntnis dieser Lage und den Zwang, sich ihr zu unterziehen, sträuben mußten. Die verzweifelten Versuche beider Teile, sich diesem Zwange zu entziehen, füllen den zweiten Kriegsabschnitt vom 15. September 1914 bis Ende April 1915.

Im Westen hatten diese Versuche zunächst den „Wettlauf zum Meere" zur Folge gehabt, der sich strategisch als der beiderseitige Versuch der Überflügelung der Flanken des Gegners darstellt, welcher damals noch der festungsmäßigen Verankerung entbehrte. Noch ehe diese durch den Anschluß an das Meer erreicht worden war, hatte beiderseits ein letzter vergleichsweise schwacher Versuch eingesetzt, die drohende Erstarrung der Westfront zur Festungsfront noch einmal durch einen Angriff großen Stils auf die freie Flanke des Gegners zu verhindern und wenn irgend möglich die Lage so zu wenden, daß eine Rückkehr zu den Verhältnissen des Feldkrieges sich ermöglichen ließe — und damit eine Kriegsentscheidung in absehbarer Nähe. Beide Versuche waren in der Ypernschlacht widereinander geprallt und hatten sich gegenseitig aufgezehrt.

Das gleiche Schauspiel hatte sich in ungeheuer viel riesigerer Abmessung auf der Ostfront noch zweimal hintereinander abgespielt.

Hier war der Angreifer der Russe. Wie bei seinem ersten Ansturm, so war ihm auch bei seinem Versuch, eine Schicksalswende zu erzwingen, ein Gegenangriff der Verteidiger entgegengetreten, und die Gegner

hatten sich in Kämpfen gemessen, die sich taktisch wie strategisch durchaus noch als freie Feldzüge kennzeichneten.

Der Versuch einer zweiten großen Offensive, die sich diesmal gegen das Zentrum der Mittelmächte statt gegen ihre Flügel richtete, war durch die Vorbeugungsoffensive in Südpolen und später durch den Flankenangriff aus der Richtung Thorn-Lodz gebrochen worden.

Aber die Kraft der russischen Heere hatte noch zu einem dritten Versuch gereicht, die Entscheidung im freien Felde zu erzwingen. Ihn hatte der Großfürst diesmal abermals gegen die beiden feindlichen Flügel gerichtet — und abermals war ihm auf beiden Flügeln eine Gegenoffensive der Mittelmächte zuvorgekommen.

Beide Male hatte die Gegenoffensive auf dem hauptsächlich von Österreich-Ungarn besetzten Südabschnitt wenigstens zu einer Lähmung der feindlichen Angriffskraft geführt. Im Nordabschnitt aber, den Ludendorffs Geist führte, hatte die Vorbeugungsoffensive der Deutschen so weitreichende Erfolge erkämpft, daß sich die Aussicht auf eine Aktion eröffnet hatte, welche Möglichkeiten bot, die über den reinen Verteidigungszweck weit hinauswiesen und den Anfang zu einer Vernichtungsschlacht bedeuteten. Aber beide Male hatten die großen taktischen Anfangserfolge das auftauchende Ziel einer völligen Umwälzung der Lage nicht erreichen können. Sie waren an Kräftemangel gescheitert. Dieser Kräftemangel aber hatte beide Male eine dreifache Ursache gehabt. Eine allgemeine — und zwei besondere.

Einmal wies er auf die Säumnisse der Vorkriegszeit zurück, in der weder unsere nicht genügend sichere politische Leitung noch unsere Heeresleitung im Frieden bei klarer Erkenntnis unserer immer tiefer sich umwölkenden politischen Lage die Kraft besessen hatte, die militärischen Notwendigkeiten bei der Volksvertretung durchzusetzen. Diese Säumnisse hatten den absoluten Kräftemangel zur Folge gehabt, welcher Deutschlands Gesamtschicksal entschieden hat.

Dieser allgemeine und absolute Kräftemangel hat natürlich den letzten Grund gebildet, der auch unseren größten strategischen Leistungen und militärischen Heldentaten im Osten den Enderfolg versagt hat. Daneben haben sich aber aus dem Wesen der beteiligten Führerpersönlichkeiten Verhältnisse entwickelt, die es verschuldeten, daß die einzelnen Unternehmungen sich als zu schwach ausgestattet erwiesen.

Hindenburg und Ludendorff bemühen sich, die Schuld an diesen Verhältnissen ausschließlich der O.H.L. Falkenhayns aufzubürden. Nicht ganz mit Recht. In Ludendorffs Wesen lag ein Zug, der dem Temperament Conrad von Hötzendorfs nicht fernsteht: eine Neigung zur phantasievollen Vorausnahme von Zielen, die er bei nüchterner Prüfung der ihm zur Verfügung stehenden Mittel als unbezwingbar hätte erkennen müssen.

Es war keineswegs nur Charakterschwäche oder gar böser Wille, wenn in erster Linie Falkenhayn sich zu den großzügigen Feldherrngedanken der östlichen Kriegsleitung nicht rückhaltlos zu bekennen vermochte. Allerdings stand er allzusehr unter dem Banne der Vorstellung, die Kriegsentscheidung könne nur im Westen fallen. Auch hat er es hier und dort an dem genügenden Wage-

mut fehlen lassen, alle irgend verfügbaren Kräfte an der Stelle einzusetzen, an der eine überraschende, aber unbedingt klar erkennbare Möglichkeit einer schnellen Entscheidung winkte. Ihm ist das Schlieffensche Axiom, das einen Entscheidungskampf gegen das übermächtige Rußland mit seinen unermeßlichen Rückzugsmöglichkeiten für ausgeschlossen hielt, zum Verhängnis geworden. Er hat sich nicht entschließen können, den Schwerpunkt des Krieges rechtzeitig vom Westen nach dem Osten zu verlegen.

Wir werden sehen, daß Falkenhayn sich im Frühsommer 1915 endlich doch bereitfinden mußte, diesen Schritt zu tun. Da aber war es zu spät.

Zu spät — obwohl sich dann herausstellen sollte, daß die Kraft des russischen Riesen durch das dreimalige Scheitern seiner Offensivpläne endgültig gebrochen war.

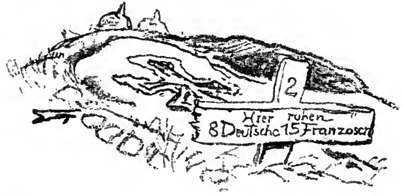
Zu spät — weil inzwischen der dritte Gegner, der sich bisher nur mit einem Hilfskorps an den Festlandskämpfen beteiligt und auch seine riesige Seemacht zu keiner Entscheidung eingesetzt hatte, nun endlich mit der ganzen Wucht seines Weltreiches in voller Rüstung auf dem Plan erschien.

Auf dem Plan erschien — auch er zu spät, um eine rasche Entscheidung im freien Felde zu erzwingen — aber rechtzeitig genug, um die verhängnisvolle Umklammerung, welche inzwischen auf zwei Fronten die Kriegsheere der Mittelmächte in die festungsmäßige Verteidigung zurückgedrängt hatte, zu vollenden.

Rechtzeitig genug, um die politische Einkreisung, die er seit vielen Jahren mit beispielloser Folgerichtigkeit betrieben hatte, durch die völlige militärische Einkreisung der Mittelmächte zu krönen.

Dies alles war zur Stunde noch nicht klar erkennbar. Eins aber drängte sich in den Wochen des endgültigen Erstarrens der Fronten dem Bewußtsein der Heeresleitungen wie dem Gefühle der ringenden Völker auf — der Zweifrontenkrieg im freien Felde war endgültig abgeschlossen. Er hatte keiner der beiden großen Parteien den heiß erflehten und mit unermeßlichen Strömen Männerbluts umworbenen Sieg gebracht.

Der erste Akt der großen Tragödie war zu Ende.



Zweites Buch

Hinter den Festungswällen

Erstes Kapitel

Anstürme und Ausfälle im Westen



1.

Es war doch mehr gewesen als ein Aktschluß im Trauerspiel. Es war ein Wendepunkt — der Wendepunkt. Ein Neues hatte begonnen, ein nie Erhörtes. Ohne es zu ahnen, standen wir schon „am Anfang vom Ende“ ... Wohl war der Krieg für die Mittelmächte von Anbeginn ein Verteidigungskrieg gewesen. Und der Angriff war nicht nur aus einer Himmelsgegend gekommen oder aus zweien oder dreien — er drohte vom Anbeginn „aus allen Richtungen der Windrose“. Aber bisher hatte das äußere Bild der Ereignisse diese Lage noch verschleiert. Die Mittelmächte hatten nach Osten und nach Westen politisch durch die Kriegserklärung, militärisch durch die offensive Führung der Verteidigung den Schein auf sich genommen, als seien in Wahrheit sie die Angreifer.

Nun hatte auch das äußere Bild in jähem Umschwung eine Form angenommen, welche dem inneren Sinn des ungeheuren Geschehens entsprach. Die angriffsweise geführten Verteidigungshandlungen der Mittelmächte waren in Ost und West zum Stehen gekommen. Im Westen zwar hielten die deutschen Heere noch immer gewaltige Gebiete feindlichen Landes — und nur im Süden hatte der Feind ein winziges Stück deutschen Bodens erfaßt. Im Osten aber war der kecke Vorstoß der österreichisch-ungarischen Truppen bald über die Landesgrenze zurückgeworfen worden. Die braune Russenflut war hinter ihnen drein

ins Gebiet der Doppelmonarchie eingebrochen, hatte zwei ganze Länder überschwemmt, und ihre vorbrandenden Wogen waren erst am Karpathenwall mühsam abgedämmt worden.

Aber hüben wie drüben hatte sich nun ein unerhörtes Schauspiel entwickelt. Angriffsweise Verteidigung und wirklicher Angriff hatten sich dermaßen ineinander verfangen, daß nun keiner von beiden weder vorwärts noch rückwärts konnte. Nun erst entsprach die militärische Lage der beiden Gegner auch ihren politischen Zielen — nun erst wurde klar ersichtlich, wer Angreifer, wer Verteidiger war. Nur daß Angriff und Verteidigung sich nun nicht mehr in den der Menschheit seit uralters vertrauten Formen des Ringens im freien Felde, des „Bewegungskrieges" darstellten — sondern die Form der Belagerung einer Festung angenommen hatten. Auch die war freilich nichts Neues in der Weltkriegsgeschichte. Das Unerhörte, das jeder Erinnerung der Vergangenheit Spottende war der Umfang dieser Festung, dieser Belagerung.

Und in dieser gewandelten, in dieser niemals vorher als möglich geahnten Form hat sich nun der ganze weitere Verlauf des Krieges abgespielt. In diesen zweiten Abschnitt sind wir nun eingetreten — diesen endgültigen, der dem großen Völkertrauerspiel seine Dauerform, sein eigentliches Wesen gegeben hat. Im Vergleiche mit diesem zweiten und gewissermaßen erst „eigentlichen" Hauptabschnitte des Krieges erscheinen die doch wahrhaftig ebenfalls schon riesenhaften Kämpfe, die wir bisher betrachtet haben, nur als ein Vorspiel — allerdings als ein gigantisches.

Aber doch auch wieder in anderer Hinsicht als ein ausschlaggebender Wesensbestandteil des Gesamtgeschehens. Als ein Hauptstück. Denn eine große Entscheidung ist bereits gefallen: einer der Hauptspieler steht bereits mit gelähmtem Rückgrat. Zwar reicht die Kraft seines Gebisses, seiner Tatzen noch zu manchem wuchtigen Biß und Hieb — aber aus seiner Lähmung kommt er nicht mehr heraus.

Auch der Angreifer im Westen hat seine beste Kraft bereits eingebüßt — und die beiden Verteidiger inmitten nicht minder. Und es hätte doch wohl über kurz oder lang Friede werden können, werden müssen — wenn nicht der dritte Angreifer noch völlig ungebrochen dagestanden hätte — er, der sich bisher kaum mit einem Fünftel seiner ungeheuren Kräfte an dem Titanenkampfe beteiligt hatte — der sich mit der Hoffnung geschmeichelt hatte, es würden wiederum, wie unzählige Male in der Geschichte seines Aufstiegs, die törichten Völker des Kontinents sich aneinander verbluten, und ihm, dem lachenden Zuschauer, der nur zum Schein ein bißchen mitgetan — ihm würden schließlich die Früchte des Kampfes der anderen in den Schoß fallen. Nun war dieser dritte und schrecklichste unserer Feinde zu der Erkenntnis gekommen, daß er diesmal mehr — daß auch er diesmal sein Alles einzusetzen haben würde. Und mit seiner ganzen zähen, charakterstarken Gelassenheit schickte er sich an, diese bittere, aber unentrinnbare Erkenntnis in die Tat umzusetzen.

Erst durch diesen Entschluß gab England dem Kommenden seinen Stempel — vollendete das furchtbar erhabene Schauspiel der Belagerung zweier großer Völker, denen sich inzwischen noch ein drittes angeschlossen hatte und später noch ein viertes anschließen sollte. Diese beiden Bundesgenossen der Hauptkämpfer wurden von den Feinden mit grandioser Selbstverständlichkeit in das Schicksal



„Morgenrot, Morgenrot —“

mit hineingepreßt, das den Eingeschlossenen zugedacht und beschieden war — sie wurden in die Belagerung einbezogen.

Bisher haben wir eine schier unübersehbare Reihe von Riesenschlachten betrachten müssen, die sich wie eine losgelassene Meute wütender Orkane über unermeßliche Länderstrecken dahinwälzten — schon dies ein atembeklemmendes, herzumschnürendes Bild. Aber es unterschied sich von wesensverwandten Katastrophen der Vergangenheit doch nur durch seinen Umfang, seine Spannungswucht und seine, statt über Tage, über Wochen und Monate hingrollende Dauer.

Nun kommt etwas völlig anderes. Schlacht — das Wort gewinnt nun eine ganz neue Bedeutung. Der Kampfplatz steht nicht mehr zur Wahl — nicht mehr suchen die Gegner von weither aufeinander losmarschierend sich irgendwo auf, um dann mit allen Künsten der Strategie und Taktik einander die Flanken, beide Flanken abzugewinnen, den Gegner „einzukesseln" oder wenigstens „aus dem Felde zu schlagen".

Nein: zu Beginn jeder einzelnen großen Kampfhandlung liegen die Kämpfer einander seit Wochen und Monaten eng verstrickt und verkrampft gegenüber. Ein jeder kennt durch Luftbeobachtung und Einschießen die Stellung, die Lage, die Kräfte des Gegners bis in die kleinsten, aus einigen tausend Metern Höhe photographisch noch fixierbaren Einzelheiten hinein. Und an die Stelle genialer Kombination, kecken Wagens ins Unbekannte tritt eine schauerlich eiskalte Mathematik des Krieges — ein gräßlich nüchternes Berechnen und Abwägen von Größen, die sich bei genügender Sorgfalt der Vorbereitung fast mit absoluter Genauigkeit festlegen lassen ...

Kurz: etwas völlig anderes, ein ganz neuer Abschnitt der Geschichte des Weltkrieges und der Weltkriegsgeschichte hat begonnen. Ein Abschnitt, den wir nur verstehen können, wenn wir uns von vornherein über sein Wesen, über seinen eigentlichen Charakter klar werden. Wir können das heute aus rückschauender Betrachtung heraus. Solange wir in den Geschehnissen selber mitten drinnen standen, war uns diese Erkenntnis noch Jahre hindurch verschlossen. Wir sahen die Dinge nicht, wie sie waren — nicht zuletzt deshalb nicht, weil wir sie nicht sehen wollten —, weil wir uns nicht imstande fühlten, das namenlose Grauen zu ertragen, das aus dem Medusenantlitz uns anstierte.

Vier große Nationen — umschlossen, umstellt, umlagert, abgesperrt zu Meer und zu Lande von einem Verbande feindlicher Völker, der schließlich fast die ganze bewohnte Erde umfaßte!

Das Ziel dieser Umklammerung war dies: die bewaffnete Gegenwehr der Eingeschlossenen an irgendeiner Stelle zu sprengen, um auf diese Weise ihren Willen mit Gewalt zu brechen. Sollte aber das nicht erreichbar sein — nun, so würde man die hundertachtzig Millionen lebender und schaffender Menschen da drinnen dem Hunger und der Not preisgeben, bis sie sich in eine Horde willenloser Verzweifelnder wandeln würden, die sich wie Vieh vergewaltigen, ausplündern, entmannen lassen würden!

Das war gewollt, das ist — gelungen.

Was diese Schilderung mit einer einzigen Linie umreißt, das werden wir nun in seinem Einzelablauf zu verfolgen haben. Alles, was seit Ende April

1915 auf den Kriegsschauplätzen dreier Erdteile und auf den Meeren aller Zonen sich abgespielt hat, kann nur begriffen werden, wenn wir es betrachten aus der großen Gesamtperspektive der Belagerung einer Riesenfestung. Alle die Kriegshandlungen, die sich nun noch vor uns abspielen werden, sind nicht mehr Schlachten, wie diejenigen des ersten Kriegsabschnittes — sie sind, soweit sie von den Angreifern ausgehen, als Anstürme auf eine Festungsfront zu betrachten — soweit sie aber aus Entschlüssen der Verteidiger entspringen, kennzeichnen sie sich als Ausfälle aus der Festung. Und das gilt auch dann, wenn sie äußerlich, „taktisch" betrachtet wiederum die Formen und die Verhältnisse selbständiger Feldzüge annehmen und in ihrem Verlaufe zu ganzen Reihen von Feldschlachten führen — wie das für die Offensive gegen Rußland im Sommer 1915, für den serbischen, den rumänischen, den italienischen Feldzug zutrifft. Selbst diese gewaltigen, ruhmgekrönten Unternehmungen stellen im Zuge des Gesamtgeschehens nichts anderes dar als krampfhafte und verzweifelte Versuche der Eingeschlossenen, an irgendeiner Stelle den eisernen Ring der Umklammerung zu sprengen und den Gegner im freien Felde zur Entscheidungsschlacht, das heißt zur Vernichtungsschlacht zu stellen.

Jede Unternehmung der Belagerten, die diesen Zweck nicht erreichte, hat als gescheitert zu gelten — auch wenn sie sich äußerlich als ununterbrochene Kette strategischer Großtaten und taktischer Siege hellsten Glanzes darstellte.

Und diesen Zweck hat nicht eine einzige erreicht — nicht eine einzige von all den mythisch gewaltigen Kriegsfahrten, die auch nach dem April 1915 die deutschen und verbündeten Heere bis tief in Rußlands Wildnisse, ins Herz der Feindstaaten des Balkans, in die blühenden Gefilde der Lombardei und Venetiens, ans Kaspische Meer und an den Suezkanal — und ganz kurz vor dem schreckensvollen Ende noch ein zweites Mal über die Marne und bis an den Bannkreis von Paris geführt haben.

Es ist alles umsonst gewesen. Wir waren verloren an dem Tage, da in unserem Rücken Maunourys Kanonen zu sprechen begannen und unserem Siegeslauf ein Halt geboten.

2.

Es ist ein ander Ding, sich solch furchtbare Erkenntnis in der achselzuckenden Resignation rückschauender Betrachtung vorzuführen — ein anderes, eine solche Entwicklung allmählich über sich herniederwuchten zu sehen, solange man noch eine Waffe in Händen und einen Rest von Kraft in Knochen und Seele hat.

Wohl muß den Führern unserer Völker im Laufe der Jahre unseres Heldenringens wider den Erdball gar manches Mal die Erkenntnis gekommen sein, wie völlig hoffnungslos unsere Lage doch eigentlich sei. Denn eine belagerte Festung ist noch nie dem Endschicksal der Kapitulation oder der Erstürmung entgangen, wenn sie nicht auf Entsatz von außen zu hoffen hatte. Und woher hätte der uns kommen sollen?!

Damals, als in den angstumlagerten Monaten von der Marneschlacht bis zum Scheitern der dritten Russenoffensive sich allmählich das Begreifen uns aufzwang, daß wir in die Rolle der Besatzung und Einwohnerschaft einer

belagerten Festung hineingezwungen seien — damals war die Vorstellung von der wahren Absicht unserer Feinde noch kaum in den Köpfen unserer führenden Männer zu klarer Erkenntnis gediehen. Um so dankenswerter ist die Sicherheit des Gefühls, das wenigstens die militärischen Führer trieb, die Riesenlast der Verantwortung auf ihre Schultern zu nehmen und ihre Völker für die neue, für die unerhörte Aufgabe einer Verteidigung bis zum letzten Hauche von Krieger, Bürger, Weib und Säugling zu entflammen und zu organisieren.

Des Gefühls — das ihnen sagte, daß dies kein Kampf sei um unsere nationale Würde nur — sondern um unsere nackte Existenz — unsere Existenz als Nation und um das Dasein jedes einzelnen in unseren Völkern. Denn theoretisch ging der Wille unserer Feinde und geht er noch heute dahin: das Germanentum auszurotten auf dem Erdenrund. Unsere Feinde besaßen und besitzen auch heute die Macht, dieses entsetzliche Ziel zu erreichen. Und wenn sie schließlich in diesem Bestreben erlahmen sollten, so werden es nicht Hemmungen moralischer Natur, nicht Regungen der Menschlichkeit und des Gewissens sein, die sie zu solcher „Milde" bestimmen — sondern lediglich die Erkenntnis, daß die heutige Menschheit doch, trotz aller nationalen Gegensätze und Rivalitäten, ein Gesamtorganismus ist. Und daß es Selbstmord der Gesamtheit bedeutet, wenn sie eines ihrer Glieder dauernd verstümmeln oder gar zertrümmern will.

Damals aber, als die endlose Doppelreihe der Schützengräben, getrennt durch das unausdenkbare Grauen des „Niemandslandes", sich um die Grenzen der Mittelmächte herum auftat — damals gewann dieser Ausrottungsgedanke in den Seelen unserer Feinde erst klare Gestalt. Damals erst wird es ihnen ganz deutlich ins Bewußtsein getreten sein, daß so etwas wie die Belagerung und Aushungerung von Völkern, die nach vielen Millionen zählen, technisch möglich sei. Das Verdienst, diesen Gedanken gedacht, geglaubt und verwirklicht zu haben, fällt unabwälzbar auf England.

Am 9. November 1914 hielt der damalige englische Marineminister Winston Churchill in der Guildhall eine Rede, in der er sich über die englischen Pläne folgendermaßen aussprach:

> „Das britische Volk hat sich den Wahlspruch gesetzt: ‚Geschäft wie gewöhnlich während der Veränderungen auf der Landkarte Europas.' Es erwartet von der Flotte, auf die es soviel Sorgfalt und Geld verwendet hat, daß sie dafür aufkommt, und wir sind jetzt im Begriff, das tatsächlich zu vollbringen. Es ist sehr schwer, in der ersten Kriegszeit die volle Wirkung des Drucks der Seemacht zu ermessen. Der Schaden, den wir erleiden, ist klar und genau zu bestimmen. Der Schaden, den wir zufügen, ist sehr oft entweder gar nicht zu sehen, oder, wenn er zu sehen ist, läßt sich seine Größe nicht feststellen. Die wirtschaftliche Erdrosselung durch die Seeblockade braucht Zeit, bis sie zu voller Wirkung kommt. Wir sehen sie jetzt erst im dritten Monat. Nur Geduld! Betrachten Sie sie im sechsten, im neunten, im zwölften Monat, dann werden Sie den Erfolg sehen, der nur allmählich und in der Stille zustande kommt, der aber das Verderben Deutschlands so sicher bedeutet, wie das Herannahen des Winters den Fall der Blätter von den Bäumen."

Diese schauerlichen Sätze könnten als das Leitmotiv aller jener Vorgänge gelten, die den Inhalt unserer ferneren Betrachtungen bilden werden.

3.

England tritt auf den Plan. Das Landungskorps, das es im ersten Kriegsabschnitt seinem Bundesgenossen zur Verfügung gestellt hatte, war nur eine Anzahlung gewesen — freilich als endgültige Abfindung gedacht. Nun aber, da Not an den Mann kam, erwacht die ganze kalte Entschlossenheit und rücksichtslose Tatkraft der Nation, welche von ihrer Inselfestung aus eine Weltherrschaft erstritten hatte.

England organisiert den Belagerungskrieg gegen die Riesenfestung. Es stellt ihn auf drei grundlegende und völlig neue Gedanken.

Der Angriff wird zerfallen in einen Kampf gegen die militärische Widerstandskraft der Verteidiger — gegen ihre leibliche — und gegen ihre seelische Spannkraft.

Die Waffen, die Leiber und die Herzen der Angegriffenen sollen zertrümmert, zermürbt, zerrieben werden.

Im Kriege der Waffen wird hinfort nicht mehr die Genialität der Führung, nicht mehr die Kampfmoral der Truppe, nicht mehr die Fertigkeit im Gebrauch der Kriegswerkzeuge entscheiden. In allen diesen Punkten ist die Überlegenheit derer da drinnen durch die stolze Reihe ihrer beispiellos gewaltigen Siege, ja auch durch ihr zähes Ausharren in Abwehr vielfacher Übermacht augenblendend erwiesen. Aber in einem Punkte sind die Belagerer den Eingeschlossenen schon zur Stunde überlegen — und werden von Stunde zu Stunde noch immer überlegener werden: im Punkte der Zahl. Der Zahl an Menschen — und an Kriegsmaschinen.

In Zukunft wird der militärische Angriff auf die nackte, brutale Überlegenheit der Zahl, der Masse gestellt werden.

Aber kämpfen wir denn nur gegen Waffen und Feldbefestigungswälle? Wir kämpfen gegen Menschen. Menschen aber sind als Kämpfer nur so lange zu gebrauchen, wie sie einigermaßen satt sind — und einigermaßen kampfeswillig und siegesgläubig.

Es gilt, die Belagerten physisch auszuhungern und seelisch zu demoralisieren.

Materialkrieg, Hungerblockade und Zerrüttungspropaganda — das sind die drei neuen Waffen, die England im Weltkriege geschmiedet hat — und denen die belagerte Festung schließlich erlegen ist.

Alle diese Angriffsmittel waren erst zu entwickeln. Das verlangte Zeit. Und England hatte Zeit. Es hatte von seiner Inselfestung aus in großer, vorläufig kaum gestörter Gelassenheit zuschauen können, wie der Krieg über Belgiens, Frankreichs, Ostpreußens, Rußlands, Galiziens Felder gestampft war. Und auch jetzt, da sich das Schlachtgefilde da hinten auf dem Kontinent in ein Gewirr von drahtumstarrten, feuerspeienden Gräben verwandelte — auch jetzt noch galt für England in vollem Umfange das hundeschnäuzige Wort seines Marineministers: „Business as usual — Geschäfte wie gewöhnlich ..." Die Länder und Seelen der Bundesgenossen mochten unter der Kriegsgeißel ächzen — England hatte Zeit. Nur mußten die Bundesgenossen aushalten.

Frankreichs war man sicher. Der Deutsche stand fest in französischen Boden gewühlt und wollte sich nicht vertreiben lassen. Solange das der Fall war,

solange würde der Franzose den Kampf nicht aufgeben. Seine Vaterlandsliebe, seine Kraft, für Frankreich zu leiden und zu bluten, war ein zuverlässiger Bundesgenosse.

Schlimmer sah es auf der anderen Seite aus. Der Russe hatte bei seinen Anstürmen zuviel Haare lassen müssen. Die „Dampfwalze", auf deren Wucht die Westalliierten mit felsenfestem Vertrauen gezählt hatten, stak festgefahren im Wust der Schützengräben, wollte nicht mehr vom Fleck. Ihr Mechanismus schien erheblich gelitten zu haben ...

Dem Franzosen konnte England alles zuführen, dessen er zur Wiederaufrichtung seiner Tatkraft etwa bedurfte. Der Russe war abgeschnitten von jeder Verbindung mit dem Haupte des Komplotts. Ende Oktober hatte die Türkei ihren Anschluß an die Mittelmächte erklärt. Das war um so bedeutungsvoller, als Bulgarien, mit dem seit Kriegsbeginn Verhandlungen wegen eines Bündnisses schwebten, seit dem großen Umschwung im Westen und Osten sich zurückzuziehen begann, ohne freilich den heftigen Liebeswerbungen der Entente bisher ein Ohr geliehen zu haben.

Zwar war die Türkei durch sechsjährige fast ununterbrochene Kriegführung stark geschwächt. Aber die klare Erkenntnis ihrer leitenden Staatsmänner, daß es sich auch für das Osmanische Reich um einen Selbstbehauptungskampf handeln müsse, ließ erwarten, daß sie mit gleicher Entschlossenheit wie ihre Verbündeten ihre letzte Kraft einsetzen würden. Und diese Zuversicht hat nicht getrogen.

Zwar fehlte der Türkei einstweilen räumliche Verbindung mit den eingeschlossenen Verbündeten. Im großen Verteidigungskampfe stellte ihr Gebiet vorläufig ein Außenwerk dar, das noch nicht umzingelt war, und dessen Unternehmungen den Angreifern darum viel zu schaffen machen würden. Dabei sperrte es seinerseits die einzige wirklich wertvolle Verbindung zwischen Rußland und den Westmächten: die Dardanellenpforte.

Wenn aber Rußlands Angriffskraft seit dem Frühjahr 1915 entfernt nicht mehr nach dem ihr ursprünglich beigemessenen Wert in Rechnung gestellt werden konnte, dann war es um so wichtiger, daß im Westen dem Verteidiger nicht einen Augenblick Ruhe gelassen würde — wenn auch die ganz großen Schläge aufgespart werden mußten, bis Englands Kriegsrüstung vollendet war. Und so sehen wir denn auf der Westfront ein nimmer rastendes Gewirr von Kämpfen sich abspielen, das zuweilen zu größeren Angriffsschlachten emporflammt und im Herbst gar schon die erste „Übermaterialschlacht" entfesselt. Aber diese Kämpfe lasten im wesentlichen noch auf Frankreichs Schultern. Erst im Sommer 1916 wird England auch zu Lande in voller Bereitschaft an Frankreichs Seite eingreifen — im grausenvollen Ringen der Sommeschlacht.

Der Materialkrieg also verlangte Vorbereitungen, die seitens der Entente im Jahre 1915 noch nicht würden zum Abschluß gelangen können. Der dritte Gedanke aber, die psychologische Offensive gegen die Herzen der Verteidiger, war zur Zeit, mit der wir uns im Augenblick beschäftigen, noch kaum klar ins Bewußtsein der Angreifer getreten. Und jedenfalls hatte seine Stunde noch nicht geschlagen. Erst mußten die Leiber der eingeschlossenen Völker zerrüttet werden.

Und die Verwirklichung dieses Gedankens war es, die England nun ungesäumt und mit seiner ganzen, von jeder moralischen und gefühlsmäßigen Hemmung freien Tatkraft in Angriff nahm. Des teuflisch großen, teuflisch schändlichen Gedankens der Hungerblockade, zu der sich die Rohstoffblockade gesellte.

4.

Die Durchführung dieses Gedankens hatte vom ersten Tage der Kriegserklärung an Englands Verhalten und damit den Ablauf der kriegerischen Ereignisse auf der dritten Front bestimmt — auf der Seefront.

Während unsere Aufmerksamkeit bisher der Betrachtung fast unübersehbar weiter, aber doch immerhin geographisch begrenzter Schlachtgefilde zugewandt gewesen war, tut sich nun vor unserem schwindelnden Auge der Blick auf die Unermeßlichkeit des Weltmeeres auf. Des Weltmeeres, auf dem die deutsche Phantasie erst seit wenigen Jahrzehnten heimisch zu werden sich angeschickt hatte — und von dem wir heute wieder in unsere stickige Festlandsenge zurückgebannt sind ...

Aus bescheidensten Anfängen hatte sich unser deutscher Überseehandel und Schiffsverkehr in wahrhaft schwindelndem Zeitmaß zu weltumspannender Bedeutung emporgereckt. Viel langsamer, fast schüchtern war ihm die Entwicklung unserer Seekriegsmacht gefolgt. Aber immer noch viel zu stürmisch und auffallend, als daß England es ertragen zu müssen geglaubt hätte.

Denn England hatte sich seit dem achtzehnten Jahrhundert zu einer Sonderstellung unter den Völkern der Erde aufgeschwungen, welche ihm die Macht gab, auf allen Meeren des Erdballs seinen Willen durchzusetzen.

Wohl hatte schon im Jahre 1609 der Begründer der Völkerrechtswissenschaft, der große niederländische Jurist Hugo Grotius in seinem berühmten Werke vom „Mare liberum" den Begriff der Freiheit der Meere aufgestellt. Den Grundsatz also, daß das grenzenlose Weltmeer nicht den Hoheitsrechten eines einzelnen Staates oder Volkes unterworfen sein könne, sondern Eigentum der ganzen Menschheit sei. Und dieser Grundsatz war von der Theorie aller Völker angenommen worden.

In der Praxis aber hatten sich die Dinge ganz anders entwickelt. Während alle anderen Staaten der Erde ihre ganze Lebenskraft vorzugsweise der Erringung, Befestigung und Ausbreitung ihrer Macht über möglichst weite und wertvolle Strecken des festen Landes dienstbar gemacht hatten, war England seit nahezu zweihundert Jahren seinen besonderen Weg gegangen: es hatte die Entwicklung seiner Seemacht zur Grundlage seiner Politik gemacht und Landgewinn nur als Frucht und Grundlage seiner Seeherrschaft erstrebt.

Die Erfindung der Dampfmaschine, der höchste Triumph und Trumpf englischen Geistes, hatte diese Entwicklung vollendet. Die englische Handelsflagge beherrschte die Meere, und neben ihr wehte schützend und dräuend allüberall die englische Kriegsflagge.

Allerdings hatten die übrigen „Weltmächte" — sie waren eigentlich neben England samt und sonders nur große Landmächte — dieser Entwicklung nicht ohne Besorgnis zugesehen. Und an Versuchen, eine Seemacht zu gründen,

die der englischen gewachsen wäre, hatte es nicht gefehlt. England hatte sie samt und sonders niedergeschlagen.

Nur die Politik und die Wissenschaft hatten den Traum vom freien Weltmeere weitergesponnen und bei passender Gelegenheit in papierenen Übereinkünften niedergelegt. England hatte dies kindliche Spiel feierlich ernsthaften Antlitzes mitgespielt. In der Pariser Seerechtsdeklaration von 1856 hatten aus Anlaß der Beendigung des Orientkrieges alle beteiligten Mächte, die auch die Kriegführenden des Weltkrieges waren, jene Grundsätze festgelegt, welche das Recht der Kriegführung zur See unter feste Regeln stellten.

Es ist für das Verständnis der Vorgänge zur See im Weltkriege notwendig, diese Grundsätze etwas näher zu betrachten.

Sie bestimmten, daß der neutrale Handel während eines Krieges überhaupt nicht unterbunden noch belästigt werden dürfe. Neutrale Schiffe sollten sogar berechtigt sein, Waren der Kriegführenden oder für die Kriegführenden bestimmte Waren zu verfrachten, ohne daß die Gegenpartei berechtigt sein sollte, diese Waren auf neutralen Schiffen zu beschlagnahmen.

Eine Ausnahme bildete die „Kriegskonterbande". Darunter verstand man unmittelbares Kriegsmaterial, also alles für die Kriegführung selber bestimmte Gerät; ferner aber auch „mittelbare Konterbande", also alles Material, das zwar nicht ausdrücklich und seinem Wesen nach ausschließlich für den Krieg bestimmt, aber doch geeignet ist, ihm zu dienen. Also beispielsweise Zuchttiere, vor allem Pferde, Lebensmittel, Rohstoffe, die zur Erzeugung von Kriegsgerät dienen können, Heizmaterial und bares Geld.

Solche unmittelbare und mittelbare Kriegskonterbande durfte also der Kriegführende von neutralen Schiffen herunterholen, mittelbare allerdings nur, wenn sie nachweislich für die Feindmächte bestimmt war.

Der zweite wichtige Grundsatz, den die Pariser Deklaration als allgemein anerkanntes Völkerrecht niedergelegt hatte, bezog sich auf die Blockade.

Dieser Begriff, dessen verhängnisvolle Bedeutung der Weltkrieg jedem lebenden Bürger der Vierbundstaaten durch Jahre hindurch in die Seele gehämmert hat, bedeutet die militärische Absperrung eines Platzes von jedem Verkehr. Im engeren Sinne versteht man darunter die Absperrung zur See.

Diese Absperrung gilt als ein erlaubtes Kriegsmittel. Wenn sie ordnungsmäßig verhängt, bekanntgegeben und durchgeführt ist, sind auch die Neutralen verpflichtet, sie anzuerkennen. Jedes neutrale Schiff, das eine Blockade zu brechen versucht, verfällt von Rechts wegen als „gute Prise" wie ein feindliches Fahrzeug der Beschlagnahme durch die blockierende Macht.

Zur Rechtmäßigkeit einer Blockade gehört allerdings dies: sie muß effektiv sein. Will sagen: sie muß nicht nur verhängt, sondern durch eine entsprechende Machtentfaltung auch so weit durchgeführt sein, daß sie ohne schwere Gefahr nicht durchbrochen werden kann.

Diese Satzungen galten in der ganzen Welt als anerkanntes Völkerrecht. Auch England hatte sie unterschrieben. Als im Jahre 1909 die zweite Friedenskonferenz im Haag getagt hatte, da hatte England die verhandelnden Mächte zu einer Besprechung über die Seekriegsrechtsregeln nach London eingeladen. Das Ergebnis der dort unter seiner Leitung geführten Verhandlung war die

„Londoner Seerechts-Deklaration" gewesen, welche gewisse Zweifelsfragen noch schärfer formulierte, aber daneben anerkannte, daß die von ihr niedergelegte Regelung „im wesentlichen den allgemein anerkannten Grundsätzen des internationalen Rechts entspräche".

Wichtig war unter den Festsetzungen dieser Deklaration vor allem eine Bestimmung, welche das Recht der Kriegführenden, in den Handel der Neutralen einzugreifen, ausdrücklich auf die Verfrachtung von eigentlichem Kriegsmaterial beschränkte.

Als diese Deklaration den gesetzgebenden Körperschaften Englands zur Ratifikation vorgelegt wurde, erhob das Oberhaus Einspruch, weil diese Festsetzung den englischen Interessen nicht genügend Rechnung trage! Daraufhin lehnte England die Unterzeichnung der von ihm selbst herbeigeführten Londoner Deklaration offiziell ab! An die Pariser Deklaration aber blieb es selbstverständlich auch unter diesen Umständen gebunden!

Nach Kriegsausbruch, am 20. August 1914, erließ es eine Erklärung zur Londoner Deklaration, es wolle sie „im allgemeinen annehmen, doch mit gewissen Abänderungen und Zusätzen, die es unbedingt für notwendig erachte, um die Operationen zur See wirksam durchzuführen"! Das will sagen, es behielt sich volle Handlungsfreiheit vor.

Und da es die Macht besaß — so konnte es ungestraft alle Bestimmungen des „Seekriegsrechts" über den Haufen werfen, um gleichzeitig ihre strenge Innehaltung von seinen Feinden zu verlangen! Einen wirksamen Einspruch hatte es nicht zu befürchten, da alle Seemächte von Bedeutung seine Verbündeten waren — alle bis auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika —, aber das ist ein besonderes Kapitel.

Solange sich England an die von ihm selber unterzeichneten Satzungen des Völkerrechts hielt, war eine vollständige Blockade der Mittelmächte nicht durchführbar. Die Feindmächte konnten versuchen, unsere Seeküsten „effektiv" zu blockieren. Um das durchzuführen, hätten sie zunächst die Seemacht der Mittelmächte vernichten müssen. Denn deren Aufgabe bestand ja neben dem Schutze ihrer Küsten vor feindlicher Landung vor allem auch in der Verhinderung einer „effektiven Blockade". Aber selbst wenn sie beseitigt war und die Blockade durchgeführt — so waren die Mittelmächte vom freien Weltverkehr noch durchaus nicht völlig abgeschnitten. Denn die drei Fronten umspannten ja noch keineswegs das ganze Ländergebiet der Mittelmächte. Von der Türkei sei hier einmal abgesehen. Aber die Niederlande, die Schweiz, sowie einstweilen noch Italien und Rumänien waren neutral. Ihnen blieb es unverwehrt, uns über ihre Landesgrenzen hinüber sogar fertiges Kriegsmaterial zu liefern. Außerdem aber waren sie nach Völkerrecht befugt, jede Art von Rohmaterialien uns zuzuführen und solches auch von Übersee auf dem Umwege über ihre Länder für uns zu beziehen und uns zu übermitteln.

Auf diese Rechtslage hatten sich wohl auch die politischen wie die militärischen Leitinstanzen der Mittelmächte verlassen, als sie es verabsäumt hatten, sich auf einen Belagerungskrieg einzurichten, bei dem wir so gut wie vollständig vom freien Weltverkehr abgeschlossen werden könnten. Obwohl doch Englands Verhalten nach der Londoner Deklaration hätte stutzig machen müssen ...

Ihr Vertrauen hatte nicht mit Englands Gesinnung gerechnet, nicht für möglich gehalten, was alsbald eintrat: daß England ohne mit der Wimper zu zucken sich über alle von der ganzen Kulturwelt anerkannten Satzungen des Völkerrechts mit lässigem Achselzucken hinwegsetzen — und die Länder der an die Mittelmächte angrenzenden Nationen einfach mit blockieren würde ...

5.

Am wenigsten aber hatte mit dieser Möglichkeit jener Bestandteil der deutschen Seemacht gerechnet, dessen Aufgabe die Verteidigung der dritten Front sein würde — die Kaiserliche Marine. In der verhältnismäßig kurzen Zeit ihres Bestehens hatte sie sich von Jahr zu Jahr mehr mit dem Gedanken vertraut machen müssen und vertraut gemacht, daß ihr erster Waffengang sie zum Kampf auf Leben und Tod mit der größten Seemacht der Welt zusammenführen müßte.

Die deutsche Seekriegsmacht hatte sich aus bescheidensten Anfängen erst unter Wilhelm II. entwickelt. Sie war seine Schöpfung, sein Stolz und sein Liebling. Die Geschichte ihres Aufstieges, ihrer Tätigkeit im Kriege und ihres Unterganges bildet in der Tragödie unseres Volkes eine Tragödie für sich. Eine Tragödie voll Fieberspannung, voll brennender Enttäuschung und aufflammender Hoffnung, voll trotzig vertrauensvollen Aufschwunges zu ungeheuerster, nie erträumter Leistung, die sie durch lange Monate zur Trägerin unserer letzten Hoffnung auf Rettung und Freiheit werden ließ — bis dann die Erkenntnis unserer Unrettbarkeit gerade in ihrem Schoße die Elemente jener Zersetzung entfesselte, die unserem ruhmbeladenen Widerstande das schmähliche Ende bereitete. Ihr letzter Leiter, der Admiral Scheer, hat diese Tragödie unter dem bescheidenen Titel „Persönlicher Erinnerungen" in der gelassenen Sprache des Soldaten und Seemannes aufgezeichnet. Aus seiner klassischen Darstellung die Leitfäden herauszuheben und dem Gewebe meiner Erzählung einzuflechten, wird meine Aufgabe sein. In zweiter Linie ist dabei das Erinnerungswerk des Großadmirals v. Tirpitz zu berücksichtigen, dem allerdings mehr der Charakter einer Verteidigungs- und Anklageschrift zugleich innewohnt.

Um Deutschlands Kampf auf der „dritten Front" zu verstehen, müssen wir zunächst einmal wieder die Karte zur Hand nehmen und die Gestalt dieser Front ins Auge fassen. Ganz offensichtlich gliedert sie sich in die Ostseefront und in die Nordseefront. Daneben hatten die Verbündeten ihre Mittelmeerfronten zu decken: Österreich seine Küstenstriche und Häfen am Adriatischen Meere, die Türkei die beiden Eingangspforten zum lebenswichtigen Dardanellenpaß vom Schwarzen wie vom Ägäischen Meere her, schließlich noch die arabischen Küstenstriche am Roten Meer und rechts der Mündung des Schatt-el-Arab, des Zusammenflusses des Euphrat und Tigris am Persischen Meerbusen.

Die Ostseefront umfaßte den Südrand des Ostseebeckens von Memel bis zur dänischen Grenze. Blieben die skandinavischen Staaten neutral, so drohte hier immer noch eine doppelte Gefahr. Die russische Flotte konnte von Osten her die deutschen Häfen blockieren und bombardieren. Sie konnte ver-

suchen, eine Landung russischer Truppen an der Küste zu decken. Und die englische Flotte konnte den Versuch machen, durch die Meerenge an der jütischen Küste in die Ostsee einzudringen.

Weit problematischer noch lagen die Verhältnisse an der Nordsee. Hier umschloß die deutsche Küste mit den anschließenden Strecken Jütlands im Norden und Hollands im Westen das berühmte „nasse Dreieck“, aus dem unsere Flotte wohl, um Stegemanns treffliches Bild zu gebrauchen, „wie ein Kettenhund aus ihrem Schlupfwinkel herausfahren konnte“, das sie aber nicht verlassen durfte, ohne sich von ihrer einzigen Rückzugslinie loszulösen.

Ihr gegenüber legten sich die britischen Inseln von den Shetlands bis Wight als eine 450 Seemeilen breite Sperre in den Weg. Zahlreiche Buchten und Häfen bildeten soviel Ausfalltore wie Schutzstätten. Der Engländer würde stets genau wissen, woher die deutsche Flotte nur kommen könnte und wohin sie unbedingt zurück müßte, sowie sie ihre Vorräte vor allem an Heizmaterial und Munition verbraucht hätte.

Insbesondere aber brauchte England nicht einen Augenblick zu befürchten, daß die deutsche Flotte jemals einen ernsthaften Versuch unternehmen könnte, den anscheinend verwundbarsten Punkt der englischen Kriegführung anzugreifen: nämlich die französische Kanalküste südwestwärts von Calais, wo die englischen Truppen für die Westfront übergesetzt werden mußten. Ein solcher Versuch hätte die deutsche Flotte von ihrer Operationsbasis und ihrer Rückzugslinie getrennt und einem Angriff aus dem Rücken preisgegeben.

Zu dieser Ungunst der strategischen Lage trat ein Mißverhältnis der Zahl, das die deutsche Flotte kaum als ernsthaft zu nehmenden Gegner der englischen erscheinen ließ.

Das deutsche Flottengesetz von 1900, ausgebaut durch die Novellen (Ergänzungsgesetze) von 1906 und 1908, hatte einen Bestand von 41 Linienschiffen, 20 großen und 40 kleinen Kreuzern, 12 Torpedobootflottillen und 4 U-Boot-Flottillen vorgesehen. Aber bei Kriegsausbruch war nur ein Teil dieser Schiffe vollendet, ein Teil auf Stapel gelegt, aber noch nicht kampffähig. Unsere Hochseeflotte bestand aus drei Geschwadern, von denen das 1. und 2. je 8 Linienschiffe, das 3. noch unfertige 4 Linienschiffe umfaßte. Hierzu kamen die „Aufklärungsschiffe“, 3 große und 6 kleine Kreuzer, ferner 7 Torpedobootflottillen.

Im Auslande befanden sich neben einzelnen Kreuzern das Kreuzergeschwader in Ostasien, 2 große und 4 kleine Kreuzer — ferner im Mittelmeer die beiden Kreuzer „Goeben“ und „Breslau“.

Bei Kriegsausbruch wurden aus älteren Reserve-, Schul- und Versuchsschiffen ein 4., 5. und 6. Geschwader formiert. Für eine Verwendung im Flottenkampfe kamen diese Schiffe nicht in Betracht. Diese drei Geschwader haben auch nur kurze Zeit bestanden. Sie mußten bald aufgelöst werden, da ihre Besatzungen anderwärts dringender gebraucht wurden.

In Front standen also auf deutscher Seite 20 Linienschiffe, 3 große und 6 kleine Kreuzer, ferner 84 Torpedoboote. Dagegen verfügte England über 56 Linienschiffe, 43 Panzerkreuzer, 55 kleinere Kreuzer, 260 Torpedoboote und schließlich über 40 Unterseeboote gegen 24 deutsche — also eine völlig erdrückende Überlegenheit.

Angesichts dieser Zahlen kann man fragen und hat gefragt: war es nicht eigentlich Wahnsinn gewesen, bei solcher Überlegenheit Englands überhaupt eine deutsche Kriegsflotte zu schaffen?

Der Kampf der Meinungen über diese Frage wird niemals verstummen. Wilhelm II. und sein Berater Tirpitz gingen bei der Schaffung der Flotte von folgendem Gedankengang aus: Es müsse der Versuch gewagt werden, „Deutschland geistig und materiell eine selbständige Geltung neben dem die Welt polypengleich erraffenden Angelsachsentum zu erringen". Dazu mußte die Entfremdung Deutschlands von der See, die unglückselige Folge des Niedergangs deutschen Wesens seit den Tagen der Hansa, überwunden werden. Dabei war freilich Englands Feindschaft in den Kauf zu nehmen. Ihr innerer Grund war aber nicht unser Flottenbau, sondern unser wachsender Überseehandel. Das Streben der Flottengründer ging dahin, eine Seemacht zu schaffen, die so stark sein müßte, „daß sie auch der größten Seemacht einen Angriff auf uns als ein gewagtes Unternehmen, ein Risiko erscheinen lassen müßte". Dies war der berühmte „Risikogedanke".

Diese Auffassung setzte also voraus, daß England, wenn es uns bekriegen wollte, unter allen Umständen einen Angriff auf unsere Flotte unternehmen — und dadurch die seine dem Wagnis eines Kampfes mit einem zwar zahlenmäßig bedeutend unterlegenen, aber tüchtigen, kampffreudigen und gut ausgerüsteten Gegner aussetzen müßte — eines Kampfes, der auch dem obsiegenden Stärkeren furchtbare Wunden schlagen und dadurch vielleicht sogar die Weltbeherrschungskraft der englischen Flotte brechen könnte. Diese Annahme, England müsse, um uns zu besiegen, jedenfalls unsere Flotte angreifen — war zutreffend, solange England im Kampfe gegen uns allein stand. Sie war falsch, wenn England über kampfkräftige Festlandsmächte als Bundesgenossen verfügte. Dann hatte England es gar nicht nötig, seine Flotte an einen Kampf mit der deutschen zu wagen.

Diese Möglichkeit nun hatte unsere militärische Führung, vor allem die Leitung unserer Marine, auch nicht entfernt ins Auge gefaßt. Sie war fest überzeugt — und diese Auffassung herrschte auch in der ganzen Flotte vom Führer bis zum jüngsten Mann —, die englische Flotte werde die deutsche sofort bei Kriegsausbruch angreifen und zu vernichten streben. Sie hielt sich dabei an Aussprüche englischer Marineautoritäten wie denjenigen des damaligen Flottenchefs, Lord Jellicoe, wonach der Zweck und das oberste Ziel der Flotte die sofortige Vernichtung der feindlichen Seestreitkräfte sei.

Dies entsprach auch der ganzen militärischen Grundanschauung in Deutschland, die nach preußischem Vorbilde den Hieb als die beste Parade betrachtete. Die junge deutsche Flotte fieberte vor Verlangen, sich im Kampfe mit dem gewaltigen Feinde zu messen und ihren Wert vor der Welt zu beweisen.

Aber die englische Flottenleitung hatte etwas völlig anderes beschlossen. Es war, als wolle sie durch ihr Verhalten im Kriege dem deutschen Volke beweisen, daß Lord Churchill recht gehabt habe, als er am 9. Februar 1912 in einer Rede zu Glasgow die deutsche Flotte als einen Luxus bezeichnete... England hatte es nicht nötig, „auf Prestige zu arbeiten". Es stellte seiner Flotte nicht die Aufgabe, die Entscheidung einer Hochseeschlacht zu suchen. Die Ziele,

die es ihrem kriegerischen Wirken setzte, waren weit unscheinbarer. Sie hatte den Auftrag bekommen: erstens die Nahrungsmittelzufuhr des Inselreiches zu sichern, zweitens das Land vor einer Invasion zu schützen, drittens die Überfahrt der britischen Truppen zu decken — und viertens und vor allen Dingen: durch Ausschluß des Gegners von der Benutzung der See auf diesen einen dauernden wirtschaftlichen Druck zu üben.

Es war also eine Mischung von Verteidigungs- und Belagerungsaufgaben, welche der stolzen englischen Flotte gestellt waren. Sie entsprachen ganz und gar der englischen Grundauffassung vom Kriege, wonach dieser nicht ein Mittel war, Siege zu erfechten und Schlachtenruhm zu erringen — sondern ein Bestandteil des englischen Weltgeschäfts ...

6.

Aber auch die deutsche Flotte erhielt keinen Offensivauftrag.

Auf ihrer Sommerreise, die schon seit 1909 mit Rücksicht auf die unsichere Weltlage nur mehr an die norwegischen Küsten gelenkt worden war, hatte die Flotte schon am Tage des Anlaufens, am 25. Juli, die Nachricht vom Ultimatum Österreichs an Serbien und am folgenden Tage den Rückkehrbefehl erhalten. Noch stand die Reichsleitung damals unter dem Eindruck, England werde neutral bleiben. Darum wurden nur das 1. Geschwader und die Großen Kreuzer nach Wilhelmshaven, also in die Nordsee, geleitet, während die beiden anderen Geschwader durch das Kattegatt nach Kiel dampften, also in die Ostsee. Aber alsbald klärte sich die Lage, und das 2. und 3. Geschwader wurden durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal ebenfalls in die Nordsee gezogen. Am 1. August war die ganze Hochseeflotte auf der Jade versammelt, um zum erstenmal in der deutschen Geschichte eine wichtige Rolle im Kriege zu übernehmen.

Hier lag sie, eines sofortigen englischen Angriffs gewärtig. Am 3. August wurde das 2. Geschwader in die Elbemündung verlegt. Die Rüstung wurde vervollständigt, ein Sicherungs- und Aufklärungsdienst eingerichtet. In fieberhafter Arbeit vergingen angespannte Tage.

Aber der Feind ließ sich nicht blicken. Und wie die Tage verrannen, drängte sich dem Führer der Hochseeflotte, dem Admiral v. Ingenohl, allmählich immer klarer die Erkenntnis auf, daß der Feind etwas ganz anderes beabsichtigen müsse, als man deutscherseits von ihm erwartet habe ... Etwas Unheimliches, etwas fast Unausdenkbares ...

Aber eben in diesen Wochen gepreßter Erwartung stieg auch für die deutsche Flotte ein Neues, Ungeahntes, Unvorstellbares herauf. Eine kaum in Traum und Fabel vorgeahnte Möglichkeit ...

Die unfreiwillige Muße wurde neben kleineren Aufklärungs- und Minenstreuunternehmungen durch einen Vorstoß ausgefüllt, dessen Ergebnisse für die Gestaltung des ganzen Krieges von einschneidender Bedeutung werden sollten.

Neben den Schlachtschiffen für den Hochseekampf, den Kreuzern für Aufklärung und Gefechtseinleitung und endlich neben der Spezialwaffe der Torpedoboote verfügte die Marine über einen Schiffstyp, über dessen Kriegsverwendbarkeit noch keinerlei Erfahrungen vorlagen: über das Unterseeboot.

Es führte keine andere Angriffswaffe als den Torpedo. Seine unheimliche Wesenheit bestand aber in der Fähigkeit, wie ein Fisch in die Seetiefe zu tauchen und dort Strecken in unsichtbarer Fahrt zurückzulegen. Trotzdem hatte man es bisher nur als ein Küstenverteidigungswerkzeug eingeschätzt, ohne Ahnung der ihm innewohnenden Kräfte und Möglichkeiten.

Am 6. August nun wurde ein erster Versuch gemacht, die U-Boote zu einer Aufklärungsfahrt zu verwenden. Zehn U-Boote wurden mit genauem Auftrag ausgesandt. Von ihnen sind zwei auf heute noch nicht aufgeklärte Art verlorengegangen. Die übrigen acht kehrten bis zum 11. August nach teilweise sechstägiger Fahrt zurück.

Diese Streife legte den Grund zu einer vollständig veränderten Einschätzung und Verwendung des U-Bootes. Der geheimnisvolle kleine Tauchkahn hatte zunächst eine gänzlich unerwartete Seeausdauer bewiesen. Dann aber war jetzt klar geworden, daß er eine Eigenschaft besitze, die ihn vor sämtlichen anderen Kriegsfahrzeugen allein auszeichnete: nämlich die völlige Selbständigkeit!

Was waren die riesigen Schlachtschiffe — wenn sie nicht in Masse auftraten? Umschwirrt und nötigenfalls verteidigt von Kreuzern, Torpedobooten, Flugzeugen? Was war vollends das einzelne Torpedoboot?

Jedes U-Boot aber war imstande, vollkommen unabhängig zu operieren. Es konnte ohne Unterstützung angreifen, es konnte sich der feindlichen Gegenwirkung entziehen, ohne eines Schutzhafens zu bedürfen, in den es flüchten könnte. Darum konnte es seine Fahrten auch viel weiter ausdehnen als jedes andere Fahrzeug — es hatte einen größeren „Aktionsradius“.

Daß alle diese Vorzüge erst im Krieg entdeckt werden konnten, führt Scheer auf die Tatkraft des Personals zurück, „das keine Schwierigkeiten zu kennen schien“. Was diese U-Booter im Kriege sich selbst zugemutet haben, die Strapazen und Entbehrungen, die sie freiwillig auf sich genommen haben — das hätte allerdings im Frieden kein Vorgesetzter seinen Untergebenen anzusinnen gewagt. Das gilt natürlich in ebenso hohem Maße für die Landtruppen. Aber ihre Opfer, Leiden und Taten verschwinden in der Masse — die Leistungen der U-Boot-Besatzungen stehen in hellem Lichte. An ihnen erkennen wir aufs klarste die ungeheure Tüchtigkeit unseres Volkes in allen seinen Schichten.

Vom Feinde hatten die Streifboote so gut wie nichts gesehen. Schon am 14. mußten sie aufs neue in See. Auch diesmal brachten sie wohl allerhand wertvolle Nachrichten über feindliche Sicherungsmaßnahmen — von der englischen Hochseeflotte aber hatten sie nichts erspähen können.

Dabei war es klar: hätte der Feind angreifen wollen, so hätte er nur in die Nordsee einzufahren brauchen, um die deutsche Flotte zum Ausfahren aus ihren Häfen und zur Schlacht zu zwingen. Es wurde von Tag zu Tag klarer: England wollte keine Entscheidungsschlacht.

Noch heute schmeichelt sich Scheer mit dem Gedanken, der Grund zu der Zurückhaltung der Engländer möchte die Besorgnis vor größerer Schädigung ihrer Schlachtflotten durch unsere Torpedo- und U-Boot-Streitkräfte gewesen sein. Der Grund dürfte viel einfacher sein: die englische Flotte brauchte keine Schlacht. Die unsere mochte im nassen Dreieck nach Herzenslust spazierenfahren: herauswagen durfte sie sich nicht, sonst war es eine Leichtigkeit, sie von

ihrer Basis abzudrängen und dann unter ungünstigen Umständen zur Schlacht zu stellen.

Mit einem Worte: in dem Augenblick, wo England sämtliche anderen großen Flottenmächte zu Verbündeten besaß, hatte unsere Schlachtflotte jeglichen Wert verloren.

Zum Glück galt nicht das gleiche für unsere neue Waffe: für das Unterseeboot. In dem Augenblick, da sein Kriegswert in die Erscheinung zu treten begann, hätten alle Kräfte der Nation für seine unbegrenzte Verbesserung und Vermehrung eingesetzt werden müssen.

Die damalige Flottenleitung durchschaute die Lage nur erst teilweise.

Am 14. August erließ der deutsche Flottenchef, Admiral v. Ingenohl, einen Tagesbefehl, in dem er die Eindrücke der bisherigen Beobachtungen zusammenfaßte. Der Feind meide die Nordsee ganz, halte sich weit außerhalb unserer Reichweite auf. Nur Bewachungsstreitkräfte patrouillierten zwischen der norwegischen und schottischen Küste und vor dem Eingange des englischen Kanals: im übrigen Teil der Nordsee sei kein Engländer zu finden. Es sei offenbar die Absicht des Feindes, selber keinen Verlust zu wagen, unsere Schlachtflotte aber zum Vorgehen an die englische Küste herauszulocken. „Diesen Gefallen dürfen wir unseren Feinden nicht tun. Kommen müssen und werden sie uns schließlich doch."

Nächste Aufgabe sei der Kleinkrieg, um dem Feinde Verluste beizubringen, wo man seiner habhaft werden könne, und ihn dadurch zu zwingen, sich uns zur Schlacht zu stellen. Das sei Aufgabe der leichten Streitkräfte (U-Boote, Torpedoboote, Minenschiffe, Kreuzer). Pflicht der Schlachtflotte sei es, sich für die unfehlbar kommende Entscheidungsschlacht kampfkräftig zu erhalten. Es gelte die Geduld nicht zu verlieren, jederzeit aber bereit zu sein, den günstigen Augenblick zu benutzen.

Mit einem Worte: auch die deutsche Flottenleitung verzichtete zunächst auf die Entscheidungsschlacht. Sie wollte eine solche jedenfalls nicht suchen, bevor durch Erfolge gegen einzelne Teile eine starke Verminderung der feindlichen Streitkräfte und damit ein gewisser Kräfteausgleich erzielt wäre. Sie war aber noch immer der Meinung: der Feind brauche die Schlacht und werde sie über kurz oder lang herbeiführen müssen. Dies hätte die deutsche Flotte abzuwarten.

Tirpitz zieht gegen diesen Verzicht mit den schärfsten Waffen seiner Polemik zu Felde. Er führt ihn auf den Einfluß unserer politischen Leitung zurück. Diese habe unter dem Zwang des Verständigungsgedankens gestanden — habe noch immer die Hoffnung gehätschelt, mit England könne man zum Frieden kommen, wenn man es nicht durch allzu scharfes und vielleicht erfolgreiches Vorgehen der Flotte „reize". Die Zurückhaltung unserer Schlachtflotte habe also nicht militärische, sondern politische Gründe gehabt, und zwar unzutreffende und verwerfliche.

Dieser Streit ist nicht zu entscheiden. Was geworden wäre, wenn wir eine große Seeschlacht herausgefordert hätten — das ist weit weniger zu beurteilen als die Frage, wie es gekommen wäre, wenn wir den Schlieffenschen Plan für den Landangriff durchgeführt und unseren rechten Flügel stark, unseren

linken schwach gemacht hätten. Die Kritik des Landkrieges rechnet mit bekannten, die des Seekrieges so gut wie ausschließlich mit unbekannten Größen. Denn eine Entscheidungsschlacht zwischen zwei großen, vollkräftigen, modernen Flotten ist noch niemals durchgefochten worden.

Scheer ist der Auffassung, daß die deutsche Flottenleitung im Recht war, wenn sie davon Abstand nahm, eine Schlachtentscheidung unter der feindlichen Küste zu suchen, weil „das Stärkeverhältnis zu sehr gegen die Wahrscheinlichkeit des Erfolges sprach" (S. 95).

Während aber die Zurückhaltung der deutschen Flotte ein notgedrungenes Ergebnis ihrer strategischen und ziffermäßigen Schwäche war, erscheint diejenige der englischen als ein Ausfluß ihrer Stärke. Sie konnte ihre Aufgabe im Rahmen des gewaltigen englischen Gesamtplans erfüllen — einfach durch ihr Vorhandensein. Für sie existierte das „Risiko" des Anbindenmüssens mit der deutschen Flotte nicht — sie hatte es nicht nötig. Sie wirkte nach dem Worte eines ihrer Führer aus dem Jahre 1690 als „fleet in being" — durch ihr bloßes Vorhandensein. Als solche aber bildete sie nur einen Bestandteil des ungeheuren englischen Gedankens der Belagerung — des Aushungerungskrieges.

Diesem Grundgedanken fügten sich auch die Maßnahmen ein, die England alsbald gegen die Handelsschiffahrt traf. Am 2. Oktober veröffentlichte die englische Admiralität die Mitteilung, daß sie vor dem Ausgang des Kanals nach der Nordsee eine große Minensperre angelegt habe. Diese ließ einen schmalen Streifen an der englischen Küste frei, der die Breite der englischen Hoheitsgewässer nicht überschritt. Am 2. November erfolgte eine weitere Mitteilung, wonach die ganze Nordsee „als Kriegsgebiet erklärt wurde". Das war etwas völlig Neues in der Geschichte der Seekriegführung. Diese hatte bisher eine Blockade einzelner Küstenteile gekannt — nicht das Verbot eines gewaltigen Teilgebiets des freien Meeres. Darum war die englische Admiralität genötigt, der Welt auseinanderzusetzen, was sie unter „Erklärung als Kriegsgebiet" denn eigentlich verstehe. Und das war dies: Alle Schiffe, welche die Nordsee auf anderen als den von England vorgeschriebenen Wegen befahren sollten, würden dies auf eigene Gefahr tun: auf die Gefahr nämlich, durch die in diesem Gebiet ausgelegten Minen zerstört zu werden oder den dort patrouillierenden Kriegsschiffen in die Hände zu fallen.

Schon diese Absperrung eines großen Hochseegebiets war eine kriegsgeschichtliche Unerhörtheit und eine grobe Verletzung des allgemein anerkannten Grundsatzes, daß die Hochsee in Kriegs- und Friedenszeiten für die Schiffahrt frei sei. Ein noch tieferer Eingriff in die allgemein anerkannten und von England 1856 in Paris feierlich und schriftlich bestätigten Seerechtsregeln war die tatsächliche Handhabung, mit der England nunmehr die Durchsuchung und Beschlagnahme neutraler Schiffe im Sperrgebiet und alsbald auch außerhalb desselben ausübte. Zunächst machte die Sperrgebietserklärung es neutralen Schiffen vollkommen unmöglich, die Nordsee außerhalb der zugelassenen Wege zu befahren. Diese aber führten sämtlich über englische Küstenplätze. Dadurch kam die gesamte Schiffahrt auf der Nordsee unter englische Kontrolle.

Von Stund' an ließ England neutrale Schiffe durch die Nordsee überhaupt nicht mehr durch, wenn sie Deutschland anlaufen wollten — selbst dann, wenn

sie keine oder nur relative Kriegskonterbande führten. Jede direkte Zufuhr nach Deutschland auf dem Seewege wurde also unterbunden.

Aber das genügte nicht, um den Zweck Englands zu erreichen, Deutschland auch von der Versorgung auf dem Umweg über neutrale Länder auszuschließen. Es erfolgten weitere Maßregeln, welche in schreiendem Widerspruch zu jedem bisher von der Kulturwelt anerkannten Grundsatze des Völkerrechts standen und in ihrer Gesamtheit dazu führten, daß die Neutralen, wie ich es oben ausgedrückt habe, einfach mit blockiert wurden.

Den neutralen Mächten wurde nämlich erklärt, sie würden ebenso wie Deutschland von jeder überseeischen Zufuhr abgeschnitten werden, wenn sie sich nicht verpflichten wollten, gegen Deutschland Ausfuhrverbote zu erlassen, welche der Entente die Gewähr gäben, daß die Zufuhren, welche die Neutralen in eigenem Namen von Übersee empfingen, unter keinen Umständen nach Deutschland weitergeleitet würden. Ja, mehr noch: England verlangte von den Neutralen schließlich die Einstellung jedes Handels mit Deutschland, nicht nur des überseeischen, sondern auch der Lieferung eigener Produkte jeder Art ohne Rücksicht auf ihre Kriegsverwendbarkeit. In den neutralen europäischen Ländern erzwang England die Errichtung von Kontrollstellen, welche den gesamten Handel dieser Länder zu überwachen hatten. Personen und Firmen, welche sich diesen Anordnungen nicht fügen wollten, wurden vom Seehandel ausgeschlossen, indem alle von ihnen abgesandten oder für sie bestimmten Waren beschlagnahmt wurden!

England wußte, daß es sich alles erlauben könne. Wer sollte ihm entgegentreten? Alle Großmächte waren entweder seine Feinde oder seine Bundesgenossen — bis auf Amerika. Und Amerika? Schon einmal wurde gesagt: das ist ein besonderes Kapitel.

In der Tat, England gab sich, wie Franz Moor, „nicht mit Kleinigkeiten ab". Es machte ganze Arbeit.

7.

So blieb denn der deutschen Flotte einstweilen nichts anderes als der Kleinkrieg. Auch sie war notgedrungen eine „fleet in being" und hat als solche zweifellos ihre Wirkung geübt. Sie fesselte den größten Teil der englischen Flotte in der Nordsee. Der Krieg gegen die österreichische und türkische Flotte im Mittelmeere blieb also der französischen und der italienischen Flotte überlassen. Alle diese vier Marinen haben sich im ganzen Kriege keinen besonderen Ruhm erworben.

Unsere leichten Streitkräfte erledigten sich ihrer Aufgabe mit der ganzen Hingabe, die dem deutschen Seemann wie Landsoldaten von 1914 im Blute steckte. Im Verlaufe der beiderseitigen Erkundungs- und Aufklärungsunternehmungen ereigneten sich auch ernstere Zusammenstöße. Am 28. August kam es bei Helgoland zu einem ersten Gefechte mit englischen Kreuzern, die einen Vorstoß in die deutsche Bucht und gegen unsere Vorpostenlinie unternommen hatten. Dabei gingen auf deutscher Seite nach heldenmütigem Kampfe die kleinen Kreuzer „Köln", „Mainz" und „Ariadne", ferner ein Torpedoboot zugrunde. Die Kreuzer „Straßburg" und „Stettin" sowie drei Torpedoboote

erlitten Verletzungen. Der feindliche Angriff hatte also einen nicht unbeträchtlichen Erfolg davongetragen — allerdings bei starker Überlegenheit der Angreifer, die ihrerseits ebenfalls erhebliche Beschädigungen erlitten und nicht wagten, sich den deutschen Küsten zu nähern. Mannschaften und Schiffsmaterial hatten sich voll bewährt.

Die Versuche, den Feind durch Kleinkrieg zu schädigen, gingen inzwischen weiter. Ihr wertvollstes Ergebnis war die immer mehr sich vertiefende Erkenntnis von dem die kühnste Erwartung übersteigenden Kriegswert der U-Boote. Sie wurden immer unternehmungslustiger. Am 8. September versenkte Hersing mit seinem U 21 vor der Mündung des Firth of Forth bei Edinburg durch Torpedoschuß den kleinen Kreuzer „Pathfinder". Und der 22. September brachte eine Tat, die in ganz Deutschland hellen Jubel weckte: Kapitänleutnant Weddigen versenkte bei Hoek van Holland mit U 9 die drei geschützten Kreuzer „Cressy", „Aboukir" und „Hogue".

Nun lag es klar am Tage, welch furchtbare Waffe unsere Marine an dem U-Boot besaß.

Es sind hier zwei Dinge zu unterscheiden. Bisher hatte man das U-Boot nur im Hinblick auf seine Verwendung im Flottenkampf betrachtet. Erst jetzt, als die U-Boote nicht nur ihre Angriffskraft, sondern auch ihre volle Hochseefähigkeit erwiesen hatten, tauchte die völlig neue Idee auf, es müsse das U-Boot sich auch als Mittel zur Führung des Handelskrieges eignen. Im Frieden war dieser Gedanke über phantastische Pläne im Stile Jules Vernes und Conan Doyles noch niemals hinausgekommen. Nun erst begann sich vor den Augen der deutschen Seekriegsleitung eine ganz neue Möglichkeit abzuzeichnen.

Auch die Flotte stand selbstverständlich, ebenso wie das Landheer, unter der Führung des Kaisers als des Obersten Kriegsherrn. Er wurde hierbei von einer Reihe von Behörden unterstützt, deren Zuständigkeit derjenigen der entsprechenden Behörden des Landheeres so ziemlich gleichkam. Das Marinekabinett hatte die Aufgabe: den Kaiser bei Führung der Marine im Kriege und im Frieden und insbesondere bei Ausübung seines Rechtes zur Besetzung der in der Marine vorhandenen Offizierstellen zu unterstützen. Der Staatssekretär des Reichsmarineamtes (bei Ausbruch des Krieges Tirpitz) hatte im Frieden die ganze Entwicklung der Marine zu leiten. Im Kriege aber trat sein Einfluß zurück zugunsten des Admiralstabs der Marine, welcher dem Generalstab des Landheeres entsprach. Dieser hatte schon im Frieden die Vorarbeiten für die Operationspläne zu leiten. Im Kriege fiel ihm die Aufgabe zu, die Kriegsaufträge zu formulieren, sie nach Einholung der kaiserlichen Genehmigung an die Flotte weiterzuleiten und die zu ihrer Ausführung erforderlichen Streitkräfte zu verteilen.

Unter diesen eigentlich leitenden Stellen stand als ausführendes Organ der Chef der Hochseeflotte. Ihm waren die in der Heimat befindlichen Schiffe unterstellt. Sein Amt entspricht in seiner Bedeutung demjenigen des Führers einer Armee des Landheeres — nur mit dem Unterschiede, daß es bei der Marine nur diese eine Armee — die Hochseeflotte — gab. Außer ihr bestand noch eine zweite, allerdings unbedeutende Flotte: die Streitkräfte der Ostsee, welche

einem neu eingesetzten Oberbefehlshaber unterstanden: dem Prinzen Heinrich von Preußen.

Während zwischen dem Kaiser und den von ihm mit der Führung des Landkrieges beauftragten Behörden im wesentlichen Übereinstimmung geherrscht hat, ist die bedauerliche Tatsache in Erscheinung getreten, daß eine derartige Einheitlichkeit in den Grundanschauungen hinsichtlich der Kriegsverwendung der Flotte allzu häufig nicht bestanden hat. Die Schwierigkeiten, die sich aus diesem Zwiespalt ergaben, mußten zu dem Wunsch einer strafferen Organisierung der Seekriegsleitung führen. Schon am 29. Juli hatte Tirpitz den Kaiser um Schaffung einer Obersten Marineleitung nach dem Vorbilde der O.H.L. gebeten. Schließlich ist eine solche auch geschaffen worden — aber erst im September 1918 ...

Es war also vorauszusehen, daß eine einheitliche Prüfung und Behandlung einer Frage von so ungeheurer Tragweite und zugleich von so vollständiger Neuheit, wie sie auftauchte, als die Möglichkeit einer Verwendung des U-Bootes für die Führung des Handelskrieges erkannt wurde — auf große Schwierigkeiten und Meinungsverschiedenheiten stoßen würde. Und das um so mehr, als sie keineswegs eine rein militärische Frage war.

Es handelte sich um ein völlig neuartiges Kampfmittel: um ein verhältnismäßig winziges, aber durch seinen Aktionsradius und seine Tauchfähigkeit außerordentlich gefährliches Kampfschiff, das nun den Handelsfahrzeugen und Passagierdampfern, also teilweise riesigen und mit vielen Hunderten von Menschen besetzten Seeungeheuern, als Aufsichts- und Kontrollinstanz und nötigenfalls als Befehlshaber entgegentreten sollte! Lauter ganz neue und seltsame Vorstellungen — die dabei tief in das ohnehin stark problematische und ungeklärte Gebiet des Völkerrechts einschnitten ...

Und neben den militärischen und juristischen Fragen standen diejenigen der Politik. Entschloß man sich deutscherseits, das U-Boot in den Dienst des Seehandelskrieges zu stellen — welches würde die Wirkung dieses Schrittes und aller seiner möglichen Folgen auf die Neutralen sein? Vor allem auf das ohnehin als unsicher anzusprechende Amerika?!

Es waren also fast unübersehbare Komplexe völlig neuer und ungeheuer schwieriger Probleme, mit denen die verblüffenden Erfolge der jüngsten Waffe die Führer des deutschen Volkes in eben jenen Wochen und Monaten belasteten, als die große Wendung der Septembermitte und die Kämpfe, welche die allmähliche Erstarrung der Fronten begleiteten, ohnehin eine schwellende Sorgenflut gegen die Leiter der Geschicke der Mittelmächte heranschwemmten.

Der Kleinkrieg ging indessen seinen Gang. Besonders wirkungsvoll gestaltete er sich in der Ostsee. Mit nur zwei kleinen Kreuzern und wenigen Hilfsschiffen verstand es der Oberbefehlshaber Prinz Heinrich, die russische Flotte dermaßen einzuschüchtern, daß sie während des ganzen Krieges nicht den leisesten Versuch gemacht hat, weder die deutschen Küstenstädte zu beschießen oder zu blockieren, noch gar einen Landungsversuch russischer Truppen im Rücken der deutschen Kampffront zu ermöglichen! So konnte die Handelsschiffahrt in der Ostsee sowohl längs der deutschen Küste als auch mit den skandinavischen Staaten, auf die England wegen ihrer Nachbarschaft mit Rußland nicht so scharf als auf

die übrigen Neutralen zu drücken wagte, während des ganzen Krieges aufrechterhalten werden. Und was fast ebenso wichtig war: die Ostsee blieb für unsere Flotte das große Versuchs- und Übungsfeld — vor allem für den U-Boot-Krieg.

Die skandinavischen Neutralen durften sich auch sonst einige Freiheiten erlauben, ohne von einer der beiden Kriegsparteien zur Verantwortung gezogen zu werden. Die Dänen hatten gleich nach Kriegsbeginn den Ausgang der Ostsee zum Nordmeer, den Großen Belt, mit Minen abgesperrt. Das war unberechtigt, denn dieses Gewässer lag größtenteils außerhalb der dänischen Hoheitsrechte, die nach altem Grundsatz einen Kanonenschuß weit von der Küste ins offene Meer hineinreichen. Aber beide Teile haben sich diese Anmaßung gefallen lassen. Sie sicherte Deutschland vor einem Eindringen englischer Schiffe (von Unterseebooten abgesehen, welche die Sperre unterfahren konnten), machte es der deutschen Flotte aber unmöglich, um Jütland herum zu weiter ausgreifenden Unternehmungen vorzustoßen.

In der Nordsee steigerte sich die U-Boot-Tätigkeit, auch von feindlicher Seite. Die deutschen Tauchbootkommandanten wurden immer kecker und unternehmungslustiger. Kapitänleutnant Droescher umfuhr im Oktober, vor feindlichem Angriff ausweichend, das ganze Gebiet der britischen Inseln. Er war 18 Tage unterwegs.

Und am 3. November fand die erste Unternehmung gegen die englische Küste statt! Überraschend erschienen unsere großen Kreuzer vor der Hafenstadt Yarmouth nordöstlich London und bombardierten Hafen und Befestigungen. Eine dreiste Herausforderung! Aber auch sie lockte die englische Flotte noch nicht aus ihrer Zurückhaltung. Das gab Mut zu einer größeren Unternehmung. Die deutschen Kreuzer suchten am 15. November abermals die englische Küste heim, beschossen die Küstenstädte Scarborough und Hartlepool und streuten Minen längs der Küste. Obwohl stärkere englische Streitkräfte zufällig in See waren, gelang es diesen nicht, unsere leichten Kräfte abzufangen.

Am 23. Januar kam es zum ersten regelrechten Geschwaderkampf: dem „Kreuzergefecht an der Doggerbank“. Diese liegt auf hoher Nordsee, etwa auf zwei Drittel einer Linie von Sylt nach Newcastle. Die deutsche Aufklärungsflotte stieß mit zahlreichen leichten Kräften des Feindes zusammen, hinter denen alsbald stärkere Schiffsgruppen erkannt wurden. Es entspann sich ein heftiges Gefecht, in dem der große Kreuzer „Blücher“ schwere Beschädigungen erhielt. Zu seiner Entlastung griffen die Torpedobootflottillen ein. Darauf drehten die feindlichen Kreuzer ab, und das Gefecht wurde beiderseits abgebrochen. „Blücher“ mußte seinem Schicksal überlassen werden und sank. „Seydlitz“ hatte stark gelitten. Aber auch der Feind hatte schwere Beschädigungen davongetragen. Die Engländer hatten bei großer zahlenmäßiger Übermacht keinen Erfolg zu buchen.

Das war etwas — aber es war nicht viel. Jedenfalls nicht genug, um die immer steigende Mißstimmung der Flotte zu bekämpfen, in der eine dumpfe Empörung grollte, daß es ihr nicht vergönnt war, wie ihre Kameraden zu Lande sich einzusetzen im großen Heldenkampfe des Vaterlandes.

Die bisherige Erfolglosigkeit der Flotte bei größtem Eifer scheint die Veranlassung gewesen zu sein, daß Anfang Februar 1915 der Flottenchef v. Ingenohl

durch Admiral Pohl ersetzt wurde, den bisherigen Chef des Admiralstabs. Aber auch unter diesem neuen Führer änderte sich an der Verwendung der Hochseeflotte nichts. Denn dieser hielt an dem Grundgedanken fest, den er selber in seiner früheren Dienststellung vertreten hatte, „daß die Erhaltung der Flotte im gegenwärtigen Stadium des Krieges eine Notwendigkeit sei". Sie blieb „in Watte verpackt" (Tirpitz).

Die ganze Energie des neuen Chefs war auf ein anderes Gebiet der Seekriegführung gerichtet. Ihm selber war es noch in seiner ersten Stellung gelungen, die Eröffnung des U-Boot-Handelskrieges durchzusetzen.

Bevor wir uns mit ihm eingehender beschäftigen, müssen wir unseren Blick noch einmal aus den Nachbargewässern unserer heimischen Küste auf die Unendlichkeiten des Weltmeeres richten. Noch wehte die deutsche Seekriegsflagge vom Maste gar manches deutschen Kampfschiffes, das in fernen Breiten vom Kriegsausbruch überrascht worden war. Das Schicksal dieser Abgesplitterten stand in den Sternen geschrieben. Über kurz oder lang würden sie der Übermacht der Meerbeherrscherin erliegen müssen. Aber vorher war es ihnen beschieden, unsterblichen Ruhm an den Namen ihrer Schiffe, ihrer Führer und ihrer Besatzungen zu heften. Ihr Ende ist umstrahlt vom reinen Glanze des Heroentums.

8.

Im Mittelländischen Meere befanden sich bei Kriegsausbruch zwei deutsche Schiffe: der Panzerkreuzer „Goeben" und der kleine Kreuzer „Breslau" unter Admiral Souchon. Die französische Flotte, welche vollständig im Mittelmeer versammelt war, weil England den Schutz der französischen Westküste übernommen hatte, machte alsbald Jagd auf diese Verlorenen. In kecker Fahrt entwischten die Kreuzer ihren Verfolgern. Sie brachen in schnellster Fahrt mitten durch das feindliche Geschwader, erreichten die Dardanellen, die sofort nach ihrer Einfahrt von den Türken gesperrt wurden, und traten nach der Kriegserklärung in türkische Dienste, wo sie sich hervorragend bewährt haben. Dabei ist „Breslau" im Jahre 1918 vor den Dardanellen auf eine englische Mine gelaufen und gesunken.

Im Stillen, Atlantischen und Indischen Ozean waren bei Kriegsausbruch noch mehrere kleine Kreuzer, Kanonenboote und Hilfskreuzer unterwegs. Sie hielten sich trotz eifriger Verfolgung durch englische, französische und japanische Schiffe noch monatelang und fügten dem feindlichen Handel durch Schiffsversenkungen erheblichen Schaden zu. Schließlich wurden sie eines nach dem anderen zur Strecke gebracht oder gezwungen, in neutralen Häfen Schutz zu suchen, wo sie der Internierung verfielen.

Auch ein geschlossenes deutsches Kreuzergeschwader befand sich im fernen Osten auf Fahrt. Sein Führer war der Vizeadmiral Graf Spee. Es bestand aus den großen Kreuzern „Scharnhorst" und „Gneisenau" und aus den kleinen Kreuzern „Emden", „Leipzig" und „Nürnberg". Graf Spee entließ die „Emden" unter Korvettenkapitän v. Müller am 14. August aus seinem Geschwaderverband, damit sie auf selbständige Kreuzerfahrt gehe. Mit seinen übrigen

Schiffen fuhr er nach der Westküste Südamerikas, zog unterwegs die auf selbständiger Fahrt befindliche „Dresden“ an sich, griff am Abend des 1. November ein aus zwei großen und zwei kleinen Kreuzern bestehendes englisches Geschwader auf der Höhe von Coronel an und erfocht einen glänzenden Sieg. In einer Stunde waren die beiden feindlichen großen Kreuzer zum Sinken gebracht. Die übrigen suchten im Schutze der Dunkelheit das Weite.

Rachedürstend versammelten die Engländer um ihren Flottenstützpunkt auf den Falklandinseln östlich der Südspitze von Südamerika ein überlegenes Geschwader, dem der Graf am 8. Dezember in den Rachen lief. Nach grimmiger Gegenwehr sanken vier unserer Kreuzer mit dem Grafen Spee und seinen beiden Söhnen. Nur eines der deutschen Schiffe, die „Dresden“, entkam an die chilenische Küste. Dort ist sie später, am 15. März, von den Engländern zusammengeschossen worden — in den neutralen Gewässern!



Zur erhabenen Tragödie des deutschen Kreuzergeschwaders aber lieferte die auf selbständige Fahrt entlassene „Emden“ ein ergötzliches Satyrspiel.

Wie ein Irrwisch raste dies kleine Schiff durch die Ozeane des fernen Südostens. Bald hier, bald dort tauchte es auf, zerstörte Handelsdampfer mit Millionenladungen, beschoß ahnungslose Hafenstädte, selbst kleinere Kriegsschiffe, entrann seinen unzähligen Verfolgern und wurde so etwas wie ein Fliegender Holländer der Südsee.

Aber auch ihm schlug die Stunde, da es der Übermacht erlag. Am 9. November landete die „Emden“ vor den Kokosinseln und setzte eine kleine Abteilung unter Kapitänleutnant v. Mücke an Land mit dem Auftrage, die dortige Funkenstation zu zerstören. Während der Landungstrupp noch unterwegs war, nahte das Verhängnis. Eine Gruppe englischer und australischer Verfolgungsschiffe erschien, darunter ein großer Panzerkreuzer. Er schoß die „Emden“ zusammen. Der Kapitän v. Müller ließ sie auf Strand laufen und ergab sich mit dem kleinen überlebenden Rest der Besatzung.

Aber das grimmige Abenteuer war noch nicht zu Ende. Kaum waren die triumphierenden Verfolger abgezogen, da trat die Abteilung Mücke in

Tätigkeit. Im Hafen lag ein alter abgetakelter Schoner „Ayesha“. Dessen bemächtigte sich der kecke Vereinsamte, machte ihn wieder gebrauchsfähig und stach wohlgemut in See. Am 16. Dezember bezog er ein anderes Schiff, ein deutsches, „Choising“ mit Namen. Die alte „Ayesha“ wurde versenkt. Schließlich landete er an der arabischen Küste, schlug sich durch Wüste und Beduinen zur Hedschasbahn durch und traf mit seinen Getreuen am 24. Mai 1915 in Konstantinopel ein. Das war eine der vielen Taten dieses Krieges, deren Erzählung wir lauschen, als läsen wir in einem alten Märchenbuch.

9.

Die Berichte von den tragischen, doch wundervollen Taten unserer Kreuzer in fernen Himmelsstrichen ließen die Heimat erkennen, daß die deutsche Flagge, die noch vor wenigen Monaten auf allen Meeren des Erdballs geweht hatte, schon zur Stunde so gut wie verschwunden war. Zwei Jahrzehnte lang hatte der Deutsche sich in dem stolzen Wahne gewiegt, sein Reich sei eine Weltmacht geworden. Nun mußte er in zähneknirschender Ohnmacht erkennen, daß das stolze Gebäude der deutschen Weltgeltung eine blendende Fassade nur gewesen war, die im Weltensturm zusammenkrachte.

Auch unsere Kolonien waren bereits von feindlicher Invasion überflutet. Schon hatte sich Ende August Togo nach wackerer Gegenwehr ergeben, in Kamerun, in Deutsch-Südwestafrika wie in Ostafrika wehrten sich unsere Schutztruppen, von jeder Verbindung nach der Heimat abgeschnitten, mit Unterstützung Tausender von Farbigen verzweiflungsvoll kämpfend gegen die räuberischen Eindringlinge.

Und endlich war da ja auch noch im fernen Osten das verhätschelte Lieblingskind unserer Marine, das Pachtgebiet von Kiautschou — unsere einzige Flottenstation auf fremdem Boden, die wir mit Millionenaufwand zu einem Prunkstück deutscher Befestigungskunst und Friedenskultur gemacht hatten ... Jetzt war die Stunde gekommen, wo Japan seine Rache nehmen konnte für Shimonoseki und „Völker Europas —“ ... Am 15. August hatte es Deutschland aufgefordert, Kiautschou bedingungslos auszuliefern und seine Schiffe entweder aus den ostasiatischen Gewässern zu entfernen oder sie abzurüsten. Deutschland hatte abgelehnt, und der Gouverneur Kapitän zur See Meyer-Waldeck hatte dem Kaiser „Pflichterfüllung bis zum Äußersten“ gelobt. Und auch hier entwickelte sich nun das herzbewegende und herzbeklemmende Schauspiel eines hoffnungslosen Verzweiflungskampfes auf verlorenem Posten. Zu Lande und zur See wurde die Niederlassung umstellt, hart belagert, schließlich bestürmt. Am 1. November, als die letzte Patrone verschossen war, ergab sich die heldenmütige Besatzung. Ein Abbild im Kleinen von der Lage der Heimat selbst — und eine finstere Vorbedeutung für ihr eigenes Schicksal ...

Immer klarer enthüllte sich der eigentliche Sinn des Krieges: „Germaniam esse delendam ...“ Deutschlands Vernichtung war sein Ziel. Wir sollten wieder werden, was wir 1806 geworden waren: ein rechtloser, machtloser, ehrloser,

wehrloser Haufen Menschen deutschen Blutes, auf unserer Binnenlandsscholle kärglich vom Ertrag unseres armen Ackerbodens lebend ... Daß auf diesem Boden wenigstens 20 Millionen Deutscher mehr lebten, als er ernähren könnte, das focht — und ficht — unsere Feinde wenig an. Die mochten betteln, auswandern, verhungern — was fragte, was fragt man danach am Quai d'Orsay oder in Downing street?!

Aber wunderlich: das deutsche Volk wollte sich diesen ganzen grauenvollen Ernst seiner Lage nicht eingestehen. Und die deutsche Presse wurde seitens des Auswärtigen Amtes immer und immer wieder angewiesen, nicht zu scharf gegen England vorzugehen. Die Marine, die im lastenden Gefühl ihrer erzwungenen Tatlosigkeit immer wieder um größere Bewegungsfreiheit einkam, wurde strengstens angewiesen, sich auf die ihr gestellten Aufgaben zu beschränken und ihrerseits keine Schlachtentscheidung zu suchen.

Wen die Verantwortung für diese Grundanschauung trifft — darüber wird der Streit wohl noch lange weitergehen. Tirpitz macht den Reichskanzler v. Bethmann Hollweg verantwortlich. Bethmann lehnt in seinem nachgelassenen Werke diese Verantwortung entschieden ab und behauptet, „das Militär" habe überall da entscheiden müssen und entschieden, wo mit den politischen Forderungen militärische Hand in Hand gingen.

Dies eine ist gewiß: nach der Marneschlacht hat die Oberste Heeresleitung es unterlassen, dem Volke die volle Tragweite des gänzlichen Umschwungs der Lage, welche unser Rückzug und später die Erstarrung der Fronten den Mittelmächten eingebracht hatten, darzulegen. Erst viele Jahre später, mit voller Klarheit erst nach dem Zusammenbruch, ist es der Masse des Volkes zum Bewußtsein gekommen, daß schon damals unser ganzer Kriegsplan gescheitert und damit unsere Aussicht auf einen Sieg völlig vereitelt war — daß es sich jetzt nur noch um die Frage handeln konnte, ob wir durch jahrelange zähe Selbstbehauptung den feindlichen Angriffs- und Vernichtungswillen zu brechen vermöchten.

Es ist kinderleicht, hieraus gegen unsere leitenden Stellen und Persönlichkeiten den Vorwurf des Volksbetruges herzuleiten. Es ist eine Frage der ethischen Grundeinstellung, ob man dem Führer eines Volkes das Recht zuerkennen will, sein Volk gewissermaßen mit verbundenen Augen in den Kampf um Sein oder Nichtsein zu führen.

Die Führer unserer Feinde haben anders gehandelt. Sie haben ihren Völkern stets ein ungeschminktes Bild ihrer Lage gezeigt — selbst an ernsten Wendepunkten. Und gerade damit haben sie, England voran, die Nationen stets zu letzter Hingabe entflammt. Die Waffe der Lüge haben unsere Feinde zwar weit virtuoser als unsere Führung gehandhabt — doch sie haben sie stets nur gegen den Feind, nie gegen die Seele ihrer eigenen Völker gewendet.

Aber wir müssen gegen die Leiter unserer Geschicke in der großen schaurigen Prüfung gerecht sein und ihnen zugeben: ihre Lage war ganz unvergleichlich schwieriger als die ihrer Gegner — außerhalb der Riesenfestung.

Die Entente umfaßte die stärksten und politisch gesündesten Völker der Menschenerde. Und unter den Mächten, die um die Zeit, von der wir reden, neutral waren, neigten diejenigen, deren Eingreifen für oder wider ernsthaft in Frage kam, schon seit Kriegsbeginn auf die Seite unserer Feinde.

Wir aber mußten von Tag zu Tag mehr erkennen, wie fragwürdig der Wert unserer Verbündeten — wie unsicher aus tausend Gründen ihres Staatsgefüges ihre äußere und innere Widerstandskraft war. Als die Marneschlacht und Lemberg die große Wendung gebracht hatten, war die Türkei dem Zweibunde noch nicht beigetreten, Italien und Rumänien noch nicht der Entente. Bulgariens Haltung war völlig ungeklärt. Wie würde ein offenes Eingestehen des Scheiterns unseres Kriegsplanes auf diese Mächte gewirkt haben? Würde es nicht die Türkei vom Beitritt abgehalten, Italien und Rumänien schon damals dem Feindbunde zugeführt haben, womöglich auch noch Bulgarien und Griechenland?! Würde es nicht die Donaumonarchie schon damals zum Zerfall gebracht haben? Welcher verantwortliche Staatsmann konnte unter diesen Umständen mit offenem Geständnis vor ein ringendes Volk hintreten, das im vollen Bewußtsein seines heiligen Rechtes auf Leben und Schaffen, im glühenden Stolz auf beispiellose Waffentaten seiner Söhne, im Hinblick auf die Kriegskarte, die ihm zeigte, daß seine unerschütterlichen Heere tief in Feindesland standen — den felsenfesten Glauben in sich hegte, es müsse ihm schließlich doch gelingen, dem Ansturm der Welt gegen seinen Arbeitsfrieden Trotz zu bieten?

Und schließlich: so wundervoll sich dieses Volk auch bis zur Stunde gehalten hatte — wer es wirklich in seinen Tiefen kannte, der wußte, daß in seinem inneren Gefüge noch viele ungefestigte Stellen, viele unausgefüllte Risse und Sprünge vorhanden waren — Überbleibsel unserer trostlosen Geschichte, Reste unserer jahrtausendealten Zerklüftung, Zeichen, daß Bismarcks Nachfolger es nicht verstanden hatten, das Werk des Reichsgründers zu vollenden. Wer wie der Deutsche Reichskanzler schon fünf Jahre die politische Leitung dieses Volkes in Händen gehabt hatte, der mußte sich darüber klar sein, daß die große Prüfung zu früh über unser Volk gekommen war — in einem Augenblick, da es in einer tiefen inneren Krisis stand. In einem Entwicklungskampfe, der es auch ohne die äußere Anfechtung in harte Auseinandersetzungen hätte führen müssen. Einem Kampfe freilich, der sich in allen Kulturvölkern ankündigte — dem aber die älteren, die ganz fertig gewordenen, die zeitgemäßen Staatsgebilde der Entente, also die Weststaaten eine ganz andere Widerstandskraft entgegenzusetzen hatten als das junge, innerlich unfertige Reich — von den überalterten und durch die Entwicklung der Welt zum Nationalismus in ihrem Grundgefüge gelockerten Völkerklumpen, mit denen wir verbündet waren, ganz zu schweigen.

10.

Der Aufgabe, ein Volk von solcher elementaren Kraft des Wesens, aber auch von solcher Unvollkommenheit seiner inneren Entwicklung durch die grauenvollste Prüfung der Weltgeschichte hindurchzusteuern, wäre höchstens ein Mann von dem Riesenwuchs des Reichsgründers gewachsen gewesen. Daß der unerhörte Glücksfall, der unserem Volke zugleich einen Staatslenker wie Bismarck, ein Feldherrngenie wie Moltke — und einen Herrscher von der großartigen seelischen Reife, Lauterkeit und Selbstlosigkeit des ersten Wilhelm beschert hatte — daß diese Gnadenfülle sich noch einmal wiederholen würde, war mehr als unwahrscheinlich.

Daß Wilhelm dem Zweiten viele der erhabenen Eigenschaften seines Großvaters abgingen, weiß Deutschland und die Welt. Angesichts des furchtbaren Geschicks, das diesen unglückseligsten aller Fürsten aus höchstem Glanz in einen Abgrund von Schmach hinabgestürzt hat, ist es Pflicht des Erzählers, mit Ernst zu betonen, daß der Kaiser ein Mann von großem Verantwortungsgefühl und reinstem Wollen gewesen ist. Daß er selber die Eigenschaften des Geistes und Charakters nicht besaß, die ihn befähigt hätten, in Wahrheit jene Rolle zu spielen, in der er von geschmeidigen Hofkünstlern so oft und gern gemalt worden war — daß er nicht berufen war, der Kapitän des Staatsschiffes im Weltensturme zu sein — das hat er zweifellos eingesehen. Denn er hat in rühmenswerter Selbstbescheidung darauf verzichtet, die großen Entscheidungen, die sein Amt, seine verfassungsmäßige Stellung als Oberster Kriegsherr ihm auferlegten, aus eigener Initiative zu treffen. Er hat seinen Beratern stets eingehende und meistens entscheidende Stimme eingeräumt. Ob er in ihrer Auswahl ein richtiges Urteil und eine glückliche Hand bewiesen hat — das ist eine andere Frage. Aber auch sie kann nur gefühlsmäßig beantwortet werden. Vor allem werden wir uns stets zu vergegenwärtigen haben, daß „wo nichts ist, auch der Kaiser sein Recht verloren hat" — wir werden uns darüber klar zu werden haben, ob die Nation überhaupt bessere und geeignetere Männer hervorgebracht hatte als diejenigen, welche der Kaiser mit ihrer Führung beauftragt hat ...

Über den Wert und die Wirksamkeit aller dieser Männer tobt heute, nach dem unglückseligen Ausgang, in der deutschen Öffentlichkeit noch heftiger Streit. Es ist ein Wagnis, sie in wenigen Strichen kennzeichnen zu wollen. Aber wer es unternimmt, dem deutschen Volk eine erste und allgemeine Übersicht seines größten und erschütterndsten Erlebnisses zu geben, der wird um den Versuch nicht herumkommen, in aller Bescheidenheit und Unbefangenheit auch eine umrißmäßige Charakteristik dieser Männer zu geben:

Theobald v. Bethmann Hollweg hatte im Jahre 1909, als er dreiundfünfzigjährig die Leitung der Reichsgeschäfte übernahm, die normale Laufbahn des höheren Verwaltungsbeamten hinter sich. Die Lage, die er vorfand, hatte er von vornherein als tief bedenklich durchschaut.

Die Einkreisungspolitik König Eduards hatte jene politische Konstellation, der wir später zum Opfer gefallen sind, damals schon geschaffen: England hatte feste Stellung an der Seite Frankreichs und Rußlands genommen. Andererseits hatte Deutschland sich auf seinen Flottenbau festgelegt und seiner Orientpolitik eine bestimmte Richtung gegeben. Der Dreibund hatte sich zwar äußerlich nicht gelockert, aber an innerer Festigkeit verloren. In dieser Lage hatte Bethmann es für seine vornehmste außenpolitische Aufgabe gehalten, den Versuch einer Verständigung mit England zu unternehmen. Mit welchem Erfolge, ist uns bekannt.

Aber auch die inneren Zustände, die er bei seinem Amtsantritt gefunden hatte, waren alles andere als zufriedenstellend gewesen. Heftiger als jemals tobte der Kampf der Parteien. Er fand seine Gipfelung in dem Gegensatz zwischen „Liberalismus" und „Reaktion", der wiederum seine äußerste Schärfe erreichte in dem Kampf der Sozialdemokratie gegen das „historisch Gewordene".



Bethmann war der Auffassung, daß diese Partei „neben zahlreichen wirtschaftlich und politisch gleich unmöglichen Utopien große, ebenso von idealen Gedanken getragene wie den politischen und ökonomischen Entwicklungstendenzen der Welt angepaßte Ziele verfolge“. Diese Macht durch repressive, gewaltsame Maßregeln zu unterdrücken hielt er für unmöglich und „mit den Aufgaben staatserhaltender und aufbauender Politik für unvereinbar“. Er bezeichnete auch öffentlich „die Einordnung der Arbeiterbewegung in die bestehende Gesellschaft als wichtigste Aufgabe der Zeit“. Und hat diese Linie „unverändert, im Kriege mit verstärktem Nachdruck“ festgehalten. Dabei hat er freilich die Erfahrung machen müssen, daß „der Aufgabe, die sozialdemokratischen Parteien allmählich zu einer im staatlichen Sinne positiven Arbeit hinüberzuleiten, sich dauernd große Hemmungen entgegenstellten“, während andererseits auch diejenigen Parteien, welche sich selbst als die nationalen bezeichneten, sich in einer Weise, die er für sehr bedenklich hielt, an die „alldeutsche Richtung“ angenähert hatten — daß sie sich nicht frei hielten von „Allüren, welche von Mißwollenden als Zeichen von Überhebung gedeutet werden konnten“, und dadurch die von dem Reichskanzler als Hauptaufgabe angestrebten beiden Aufgaben außerordentlich erschwerten: die Verständigung mit England nach außen und die Versöhnung der Arbeiterschaft mit dem Staatsgedanken nach innen.

Angesichts aller dieser Gegensätze war Bethmann während seiner Kanzlerschaft aufs eifrigste bestrebt gewesen, „die Regierung über den Parteien zu halten“ — mit dem Ergebnis, daß er an keiner der großen Gruppen einen rechten Rückhalt hatte. Namentlich hatte jenes berühmte Bekenntnis, das er im Reichstag abgelegt hatte, und in dem er den Einmarsch in Belgien als ein Unrecht bezeichnete, das nur unsere Not entschuldige, ihm schwere Anfeindung in militärischen und militaristisch gestimmten Kreisen des Volkes eingetragen. In Übereinstimmung mit dem Generalstabschef Moltke hatte er die Kriegserklärung an Rußland und Frankreich vor Eröffnung der Feindseligkeiten für erforderlich gehalten und durchgesetzt. Vorher hatte er sich in hingebender Weise, ganz im Sinne des Kaisers, für die Erhaltung des Friedens bemüht.

Seine Kriegspolitik nach innen war von dem Grundgedanken beherrscht, der auch seine Friedenspolitik getragen hatte: er faßte es als seine Hauptaufgabe auf, die Sozialdemokratie „bei der Stange zu halten" — die Gefühle der breiten Masse des Volkes zu berücksichtigen. Ihn leitete dabei die klare Erkenntnis, daß der moderne Volkskrieg nur so lange durchführbar sei, als der Kriegswille in der Gesamtheit noch fortlebe. Er jedenfalls kannte das Volk, das er zu führen hatte. Ihn blendete nicht der Glanz, der von der gewaltigen Rüstung unseres Friedensheeres ausstrahlte. Er kannte und durchschaute die ganze Fragwürdigkeit der seelischen Beschaffenheit unseres Volkes und damit die Grenzen seiner Widerstandskraft.

Aber auch in der Politik gilt das Wort vom Segen des Nichtwissens:

„Nur der Irrtum ist das Leben,
und das Wissen ist der Tod."

Er kannte das deutsche Volk zu gut: das war seine Stärke, aber es war auch seine Schwäche.

Zwischen Bethmann und den Leitern des Landheeres machten sich zunächst keinerlei grundlegende Gegensätze geltend. Der erste Generalstabschef Moltke darf im Gegenteil als geistiger Verwandter Bethmanns bezeichnet werden. Auch zwischen Bethmann und Falkenhayn sind grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten jedenfalls nicht stark hervorgetreten. Der verhängnisvolle Konflikt zwischen politischer und militärischer Leitung bestand aber in voller Schärfe schon während des Friedens, soweit die Leitung der Marine in Betracht kam.

Und hier öffnet sich zum ersten Male der schroffe Gegensatz der Temperamente wie der politischen Grundanschauungen, welcher das Bild der Führung Deutschlands während des Weltkrieges dauernd entstellen sollte.

Bethmann war klug, kenntnisreich, vielseitig, gebildet, Weltmann, vorsichtig bis zur Ängstlichkeit, allverstehend bis dicht an den Rand der Charaktererweichung. Sein erster Gegenspieler, der Großadmiral von Tirpitz, war eine Soldatennatur, nicht frei von der Kantigkeit, der Einseitigkeit und dem engstirnigen Draufgängertum, aber auch nicht von jener Selbstüberschätzung und



jenem Glauben, alles zu können und zu verstehen, die zum Wesen des Offiziers im wilhelminischen Zeitalter zu gehören schien. Gemildert waren diese Eigenschaften bei ihm durch den Weitblick des Seemanns und durch die Erfahrungen eines jahrelangen politischen Kampfes, den er im Dienste des kaiserlichen Ideals geführt hatte, das auch das seine war, und dessen Ziel, die Schaffung einer starken deutschen Flotte, seiner Auffassung nach dicht vor Überwindung der „Gefahrenzone" gestanden hatte, als die Konstellation des Kriegsausbruchs England fast über Nacht die Gelegenheit in den Schoß warf, den aufstrebenden Nebenbuhler doch noch niederzuschlagen, ehe er allzu stark geworden wäre.

Der Gegensatz zwischen Tirpitz und Bethmann stammte schon aus der Vorkriegszeit. Schon während seines Kampfes für den Aufbau der Flotte hatte Tirpitz das Gefühl gehabt, die „Reichsbureaukratie" kämpfe gegen seine Flottenreform unter der Furcht, wir reizten dadurch England zum Krieg. Die Entwicklung der Dinge schien Bethmanns Befürchtungen bestätigt zu haben. Von Stund' an vertrat Tirpitz mit Heftigkeit den Gedanken, der Krieg müsse gegen England mit höchster Energie und unter schleunigem Einsatz der Schlachtflotte geführt werden. Jeder offen gezeigte Wunsch, mit England zur Verständigung zu kommen, werde das Gegenteil bewirken und uns als Schwäche ausgelegt werden. Statt dessen müsse eine möglichst baldige Verständigung mit Rußland angestrebt werden. Mit diesem Verlangen setzte Tirpitz sich auch in einen Gegensatz zur Politik Hindenburgs, Ludendorffs und Helfferichs. Politisch wird seine Auffassung durch seine Worte gekennzeichnet: das deutsche Volk habe sich bisher immer unfähig erwiesen, ohne straffe Führung sich Wohlfahrt zu erringen. Es bedürfe des preußisch-deutschen Staates. Es brauche als „Schutzengel" die Überlieferung Friedrichs des Großen und Bismarcks. Denn es fehle ihm „der eigene politische Genius".

Der Gegensatz zwischen dem Staatssekretär des Reichsmarineamts und seinem Vorgesetzten entschied sich zugunsten des Kanzlers. Der Chef des Marinekabinetts Admiral von Müller und der neue Admiralstabschef standen auf seiten der Zurückhaltung gegen England. Auch seine Forderung nach Errichtung einer Obersten Seekriegsleitung konnte Tirpitz nicht durchsetzen. Wie verhängnisvoll ein solcher innerer Gegensatz zwischen den für die Führung des Seekrieges verantwortlichen Dienststellen werden mußte, liegt auf der Hand. Jedenfalls blieb Tirpitz nicht Sieger. Eine energische Seekriegführung war nicht zu erreichen. Und die Auffassung des Reichskanzlers, welcher für Behutsamkeit und Rücksichtnahme auf England und später auf Amerika eintrat, sollte auch die Entwicklung des neuen Kampfmittels in der Blüte knicken, das nun bei erzwungener Untätigkeit der Hochseeflotte in den Vordergrund der Operationen zur See trat: des U-Boot-Handelskrieges.

11.

Wäre England im Weltkriege neutral geblieben, so hätte es vermutlich die Londoner Deklaration noch nachträglich unterschrieben und sich damit für seine Schiffahrt alle die Vorteile gesichert, welche das von der ganzen Welt anerkannte und durch diese Deklaration noch einmal feierlich beurkundete und präzisierte Völkerrecht der neutralen Schiffahrt im Kriegsfalle zusicherte. Nun es

selber beteiligt war, blies es das Recht in Wahrheit „wie einen Fetzen Papier" in die Lüfte. Und wenn die Feinde allenfalls behaupten konnten, wir, die wir den Krieg mit einem Bruch des Völkerrechts begonnen hatten, hätten kein Recht, uns über englische Rechtsbrüche zu beklagen — die Neutralen alle, die Schweiz, die Niederlande, Griechenland waren doch an der Vergewaltigung Belgiens völlig unbeteiligt. Indem England an ihnen zum Rechtsbrecher wurde, tat es genau das, um dessentwillen seine Propaganda uns vor der ganzen Welt als Schädlinge und Ausgeburten der Menschheit gebrandmarkt hatte. Aber es kommt noch besser.

Die Erklärung eines ganzen weiten Bezirkes der Hochsee zum Kriegsgebiet war eine völlige Neuerung gewesen. Sie sollte einen Ersatz für die alte „effektive Blockade" bieten. Die deutsche Marine war darauf gefaßt gewesen, daß eine solche versucht werden würde. Aber England war sich zweifellos schon vor Kriegsbeginn darüber klar gewesen, daß dieser Begriff, der aus den Jahrhunderten der Holzschiffe stammte, im Zeitalter des Minenkrieges und der U-Boote gar nicht mehr durchführbar sei. Es hatte also den Blockadebegriff aus eigener Machtvollkommenheit „modernisiert" — es hatte die Form der Absperrung zur See der neuzeitlichen Entwicklung der Kampfmittel angepaßt. Als aber die Mittelmächte sich anschickten, auch den Handelskrieg zur See dieser Entwicklung anzupassen — da erhob England vor der ganzen Welt die heuchlerische Anklage der Verletzung zwar nicht des Völkerrechts, denn das hatte sich unter seinen eigenen Pranken zum Schemen verflüchtigt — sondern der „Gebote der Menschlichkeit"... Und hier fand es in Amerika — so wollen wir in Zukunft die Vereinigten Staaten abkürzend nennen — einen willigen Sekundanten.

Englands Verhalten ließ keinen Zweifel, daß es ihm auf völlige Vernichtung des deutschen Seehandels ankam. Ja, dieser Zweck war bereits wenige Wochen nach Kriegsausbruch vollkommen erreicht. Und nun geschah das Seltsame und Unerwartete, daß Englands Politik sich gegen England selber zu wenden schien. Die plötzliche Erkenntnis vom Kampfwerte des U-Bootes spielte der deutschen Marine ein Kriegsmittel in die Hand, das ihr gestattete, den Spieß umzudrehen und in wirkungsvollster Weise die Gefährdung, ja vielleicht ebenfalls die völlige Vernichtung und Unterbindung des englischen Seehandels in Angriff zu nehmen!

In Vorahnung dieser Gefahren ermächtigte England bereits am 31. Januar seine Handelsschiffahrt, sich neutraler Flaggen zu bedienen — was eine neue grobe Verletzung der geltenden Rechtsanschauungen bedeutete.

Schon im November war die Erkenntnis der neuen Möglichkeit beim Kommando der Hochseeflotte zur Reife gediehen. Dieses trat an den Chef des Admiralstabs mit dem Antrage heran, von der neuerwachsenen Möglichkeit, England im Lebensnerv zu treffen, Gebrauch machen zu dürfen.

Mit dieser Eingabe, die bestimmt war, den Auftakt unserer Rettung zu bilden, beginnt ein viel umstrittenes Kapitel in der Geschichte der deutschen Kriegführung. Es beginnt der Kampf zwischen den militärischen Gewalten und der Reichsleitung um den U-Boot-Krieg — ein Kampf, der späterhin das ganze politische Leben der Nation ergriff.

Auf die Anträge der Flotte erwiderte der Reichskanzler mit einer Antwort vom 27. Dezember etwa in dem Sinne: die geplante U-Boot-Blockade sei recht-

lich nicht zu beanstanden, begegne aber starken Bedenken militärpolitischer Natur, da sie auf die Haltung der Neutralen und damit auf unsere Versorgung abträglich wirken könne. Ehe dem Gedanken der Eingabe nähergetreten werden könne, müsse eine uns günstige Entscheidung zu Lande sichergestellt und die Gefahren des Übertritts der Neutralen zum Feindbunde beseitigt sein.

Wäre die Reichsleitung folgerichtig auf diesem Standpunkt geblieben, so hätte der U-Boot-Handelskrieg überhaupt nicht eingeleitet werden können. Aber die Verantwortung für den völligen Verzicht auf das neue Kriegsmittel vor der Nation zu übernehmen, dazu besaß Bethmann wieder nicht den Mut. So kam es denn zu einem Kompromiß. Am 4. Februar 1915 wurde eine Erklärung im Reichsanzeiger veröffentlicht, wonach die Gewässer rings um Großbritannien einschließlich des gesamten englischen Kanals als Kriegsgebiet erklärt wurden. Die deutsche Flottenleitung hatte sich also die neue Methode der englischen zu eigen gemacht. Vom 18. Februar ab werde jedes in diesem Gebiete betroffene feindliche Kauffahrteischiff zerstört werden, ohne daß es dabei immer möglich sein werde, die der Besatzung und den Passagieren drohenden Gefahren abzuwenden. Angesichts des britischen Mißbrauchs neutraler Flaggen seien auch neutrale Schiffe gefährdet. Das Gebiet nördlich um die Shetlandsinseln und ein Streifen entlang der holländischen Küste wurde freigegeben.

Die Admiralität hatte in diese Erklärung die klare Bestimmung aufnehmen wollen, daß im Sperrgebiet alle Handelsschiffahrt überhaupt untersagt werde. Aber der Widerstand des Reichskanzlers hatte das verhindert. So trägt schon die erste deutsche Willensäußerung, welche den U-Boot-Krieg eröffnete, den Stempel der Halbheit.

Trotzdem oder vielleicht gerade weil die Gegner und ihre heimlichen Parteigänger unter den Neutralen dies erkannten, erfolgte alsbald schärfster Widerspruch, und zwar, wie vorauszusehen war, seitens Amerikas.

Dieser Protest bezeichnet abermals einen der großen, entscheidenden Wendepunkte des Weltkrieges. Amerika, das sich bisher lediglich durch seine Privatindustrie als Waffenlieferant unserer Feinde am Kriege beteiligt hatte, trat nun auch durch seine offizielle politische Vertretung an die Seite der Entente. Und nun erwuchs für die politische Leitung des Deutschen Reiches eine Lage, die ihr eine ungeheure Verantwortung aufbürdete. Es wurde alsbald unzweideutig erkennbar, daß Amerika die Eröffnung des unbeschränkten U-Boot-Handelskrieges mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu den Mittelmächten, wenn nicht gar mit der Kriegserklärung beantworten würde. Dabei konnte die Frage, ob ein solches Verhalten Amerikas völkerrechtlich gerechtfertigt sei, angesichts der Machtfülle, die Amerika verkörperte, keine Rolle spielen. Das Auswärtige Amt glaubte die Verantwortung, ein Verhalten der Seekriegsleitung gutzuheißen, das Amerika in die Reihen unserer Feinde trieb, nicht übernehmen zu dürfen. Vom rein rechtlichen Standpunkt aus hätte Amerikas Protest dahin beantwortet werden müssen: England habe aus Gründen der Kriegsnotwendigkeit auf die neutralen Schiffe keine Rücksicht genommen, und somit seien auch wir zu gleichem Verhalten gezwungen. Statt dessen antwortete das Auswärtige Amt der amerikanischen Regierung mit der ausweichenden Erklärung: es sei ein Mißverständnis, wenn sie anzunehmen scheine, wir wollten

alle im Sperrgebiet betroffenen Handelsschiffe vernichten. Unser Vorgehen gelte nur der **feindlichen** Schiffahrt, und wir seien bereit, die legitime Schiffahrt der **Neutralen** im Kriegsgebiete sicherzustellen. An die Flotte erging noch vor dem angekündigten Termin zur Eröffnung des U-Boot-Krieges auf Veranlassung der Reichsleitung die Anweisung, Schiffe unter neutraler Flagge vorläufig nicht anzugreifen, sofern sie nicht sicher als feindliche zu erkennen seien. Der Handelskrieg durch Unterseeboote gegen Neutrale sei nicht am 18. Februar, sondern nur auf Allerhöchsten Ausführungsbefehl zu beginnen.

Für den vor aller Welt angekündigten U-Boot-Krieg kam diese Anweisung einer Lähmung gleich, die einen Erfolg so gut wie unmöglich machte. Denn wie sollten die U-Boote ein unter neutraler Flagge fahrendes Schiff als feindliches erkennen, außer daran, daß es das U-Boot angriff, das ein einziger Treffer wehrlos machen oder vernichten kann!

Der Flottenchef legte schärfste Verwahrung ein unter dem Hinweis, daß das Ansehen der Marine ungeheuer leiden müsse, wenn die laut verkündete und mit großer Hoffnung vom Volk begrüßte Unternehmung ergebnislos verlaufe. Aber die Bedenken der politischen Leitung behielten die Oberhand. Die U-Boote erhielten eine Anweisung, die einen inneren Widerspruch enthielt. Sie sollten den U-Boot-Handelskrieg „mit allem Nachdruck führen", aber neutrale Schiffe schonen! Und feindliche Schiffe unter neutraler Flagge? Wie sollte der arme U-Boot-Kommandant an seinem Sehrohr die erkennen?

Was war die Folge dieses Kompromisses? Die neutrale Schiffahrt wurde im Sperrgebiet **schlechthin freigegeben**. Ein neutrales Schiff, mit Munition für Frankreich bis zum Rande voll beladen, war für das U-Boot unangreifbar! Damit wurde die Wirksamkeit des U-Boot-Krieges auf diejenigen **feindlichen** Handelsschiffe beschränkt, die so wahnsinnig sein würden, das Sperrgebiet unter feindlicher, statt unter der ja freigegebenen neutralen Flagge zu durchfahren! Nun hatte das U-Boot ja theoretisch das Recht, jedes unter neutraler Flagge fahrende Handelsschiff anzuhalten und seine wirkliche Nationalität zu ermitteln. David, der den Goliath auf offener See stellt und ihm die Taschen durchsucht! Und trotzdem haben unsere tapferen U-Boot-Kommandanten auch das fertig gebracht. Was tat England? Es armierte seine sämtlichen Handelsschiffe, das heißt, es gab ihnen ein oder einige Geschütze mit, deren Kaliber genügte, der U-Boot-Mannschaft den Versuch einer Annäherung zu versalzen! Um aber die Tapferkeit der Besatzung der Handelsschiffe für solche Kämpfe anzuspornen, wurden auf Vernichtung von U-Booten hohe Prämien ausgesetzt.

Und trotz aller dieser Erschwerungen begann die erste Phase des U-Boot-Krieges am 22. Februar unter den aus Rücksicht auf Amerika angeordneten Einschränkungen. Seine Ergebnisse waren naturgemäß nur mäßig, jedenfalls für die Erreichung des Endzweckes der Unterbindung des englischen Seehandels völlig bedeutungslos, „boten aber noch Stoff genug für Verärgerung und Zwischenfälle mit Amerika" (Tirpitz).

Mit Amerika, das schon nach den ersten Kriegsmonaten ganz offenkundig das große Arsenal unserer Feinde geworden war. Schon lasen wir in allen Schützengräben die Granatensprengstücke mit dem Stempel der Betlehem Steel Co. Limited auf...

So wie die Dinge lagen, hat das Zurückweichen vor Amerika weder den Baralong-Fall, noch den Lusitania-Fall verhindert. Das englische Hilfsschiff „Baralong" vernichtete unser U 27. Als dann seine Besatzung hilflos auf dem Wasser schwamm, wurde sie bis auf den letzten Mann niedergeschossen. Ja, sogar einige Matrosen, die sich auf ein englisches Handelsschiff gerettet hatten, wurden von den Baralongleuten dort gesucht und ermordet. Zu dieser menschlich schlechterdings unverständlichen Tat rohester Niedertracht — schwieg die Welt. Und die englische Regierung lehnte jede Untersuchung ab.

Gegenstück: der Lusitania-Fall. Ein englischer Personendampfer, der als Hilfskreuzer in der englischen Marineschiffsliste verzeichnet stand, war im Begriff, von Neuyork nach England in See zu gehen. Das Schiff war bewaffnet und schwer mit Munition beladen. Das Recht unserer U-Boote, dieses Schiff, wo immer sie es antrafen, zu vernichten, stand unbestreitbar fest. Der Neutrale, der sich auf ihm einschiffte, tat es auf eigene Gefahr. Zum Überfluß hatte aber der deutsche Botschafter noch vor der Abfahrt des Schiffes in Amerika eine begründete Warnung erlassen, die Lusitania zu benutzen. Trotzdem schiffte sich eine Anzahl Amerikaner über den amerikanischen Granaten ein. Der Dampfer wurde am 7. Mai von einem deutschen U-Boot (das die Lusitania nicht erkannt hatte, wie beiläufig bemerkt sei) torpediert. Erst nach dem Torpedoschuß erfolgte im Innern des Schiffes eine zweite Explosion: die der an Bord befindlichen Munitionsmassen. Hierdurch sank das Schiff in kurzer Frist (Tirpitz, S. 352). Eben wegen dieser Umstände, weil es sich also unzweifelhaft um eine völlig berechtigtes und sehr wirksames Vorgehen gegen einen riesigen feindlichen Munitionstransport gehandelt hatte, wurde die Tat von Marine und Volk als ein großer Erfolg und als wirkungsvolle Abschreckung angesehen.

Mit einem Jubelgeheul, das sich als Entrüstungsschrei maskierte, griff die englische Propaganda dieses vom menschlichen Standpunkt gewiß schauerliche Ereignis auf. Sie bemühte sich mit größtem Erfolg, es als Beleidigung Amerikas und als zynische Mordtat hinzustellen.

Am 15. Mai kam die erste amerikanische Lusitania-Note. Sie sprach die — kriegsrechtlich völlig ungerechtfertigte — Mißbilligung der Torpedierung aus und verlangte Schadenersatz — stellte also den unerhörten Grundsatz auf, daß amerikanische Bürger das Recht hätten, sich im Kriege auf den Munition führenden Transportschiffen einer der kriegführenden Mächte einzuschiffen und durch ihre bloße Anwesenheit einem solchen an sich der Vernichtung nach Kriegsrecht ausgesetzten Schiff den Charakter der Unverletzlichkeit für die Gegenpartei zu verleihen!

Statt nun den Amerikanern ganz ruhig zu erklären, daß unser U-Boot-Kommandant ein feindliches Schiff torpediert habe und also vollkommen in seinem Rechte gewesen sei — begann unsere politische Leitung ein aufgeregtes Verhandeln mit den Marinebehörden. Am 2. Juni verlangte sie vom Chef des Admiralstabs, er solle sich verpflichten, große Passagierdampfer, und zwar auch feindliche, unter allen Umständen von der Torpedierung auszunehmen! Die Marineleitung protestierte. Darauf erwirkte Bethmann einen seinem Vorschlage entsprechenden Befehl des Kaisers, der am 5. Juni auch tatsächlich erfolgte!

Dann endlich beantwortete der Reichskanzler die amerikanische Note mit dem Hinweis auf den erlassenen neuen Befehl. Wilson antwortete unfreundlich und zurückhaltend. Der „Lusitania-Fall" war damit erledigt — aber auch der U-Boot-Krieg. Er schleppte sich nun noch ohne Sinn und selbstverständlich ohne nennenswerte Ergebnisse weiter. Immerhin reichte es noch zu einem zweiten Zwischenfall: am 19. August wurde der englische Dampfer „Arabic", auf dem sich wiederum Amerikaner befanden, von U 24 in Notwehr torpediert, nachdem er sich zu einem Angriff auf das U-Boot angeschickt hatte. Ehe eine amerikanische Kundgebung, ja nur eine amtliche Meldung vorlag, erwirkte daraufhin der Reichskanzler beim Kaiser, ohne daß weder der Chef des Admiralstabs, Bachmann, noch der Staatssekretär des Reichsmarineamts, Tirpitz, vorher gehört worden wären, einen neuen Befehl an die Marine, durch welche das Verbot, große Passagierdampfer zu torpedieren, auf alle Passagierdampfer ausgedehnt wurde. Das bedeutete die Unmöglichkeit, größere Dampfer überhaupt zu fassen.

Daraufhin baten Bachmann, Tirpitz und der Flottenchef Pohl um ihre Entlassung. Bachmann wurde durch den Admiral v. Holtzendorff ersetzt. Tirpitz' Gesuch wurde zwar abgelehnt, aber der Kaiser eröffnete ihm, „daß ein Zusammenarbeiten des Reichskanzlers mit ihm in den Marinefragen, welche das Gebiet der auswärtigen Politik berührten — und das seien so ziemlich alle Fragen der Seekriegführung — ausgeschlossen sei, und daß deshalb auf seine regelmäßige beratende Mitwirkung auf diesem Gebiete verzichtet werden müsse". Auch das Gesuch Pohls wurde nicht bewilligt, seine Vorstellungen gegen die Einschränkung des U-Boot-Krieges aber wurden mit der Erklärung zurückgewiesen, daß ihm „die volle Kenntnis der politischen Sachlage fehle".

Mit einem Worte: unbedingter Sieg des Reichskanzlers, Verzicht auf jede wirksame Führung des U-Boot-Krieges, trotzdem aber nicht der Mut, die Folgerungen vor Welt und Nation zu ziehen und den U-Boot-Handelskrieg ganz einzustellen! Ein wahrhaft klägliches Bild der Zerfahrenheit und Entschlußlosigkeit.

Dabei hatte sich die Erkenntnis von der Leistungsfähigkeit der U-Boote noch immer gesteigert. Hersing war mit U 21 schon im April 1915 ins Mittelmeer gefahren! Dort war eine neue U-Boot-Basis eingerichtet und den U-Booten ein neues Wirkungsgebiet in der Beteiligung am Dardanellenkrieg und später am Kampfe gegen Italien eröffnet worden.

Der U-Boot-Handelskrieg aber schleppte sich unter den denkbar trostlosesten Bedingungen durch das Jahr 1915 weiter fort. Und dennoch schlug er dem britischen Handelsverkehr tiefe Wunden. Im Jahre 1915 wurden im ganzen über ein und eine viertel Million Bruttoregistertonnen feindlichen Schiffsraumes versenkt; die englischen Frachtsätze erhöhten sich bis zum Jahresschluß auf das Zehnfache, und schon damals trat es klar in die Erscheinung, daß die Hauptbedeutung des U-Boot-Krieges in der Herbeiführung einer immer empfindlicheren Frachtraumnot lag.

Es ist nur zu begreiflich, daß angesichts solcher Leistungen bei Flotte, Heer und Volk eine leidenschaftliche Erörterung der Frage einsetzte, ob der Standpunkt der Reichsregierung berechtigt sei, deren Bemühungen sich als vornehmstes Ziel gesteckt hatten, den Beitritt Amerikas zum Feindbunde mit allen Mitteln und um den Preis jedes Opfers zu verhindern — oder ob nicht alles

anders gekommen wäre, wenn die Reichsregierung im Frühjahr 1915 die Entschlußkraft gefunden hätte, den unbeschränkten U-Boot-Krieg durchzuführen. Der Kampf um den U-Boot-Krieg bildete seitdem eine ständige Begleiterscheinung der innerpolitischen Entwicklung Deutschlands und hat durch die rücksichtslose Schärfe, mit der er von beiden Seiten geführt wurde, zur Vergiftung der politischen Atmosphäre in Deutschland ein gewaltiges Teil beigesteuert. Er ist auch heute noch nicht verstummt und wird wohl noch für unabsehbare Zeit einen Gegenstand rückschauender Betrachtung bilden. Wir müssen uns darüber klar sein, daß es unmöglich ist, in dieser Frage zu einem objektiven Urteil zu gelangen. Das aber muß doch festgestellt werden: die Reichsregierung hat durch ihre schwankende Haltung zur Verschärfung des Konflikts ganz bedeutend beigetragen. Sie war zu einer klaren Stellungnahme verpflichtet. Entweder rücksichtsloser U-Boot-Krieg oder völlige Einstellung. Durch seine schwächliche und schwankende Haltung hat Bethmann sich seines Amtes als politischer Führer des Volkes während der schweren Prüfung, die ihm verhängt war, als durchaus unfähig erwiesen. Er hat dem Feinde geistige Waffen für die Bekämpfung unserer Kriegspolitik geliefert und die innerpolitische Verwirrung der Volksseele in verhängnisvoller Weise gefördert.

12.

Diese Betrachtung hat uns zeitlich bereits weit über das allgemeine Fortschreiten unserer Erzählung hinausgeführt. Wir werden uns ins Frühjahr 1915 zurückbegeben müssen. Aber wir kehren noch nicht zur Schilderung der Ereignisse an den erstarrten Fronten zurück. Das Schicksal unseres dritten Bundesgenossen lenkt unseren Blick noch einmal in ferne Weiten.

Die Mittelmächte haben den Beitritt der Türkei zu ihrem Bündnis von vornherein nur gering eingeschätzt. Das von sechs Kriegsjahren erschöpfte Osmanische Reich besaß von seinen europäischen Besitzungen seit dem Balkankrieg nur noch das Gebiet nördlich des Marmarameeres bis Adrianopel, damit allerdings den Schlüssel zur Dardanellenpforte. Seine asiatischen Besitzungen bestanden aus folgenden Gebieten: zunächst aus der Provinz Anatolien, der Hauptmasse Kleinasiens, die mit ihrer tüchtigen und wehrhaften Bevölkerung nunmehr das türkische Kernland bildete, und ferner der Mittelmeer-Küstenprovinz Syrien, welche mit Palästina die heiligen Stätten der Christenheit umschloß. An diese reihten sich im Osten die Stromgebiete des Euphrat und Tigris, Mesopotamien bis Bagdad und das Irak bis zum Persischen Meerbusen, im Westen die Küstenprovinz Hedschas am Roten Meere, zu deren Gebiete die Städte Mekka und Medina gehörten, die Geburts- und die Sterbestadt des Propheten. Und schließlich wurde die Nordostecke des Reiches durch die Provinz Armenien gebildet.

Die Armenier waren der einzige nicht mohammedanische Volksstamm, welcher dem Zepter des Sultans noch unterstand. Etwa die Hälfte der armenischen Nation gehorchte türkischer, die andere russischer Herrschaft. Die Türkei war ihren armenischen Untertanen seit langem eine Rabenmutter gewesen. Schon seit Jahrzehnten bildeten Armenierverfolgungen ein dunkles Kapitel in der Geschichte der jüngsten Vergangenheit des Osmanischen Reiches. So

hatte denn Rußland seit langem ein begehrliches Auge auf die türkische Grenzprovinz geworfen, von der es ja im Berliner Kongreß schon ein stattliches Stück erhalten hatte, und die ihrerseits nach Befreiung vom türkischen Joche schmachtete. Die Provinz mußte also als politisch höchst unzuverlässig gelten, und es war vorauszusehen, daß sie alsbald das Ziel eines russischen Einbruchsversuches werden würde. Das traf auch zu. Schon Ende Oktober traten die Russen ihren Vormarsch gegen die Hauptstadt Erzerum an.

Die Türkei unternahm alsbald eine Gegenoffensive. Das war ein sehr schwieriges Unternehmen, denn eine Landverbindung zwischen Konstantinopel und der armenischen Provinz fehlte. Im Frieden hatte sich der gesamte Verkehr auf dem Seewege übers Schwarze Meer abgespielt. Trotzdem wurden die Russen am 11. November bei Köpriköi geschlagen. Nun überschritten die Türken ihrerseits die russische Grenze und den Unterlauf des Tschorakflusses und drangen bis ins Hinterland des wichtigen Petroleumgebietes von **Batum** vor, das die Türkei durch den Berliner Kongreß an Rußland verloren hatte. Auch weiter östlich erkämpften sie den Besitz von Olty und Ardahan. Nun führten die Russen beträchtliche Verstärkungen heran, aber die Türken vermochten sich zu halten, und es bildete sich auch hier eine Stellungsfront: die armenische. Der Krieg nahm hier mehr asiatische Formen an, und die Türkei wütete mit barbarischer Grausamkeit gegen die armenische Bevölkerung ihres eigenen wie des russischen Gebietes. Diese Ausschreitungen unserer Bundesgenossen, die wir nicht verhindern konnten, ohne die Bundestreue der Türkei zu gefährden, bildeten ein willkommenes Propagandamaterial für unsere Feinde, die uns selbstverständlich als Mitschuldige verleumdeten.

Die Kämpfe griffen auf das Gebiet des neutralen und wehrlosen Persien über, in dessen Nordgebiete die Russen seit der freundschaftlichen Auseinandersetzung mit England von 1907 Fuß gefaßt hatten. Die Türken überschritten die persische Grenze und bemächtigten sich breiter Gebiete der nordpersischen Provinz Asurbeidschan.

Während es sich auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz um den Gegensatz zwischen türkischen und **russischen** Interessen handelte, stieß im Südosten und Südwesten die Türkei auf eine Etappe des großen **englischen** Ausbreitungsplanes, der dem gewaltigen Ziele der Herstellung einer „Landbrücke" zwischen Englands afrikanischen und asiatischen Besitzungen, also zwischen Ägypten und Indien diente. Alle Völkerschaften, deren Gebiet diese Brücke durchziehen mußte, gehörten dem mohammedanischen Glauben an. Aber auch Rußland hatte mehr als sechs Millionen mohammedanischer Untertanen.

Nun bildete die mohammedanische Welt theoretisch noch eine Kirchen- und Glaubenseinheit. Ihr Führer in weltlicher wie in geistlicher Hinsicht war der Kalif — der Nachfolger des Religionsgründers. Auf diese Würde erhoben seit 1517 die türkischen Sultane einen übrigens nicht allgemein anerkannten Anspruch. Es war für die in schwerem Existenzkampfe ringende Türkei ein sehr naheliegender Gedanke, von den Rechten des Kalifats Gebrauch zu machen und die ganze mohammedanische Welt zum Kampf wider die Ungläubigen aufzurufen, welche den Beherrscher der Anhänger des Propheten bedrängten — also den „Heiligen Krieg" zu verkünden. Eine derartige Entwicklung hätte, wenn

sie Erfolg gehabt hätte, der romantisierenden Schwärmerei für den Orient recht gegeben, mit welcher Wilhelm II. die sehr realen Ziele der deutschen Orientpolitik zu verbrämen geliebt hatte. Aber hier erlebten die Mittelmächte die erste jener Enttäuschungen, die sich fast stets wiederholen sollten, wenn sie Hilfe in ihrem Abwehrkampfe von inneren Zersetzungen in den Feindländern oder irgendwelchen anderen Aufstandsbewegungen gegen unsere Feinde erwarteten. Das Aufgebot des Sultans an seine Glaubensgenossen verhallte ebenso ergebnislos wie die anschließende kostspielige Propaganda der Deutschen unter den Orientalen, die auch in den deutschen Gefangenenlagern aufgenommen wurde. Der große Aufstand der mohammedanischen Untertanen Rußlands und Englands im Bunde mit der ganzen islamitischen Welt brach nicht aus. Die Werbekraft der Religion des Propheten war versiegt.

Somit blieb der Türkei nichts als die eigene erlahmende Kraft. Sie setzte diese zunächst in einem Unternehmen ein, das, wenn es gelungen wäre, England in schwerste Bedrängnis hätte bringen müssen. Der Suezkanal, auf dessen allgemeine Bedeutung für die englische Seeherrschaft nicht näher eingegangen zu werden braucht, hatte im Krieg einen ganz unschätzbaren Wert, weil durch ihn die bisher einzige Verbindung Englands mit seiner wichtigsten Kolonie Indien und mit der australischen Dominion führte. Gelang es der Türkei, sich dieser Hauptschlagader des englischen Weltverkehrs zu bemächtigen, so hätte das von kriegentscheidender Bedeutung werden können. Aber es gelang nicht. Wohl stießen Anfang Februar 1915 türkische Truppen unter Führung des deutschen Obersten von Kreß über El Arisch am Mittelländischen Meer und El Akaba am Roten Meer bis zum Suezkanal, und einer kleinen Schar gelang es sogar, den Kanal zu überschreiten. Aber sie wurde von herbeieilenden englischen Verstärkungen größtenteils vernichtet. Das Expeditionskorps ging in die Wüste zurück, als die Aussichtlosigkeit des Unternehmens erkannt war. Der Bau einer Eisenbahn zur Sicherstellung des Nachschubes wurde mit deutscher Hilfe von Jaffa aus über Berseba eingeleitet, geriet aber infolge der ungeheuren Schwierigkeiten und Entfernungen wieder ins Stocken.

Unterdessen verstanden die Engländer den ihnen hier drohenden Gefahren wirksam entgegenzutreten. Sie befestigten sich am Suezkanal. Ihnen gelang, was die Türkei und ihre Bundesgenossen vergebens erstrebt hatten: sie vermochten die islamitischen Araber auf ihre Seite zu ziehen. Sie entfalteten statt des Banners des Propheten die Überzeugungskraft britischer Pfundnoten. Die Beduinenstämme wandten sich gegen den Kalifen und schnitten durch ihren Aufstand die türkische Rote-Meer-Provinz Hedschas, welche die heiligen Stätten des Islams, Mekka und Medina, umschloß, von der Verbindung mit Syrien ab. Im Januar ging England zur militärischen Gegenoffensive über. Unter General Townshend landete ein indisches Heer an der Nordküste des Persischen Golfs, um in das Irak einzudringen, den Vormarsch auf Bagdad anzutreten und so zugleich den großen englischen Plan der Herstellung einer Landverbindung zwischen Ägypten und Indien der Verwirklichung näherzuführen und Deutschlands Orientpolitik in das Reich der Träume zurückzuscheuchen.

Dieser Unternehmung entgegenzutreten, war für die Türkei eine Lebensfrage, für Deutschland eine Frage der Durchführung seiner langgehegten und

mit unendlichen Opfern eingeleiteten Ausdehnungspläne. Die Bagdadbahn hätte die Gegenwehr der Verbündeten erleichtert, wenn sie vollendet gewesen wäre. Aber selbst die im Betriebe befindlichen Teilstrecken der Bagdad- und Hedschasbahn „litten unter peinlichstem Mangel an rollendem, an Bau- und Heizmaterial, an Arbeitern wie an brauchbarem Betriebs- und Baupersonal. Was deutsche Ingenieure und deutsche Eisenbahntruppen geleistet haben, um dieser Verhältnisse Herr zu werden, ist wohl das Großartigste, was je auf solchem Gebiete getan worden ist. Mehr als eine beschränkte Besserung vermochte indessen unter den gegebenen Umständen auch die aufopfernde Hingebung dieser Männer nicht zu erreichen" (Falkenhayn).

So kam es, daß alle die weit ausgreifenden Unternehmungen der Türkei an der armenischen, der mesopotamischen und der syrischen Front nur langsam in Fluß kamen, mit ungeheuren Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, an die Unterstützung ihrer Bundesgenossen dauernd hohe Anforderungen stellten und sie zu einer verhängnisvollen Zersplitterung ihrer Kräfte zwangen. Derweil schoben die Engländer sich, auch sie freilich unter großen Opfern und Entbehrungen, langsam während des Sommers 1915 den Tigris aufwärts immer näher an Bagdad heran.



Während also die Kämpfe der Türkei an der Peripherie des Osmanischen Reiches für den Abwehrkampf der Mittelmächte nur eine schwere und in Anbetracht der geringen verfügbaren Mittel völlig aussichtslose Belastung darstellten, sollte sich an einem ganz entscheidenden Punkte des großen Ringens die Bundesgenossenschaft der Osmanen als unschätzbar wertvoll erweisen.

Es war naturgemäß, daß die Entente die Türkei so bald als irgend möglich an dem Punkt anfassen würde, wo ihr Gesamtinteresse lag: daß sie nämlich den Versuch machen würde, die von ihr gehütete Dardanellenpforte zu sprengen. Und auf die Verteidigung dieses Punktes hatte denn auch die Türkei den Schwerpunkt ihrer militärischen Kraft, hatten ihre Verbündeten ihre wichtigsten Unterstützungsmaßnahmen verlegt. Mit deutscher Hilfe waren die Befestigungen der Meerengen ausgebaut und mit schwerer Artillerie und reichlicher Munition versehen. Die besten Truppen des Sultans standen dort, des Angriffs gewärtig.

Die Entente traf nicht minder großartige Vorbereitungen. Anfang 1915 versammelte sie im Ägäischen Meere die französische Flotte und das englische Mittelmeergeschwader. Ohne nach der Neutralität Griechenlands zu fragen, baute sie dessen kleinasiatische Inseln zu Flottenstützpunkten aus.

Am 26. Februar begann die verbündete Flotte die Beschießung der Dardanellenbefestigungen. Die vordersten Forts zu beiden Seiten wurden zum Schweigen gebracht.

Am 18. März versuchten die Verbündeten die Einfahrt in die Meerenge zu erzwingen. Aber türkische Minen und Unterseeboote in Verbindung mit der Artillerie der Landbefestigungen brachten diesen Versuch zu kläglichem Scheitern. Vier große Linienschiffe der Angreifer gingen verloren.

Nun erkannte die Entente, daß die rein maritimen Angriffskräfte zur Erreichung des großen Zieles nicht ausreichten. Sie ballte nun ihre Machtmittel zu einem neuen, der Größe der Aufgabe entsprechend ausgestatteten Unternehmen zusammen, dessen Betrachtung uns in einem späteren Abschnitt beschäftigen wird.

13.

Nach einem langen Ausfluge, der uns rund um den Erdball geführt hat, kehren wir in den Bannkreis der belagerten Riesenfestung zurück. Wir haben inzwischen die völlige Trostlosigkeit ihrer Lage erkannt. Nicht nur auf den vielen Hunderten von Kilometern, auf denen sich die Schützengräben hinziehen, ist sie umklammert — die Wasserfront ist durch die englische Sperrgebietserklärung oder „Fernblockade" hermetisch abgeschlossen, die neutralen Länder, die an das Gebiet der Mittelmächte angrenzen, sind in die ungeheure Verblockung derart mit hineingezogen, daß sie es nur in sehr beschränktem Umfange noch wagen können, uns durch Zufuhren zu unterstützen. Und die seltsame neue Waffe, die uns das Schicksal im Augenblick der höchsten Not zur Verfügung gestellt hat, ist unseren Verteidigern, kaum in Benutzung genommen, durch die Angst unserer politischen Leitung vor neuen Feinden schon wieder so gut wie völlig entwunden worden.

Die Kämpfe, welche im letzten Monat des Jahres 1914 an zahlreichen Teilen der Westfront Angreifer und Verteidiger in Atem gehalten und an den Brennpunkten zu heftigen örtlichen Gefechten widereinander geworfen hatten, waren um die Zeit der ersten Kriegsweihnacht überall verflackert. Aber noch ehe der Frühling seinen Einzug hielt, raffte die französische Heeresleitung sich zu einem ersten großen Gewaltsturm wider die Befestigungslinie auf, die der Verteidiger quer durch Frankreichs Boden gezogen hatte.

Während die dritte russische Offensive die Karpathenhänge berannte, hatte auch Joffre ein an östliche Zahlbegriffe erinnerndes Massenaufgebot an Menschenkraft zu einem tiefgestaffelten Stoß auf schmalem Raume versammelt. Das Kampfgebiet lag im Herzen der „Champagne". Dieser Name hat im heutigen Frankreich nur noch die Bedeutung einer geschichtlichen Erinnerung. Er gehörte zunächst nur der Grafschaft Champagne an, welche im frühen Mittelalter im wesentlichen die Oberläufe der Aisne, Marne und Seine umfaßte. Diese unabhängige Grafschaft fiel im Jahre 1361 an die Krone Frankreich und bildete späterhin mit anderen ehemals selbständigen Fürstentümern und Landschaften, welche die kraftvolle Regierung der französischen Könige nach und nach zum Krongebiete gezogen hatte, die altfranzösische Provinz Champagne. Als die Revolution 1789 das ganze Land zum Zweck einheitlicher Verwaltung neu gliederte, war die Provinz unter eine Anzahl der neu errichteten Departements aufgeteilt worden. Aber mit Zähigkeit behielt der Sprachgebrauch den alten Namen für das ganze Gebiet der ehemaligen Provinz bei. Für den Deutschen verband sich ehemals mit dem Namen Champagne die Vorstellung eines Landes, in dem der weltberühmte Champagnerwein wächst. Seit dem Weltkriege wissen viele Hunderttausende deutscher Soldaten, daß diese Vorstellung nur für einen winzigen Teil des Bodens zutrifft, der solch unermeßliche Ströme deutschen Blutes getrunken hat: nämlich nur für die Talhänge der Flüsse. Der weitaus überwiegende Teil des Landes ist schwach gewellte Ebene auf Kreidegrund, wenig fruchtbar, arm und dünn besiedelt. Gerade die Gegenden, welche durch die grimmigen Schlachten der Jahre 1915, 1917 und 1918 ihre schreckliche Berühmtheit bekommen haben, gehören zu jenem unwirtlichsten und ödesten Teile des Landes, den der Franzose selber als Champagne Pouilleuse, als Lause-Champagne bezeichnet ... Inmitten dieses Jammerlandes liegt das befestigte Lager von Châlons, Frankreichs größter Truppenübungsplatz. Der deutsche Vormarsch hatte ihn überflutet, zurückebbend aber wieder freigegeben. Nun lag er dicht hinter den französischen Linien und ermöglichte dem Marschall Joffre die Zusammenziehung von Truppen- und Artilleriemassen, die für damalige Begriffe riesig schienen. Joffre plante nichts Geringes: er stellte der Angriffsarmee die Aufgabe eines Durchbruches durch die deutsche Stellung auf einem Abschnitt östlich von Reims, zwischen Sarnon am Oberlauf der Aisne und St. Hilaire an der oberen Vesle. Es war kein „ruhiger" Abschnitt. Schon den ganzen Winter hindurch hatten hier heftige örtliche Kämpfe mit dem Zweck der Stellungsverbesserung getobt. Nun sollte an dieser Stelle das deutsche Grabengewirr durchbrochen und nach Vouziers durchgestoßen werden. Es war der Gedanke des Druckes auf die Schenkel des riesigen Dreiecks, das die deutsche Stellung zwischen Verdun und dem Meere bildete. Brachte man eine seiner

Seiten zum Einsturz, so mußte das ganze Gebäude folgen. Die Form der deutschen Front, wie sie sich unter der Einwirkung des „Wettlaufs nach dem Meere“ gebildet hatte, forderte solchen Versuch geradezu heraus. Er bildete denn auch das Grundmotiv aller Anstürme, welche wir die Westmächte bis zum Beginn des deutschen Rückzuges unternehmen sehen werden.

Joffre hatte auch schon den Keim des taktischen Gedankens entwickelt, der hinfort in immer steigendem Maße die Anstürme der Entente im Westen kennzeichnen sollte: des Gedankens der Übermaterialschlacht. Er hatte eine für die damaligen Begriffe riesenmäßige Artilleriemasse bereitgestellt: über 500 Batterien. Sie hatten zwar vorwiegend Flachfeuergeschütze. Der Gedanke der Verwendung von Steilfeuergeschützen auch im Feldbefestigungskriege war damals noch nicht durchgedrungen. Der Angriffsartillerie standen sozusagen unbegrenzte Massen von Munition zur Verfügung, mit denen das neutrale Amerika sich gegen Geld und gute Worte am Kampfe der Randstaaten Europas gegen seine Mitte beteiligte ... Und diese zweitausend Feuerschlünde eröffneten nun am 12. Februar zum ersten Male ein Massenbombardement, dessen Zweck es war, alles Leben in den deutschen Gräben zu vernichten, bevor der französische Infanterist zum Klange der Marseillaise seinen Spaziergang über verschüttete Massen zerfetzter Feindesleichen antreten könnte, „la cigarette à la main“ ...

Drei Tage dauerte dieses gräßliche Gewitter aus Stahlbrocken und Bleikugeln. Der deutsche Soldat, der in den rückwärtigen Ruhestellungen das Toben des Artilleriefeuers an der Front zum ersten Male wie einen endlosen Paukenwirbel drei Tage und drei Nächte weitergrollen hörte, erfand ihm den Namen „Trommelfeuer“ ...

Auf solche Überflutung mit Wogen von Feuer und Eisen waren die deutschen Stellungen noch nicht eingerichtet. Der deutsche Soldat, dem Spaten ohnehin abhold, hatte sich noch immer nicht entschließen können, anzuerkennen, daß er nicht mehr im Feld-, sondern im Festungskriege stehe. Seine Gräben trugen immer noch den Charakter gefechtsmäßiger Improvisation. Sie wurden von der stählernen Flut hinweggespült.

Aber als nun am Morgen des 15. Februar Langle de Carys Sturmarmeen in der Frontbreite von fünf Divisionen siegessicher und gestählt durch die Ermutigung jener riesenmäßigen Vorbereitungen zum Sturm antraten — da erlebten sie eine furchtbare Enttäuschung. Das Granatengewitter hatte ausgereicht, aus dem überfallenen Gelände eine grausige Wüste zu machen. Aber inmitten der Wirrnis aus Grabenresten und Geschoßtrichtern war nicht alles Leben, war der Geist der Angreifer von 1914 nicht erloschen. Der „Spaziergang“ wurde jäh unterbrochen: in die dichten Angriffskolonnen sausten nicht nur Gewehrschüsse und Maschinengewehrgarben — alsbald schmetterten auch die Granaten und Schrapnells der ungebrochenen deutschen Artillerie hinein. Der Anmarsch geschlossener Massen platzte auseinander und wandelte sich jählings in ein zähes Ringen Mann gegen Mann. Langle warf seine Divisionen des zweiten Treffens in die Schlacht. Wohl gelang es den Stürmern an vielen Stellen, in das deutsche Grabennetz einzudringen. Aber der deutsche Soldat und seine Unterführer legten hier, vom weißen Sprühstaub der Champagne in Schneemänner verwandelt, zum ersten Male Zeugnis ab, daß sie nicht nur für

den „Elan" des Vormarsches und für strahlende Angriffsschlachten — daß sie auch für das verbissene, scheinlose Ringen der Verteidigung tüchtig waren. Zwei Tage lang flutete eine Angriffswelle hinter der anderen drein — sie alle prallten ab und brandeten zurück.

Von beiden Seiten wurden Verstärkungen in die Schlacht geworfen — regimenter- und batterieweise, rasch zusammengerafft, von deutscher Seite — in ganzen Gruppen von Divisionen auf seiten des Angreifers. Aber an der zähen Treue der Rheinländer vom 8. aktiven und 8. Reservekorps und der rasch herangeworfenen sächsischen und bayerischen Unterstützungstruppen ward die französische Angriffswut zuschanden. Die Schlacht löste sich in eine Reihe von einzelnen Gruppenkämpfen um die niederen Höhen auf, welche die Hauptstützpunkte der deutschen Verteidigung bildeten. So wütete sie bei grellem Wechsel von Frost und Tauwetter, Schneestürmen und Regengüssen von Tag zu Tag, ja von Woche zu Woche weiter! Zum erstenmal am 18. Februar, zum zweiten am 6. März glaubten die Verteidiger ein gewisses Erlahmen des Feindes zu spüren. Aber immer neue Reserven des Feindes gaben dem Ansturm frische Nahrung, um alsbald wohl hier und da an einzelnen Stellen bis in die rückwärtigen Stellungsstelle der Verteidigung einzubrechen, aber auf dem größten Teil der Front zusammenzubrechen.

General von Einem, der Oberkommandierende der 3. Armee, welche die ganze Last der Schlacht zu tragen hatte, mußte schließlich seine ihm von Douai her zur Verfügung gestellte Heeresreserve, die 1. Gardedivision einsetzen. In einem letzten wilden Ansturm brachen die Franzosen am 18. März gegen die Stellungen der Garde vor. Sie wurden nach ingrimmigem Ringen abgewiesen.

Die Kraft der „Winterschlacht in der Champagne" war gebrochen. Aber noch lange brannten ihre Schlacken weiter, bis tief in das Frühjahr hinein flammten immer wieder örtliche Kämpfe über die blutgedüngten, in Trichterwüsten verwandelten Stätten, auf denen nun Verteidiger und Angreifer aufs neue sich zum Festungskrieg einschanzen mußten. Aber während das Scheitern des mit großen Hoffnungen unternommenen Massenansturms die Herzen der Franzosen mit banger Beklemmung umdüsterte, flammte auf den Lippen der siegreichen Verteidiger das trotzige Männerwort: „Durch kommen sie nicht!"

14.

Während sich die Angriffskraft der Franzosen im Kreideschlamm der Champagne verblutete, entschloß sich auch die englische Heeresleitung, den dritten Russensturm im Osten durch eine Hilfsaktion an der Westfront zu unterstützen. Nach sorgfältiger Vorbereitung in ähnlichem Stil wie Joffre griff French am 10. März zwischen Givenchy und Richebourg bis Neuve Chapelle heftig an, holte sich aber eine gleich blutige Niederlage wie Joffre in der Champagne.

Diese beiden ersten großen Erfolge der Verteidigung befestigten bei der O.H.L. die Überzeugung, daß die deutsche Westfront nicht sowohl dank ihrer Stärke, als dank dem unerschütterlichen Widerstandsgeiste ihrer Besatzung jedem Angriff der englisch-französischen Armeen die Spitze bieten könne.

Der Frühling rückte näher. Bald würde die Kampftätigkeit auf allen Fronten in hellen Flammen auflodern. Durften die Eingeschlossenen sich auf die Ver-

teidigung beschränken? Das hieß die Feinde ermutigen, Heimat und Bundesgenossen in die Tiefe des Verzagens hinabstoßen. Es galt zu zeigen, daß Einschließung noch lange nicht Verzicht auf selbständiges Handeln bedeutete. Auf die Riesenverhältnisse des Festungskrieges übertragen, hieß das soviel: die Belagerten mußten durch kraftvolle Ausfälle die Einschließenden erschüttern — in der Hoffnung, vielleicht irgendwo den Belagerungsgürtel sprengen und die Verhältnisse des Krieges im offenen Felde wiederherstellen zu können, um dann womöglich zu einer Entscheidungsschlacht zu kommen.

Also Ausfall — aber wo? Im Osten oder im Westen?!

Hätte Deutschland allein gestanden — sein politisches wie sein militärisches Interesse hätte geboten, alle Kraft auf die Westfront zu verlegen. Das militärische: denn jede Stunde Aufschubs der Auseinandersetzung mit den Westmächten kam diesen, nicht uns zugute. Aus Amerikas freundwilligen Werkstätten strömte ungehemmt, im Schiffsraum der Welt verstaut, unermeßlicher Nachschub an Geschütz und Munition in die Arsenale der Westmächte. In England bildete der große Organisator Lord Kitchener seine sechzig neuen Divisionen aus. Ende Sommers würden sie zum Eingreifen reif sein. Jede militärische Rücksicht befahl, an die Abrechnung mit dem stärkeren und täglich sich verstärkenden Gegner die volle Kraft zu setzen.

Denn die Westmächte waren jetzt der stärkere Gegner. Das russische Heer hatte deutliche Spuren des Erlahmens gezeigt. Hätte man ihm nur deutsche Truppen entgegenstellen können, und wären es selbst ausschließlich solche der älteren Jahrgänge gewesen — die deutsche O.H.L. hätte sich dem Russen gegenüber auf die Verteidigung beschränken können.

Und vom politischen Standpunkt aus hätte nur dieses Verhalten die Verheißung der Zukunft gehabt. Denn je deutlicher dies in die Erscheinung trat, daß England entschlossen sei, den Krieg auf die völlige wirtschaftliche Niederringung Deutschlands einzustellen — um so klarer hätte sich der deutschen Reichsleitung die Erkenntnis aufzwingen müssen, daß der Krieg unmöglich auf allen drei Fronten fortgeführt werden könne — ohne schließlich mit dem Zusammenbruch der Belagerten zu endigen. Und auch dies hätte bei klarer Überschau der gesamten Weltlage erkannt werden müssen: daß eine Weiterführung des Krieges zwischen Deutschland und Rußland im Enderfolg ausschließlich — England zugute kommen müsse ... Das Inselreich war in den Kampf eingetreten in der Hoffnung, Frankreich und Rußland würden als „Festlandsdegen" Englands dessen gefährlichsten Wettbewerber Deutschland zertrümmern ... Das hatte sich als Luftschloß erwiesen. Um diese Wirkung zu erzielen, würde England schon seine ganze eigene Kraft bemühen müssen. Dafür aber winkte die berauschende Aussicht, daß im verbissenen Ringen nicht nur Deutschland sich schließlich doch verbluten müßte, sondern an und mit ihm zugleich Englands derzeitiger Bundesgenosse, der zwar zurzeit sein Freund war, in dem aber eines Tages doch wieder der Drang nach Indien erwachen könnte — Rußland.

Durften wir dem Briten diesen Gefallen tun? Durften wir uns weiter an und mit Rußland zu Boden ringen?

Was wir aus eigenem Interesse dringend hätten vermeiden müssen — das zu tun zwang uns unsere tragische Pflicht, die uns an Österreich-Ungarns Seite

fesselte. Wir hätten schließlich zum Frieden mit Rußland kommen können — die Doppelmonarchie nicht, solange in den russischen Heeresmassen noch ein letzter Funken Kriegsgeist glühte — solange es der Zarenmacht noch gelang, das Kriegsfeuer zu schüren, um den Ausbruch der schwelenden Glut im Innern aufzuhalten.

Mit welch verhaltenem Jauchzen mögen die großen Staatsmänner an der Themse den Augenblick begrüßt haben, da der Adler dem Bären aufs neue an die Kehle fuhr?! Die Kämpfe des Jahres 1915 sollten die Entscheidung bringen, daß es nach dem Kriege in Wahrheit nur noch zwei Weltmächte geben würde — deren Muttersprache die gleiche war. Das stolze Wort der Angelsachsen: world is rapidly becoming english — die Welt wird in Windesschnelle englisch — das Verzweiflungsringen zwischen Deutschland und Rußland im Sommer 1915 hat diesen kecken Wunschtraum mit Riesenschritten seiner Verwirklichung entgegengeführt.

Der tiefe Schatten dieser weltpolitischen Perspektive verdunkelt für den rückschauenden Betrachter den stolzen Glanz der endlosen Kette von Siegen, die im Laufe des Jahres 1915 die Fahnen der Mittelmächte von der ostpreußischen Grenze, vom Westufer der Weichsel und vom Karpathenkamm bis vor die Tore von Riga und Dünaburg, bis an den Saum der Pripjetsümpfe und bis zum Vorderpfeiler des wolhynischen Festungsdreiecks vortragen, damit das Gebiet der belagerten Riesenfeste um reiche und nutzbare Strecken erweitern und die Kraft des östlichen Belagerers bis in den Kern erschüttern sollten.

Es war ein bitterer Zwang, der unsere O.H.L. bestimmte, „den Schwerpunkt nach dem Osten zu verlegen". Zwar unsere deutsche Regierung, die jeder starken Kraftäußerung gegen England abhold war, mag diesen Gedanken als Auswirkung ihres Wunsches empfunden haben, „England dürfe nicht gereizt werden". Und der Oberbefehlshaber Ost trug sich wenigstens mit der Hoffnung, gegen Rußland eine Vernichtungsschlacht liefern zu können. Falkenhayn sah skeptischer und resignierter in die Zukunft. Er war sich bewußt, daß die Kräfte, die neben der Sicherstellung der Verteidigung der riesigen Fronten für besondere Unternehmungen freigemacht werden könnten, doch nur beschränkt sein konnten. Wenn sie für einen Ausfall gegen den bereits empfindlich geschwächten östlichen Feind ausreichten, so war es fast ebenso gewiß, daß gegen die zäheren und sich beständig verstärkenden Westmächte ein durchschlagender Erfolg mit diesen Kräften nicht zu erreichen sein würde. Und selbst im Osten versprach sich Falkenhayn keine kriegentscheidenden Siege. Er hoffte im günstigsten Fall auf eine „dauernde Lähmung der russischen Offensivkraft" — in erster Linie stand ihm die Notwendigkeit, „die Front unserer Verbündeten von dem auf ihr lastenden Drucke zu befreien". Zwar glaubte er nicht an einen baldigen Eintritt Rumäniens in den Krieg — er kannte die Rumänen und wußte, sie würden erst dann eingreifen, wenn es ans Halali-Blasen zu gehen schiene. Auch Serbiens Angriffskraft schien nicht mehr Anlaß zu Besorgnissen zu geben. Dafür aber hatte Italien eine Haltung angenommen, die es als zweifellos erscheinen ließ, daß es sich im Laufe des Sommers an die Seite unserer Feinde stellen würde, um seine alte Rechnung mit Österreich zu begleichen und die Träume seiner Irredenta zu verwirklichen. Und eine solche neue Belastung würde die Doppel-

monarchie nicht ertragen, wenn nicht zuvor ein großer kriegerischer Erfolg ihres Heeres den zuverlässig bundestreuen Teilen ihres Völkergemenges neuen Auftrieb und frische Lebenshoffnung gegeben hätte.

So rang sich denn Falkenhayn zu dem Entschlusse durch, der Westfront alle irgend entbehrlichen Kräfte zu entziehen, das ungeheure Wagnis ihrer Entblößung auf sich zu nehmen und Deutschlands Mitwirkung und Führung zu einem großen Ausfall an der Ostfront zur Verfügung zu stellen.

Betrachtet man die Karte der Ostfront, wie sie sich zurzeit darstellte, so erkennt auch der Laie ohne weiteres, wie eigenartig die strategische Gesamtlage der russischen Armee war. Obwohl das Zentrum des Großfürsten nach dem Scheitern seiner Offensive gegen die posen-schlesische Grenze bis ziemlich nahe an die Wälle von Warschau zurückgedrängt war, „hing" es doch bedeutend „vor" im Vergleich zum Nordflügel, der bei der Winterschlacht von Masuren bis hinunter an die ostpreußische Grenze zurückgeworfen worden war, und zum Südflügel, der in der Gegend von Czernowitz an der rumänischen Innenwand gehalten wurde. Diese Lage hatte für den Großfürsten den Vorteil, daß sein Zentrum wie eine gewaltige Bastion tief in die östliche Verteidigungsfront der belagerten Festung hineinstieß. Von hier aus konnte er sich je nach seinem Plane, genau wie bei Kriegsbeginn, sowohl gegen die beiden preußischen Provinzen als auch gegen Schlesien oder die Beskidenlücke wenden. Andererseits enthielt diese Lage ein Schwächemoment insofern, als sie die Mittelmächte zu einer ganz großen strategischen Operation herausforderte. Diese hätte es sich zur Aufgabe setzen müssen, aus der Gegend von Lyck-Augustow vorbrechend den rechten russischen Flügel vom Zentrum abzutrennen und wenn möglich gleichzeitig aus der galizisch-rumänischen Grenzecke gegen den russischen Südflügel vorzustoßen, um dann die in dem gegen Warschau vorspringenden Bogen in Stellung befindlichen russischen Armeen von beiden Flügeln her zusammenzudrängen und ihnen ein „Cannae" riesigsten Ausmaßes zu bereiten.

Solch weit ausschauendes Unternehmen hätte freilich vorausgesetzt, daß entweder deutsche Truppen in ausreichender Stärke für beide Flügelstöße hätten zur Verfügung gestellt werden können — oder daß die österreichischen Heere noch genügende Angriffskraft besessen hätten, um wenigstens den Flankenstoß im Süden aus eigenen Mitteln durchzuführen. Keine dieser beiden Voraussetzungen traf zu.

Entschied man sich aber für eine Unternehmung lediglich aus der Richtung Lyck-Augustow mit dem Ziele, etwa zunächst auf Grodno vorzustoßen und dann nach Süden eindrehend das russische Zentrum von Norden her aufzurollen, dann war es fraglich, ob eine solche Operation im fernen Nordosten das Ziel erreichen würde, auf das es der O.H.L. in erster Linie ankam: nämlich die sofortige Entlastung der kaum eben durch das Eingreifen des deutschen Beskidenkorps notdürftig gestützten Karpathenfront — und damit die Stärkung des österreichischen Bundesgenossen.

Es konnte also das strategisch Richtige nicht geschehen — das verbot einmal der Kräftemangel und zum anderen die politische Lage mit ihrem Zwang zur Rücksichtnahme auf die Bedrängnis des schwer erschütterten Bundesgenossen. So mußte sich die O.H.L. wohl oder übel zur Ausführung eines Vorstoßes ent-

schließen, von dem zu erhoffen war, daß er wenigstens den beschränkten Zweck der Entlastung unseres Verbündeten erfüllen würde. Dieses Unternehmen kennzeichnete sich als rein frontaler Ausfall, dem eine größere strategische Auswirkung unmöglich beschieden sein konnte.

Das waren die Erwägungen, welche die O.H.L. veranlaßten, statt einer Einwirkung auf die russischen Flanken eine solche auf die Stelle zu versuchen, wo die russische Front nach ungefähr nord-südlichem Verlaufe des Zentrums gen Osten zurückbog—also auf den Brechpunkt zwischen Zentrum und linkem Flügel. Dies erklärt die Wahl des Ansatzpunktes der großen Sommeroffensive: sie fiel auf den russischen Frontabschnitt zwischen Gorlice und Tarnow.

Wir sollen nun Zeugen des erschütternden Schauspiels werden, wie Rußland und Deutschland, sie beide der letzte Hort gegen die Unterjochung der Welt unter das Angelsachsentum, sich gegenseitig zerfleischen.

Zweites Kapitel

Der große Ausfall im Osten

1.

Mit außerordentlicher Sorgfalt trafen die verbündeten Heeresleitungen ihre Vorbereitungen zum großen Russensturm. Generaloberst v. Mackensen, bisher Oberkommandierender der 9. Armee, die jetzt zwischen Lodz und Warschau im Stellungskampfe lag, war zum Leiter der Angriffsgruppe ausersehen. Unter seiner Führung wurde die neue 11. Armee hinter dem anzugreifenden Frontabschnitt zusammengestellt. Sie umfaßte das preußische Gardekorps, das 10. Korps, das 41. Reservekorps, die 119. Division, die 11. Bayerische Division, das K. u. K. 6. Korps und zwei Kavalleriedivisionen. Für das Vorbereitungsfeuer wurden nicht weniger als 1500 Geschütze eingesetzt, darunter auch schwerste und allerschwerste bis zu den Zweiundvierzigern, die bisher im Feldbefestigungskrieg überhaupt noch nicht verwendet worden waren — ein Beweis, daß von Stund' an die Schützengrabenfront in Rang und Wert einer echten Festungsfront eingerückt war. Und zum ersten Male kam auch in größeren Mengen die neue Waffe der Minenwerfer zur Verwendung, das schnell zur Reife gediehene Kind des Grabenkrieges.

Der Russe sollte völlig überrascht werden. Seine Aufmerksamkeit von dem Punkt abzulenken, auf dem das Unwetter sich zusammenzog, begann in der Woche vor dem Angriff auf der ganzen Karpathenfront eine fieberhafte Scheintätigkeit.

Was mochten die Mittelmächte planen? Nikolaj scheint mit einem Angriff auf seinen Südflügel aus der Richtung von Czernowitz gerechnet zu haben. Er warf seine Reserven nach links.

Aber die Mittelmächte hatten noch einen zweiten Bluff in Bereitschaft: einen Bluff, der wirklich wie ein solcher aussah, aber keiner war.

Die O.H.L. hatte gegenüber dem äußersten rechten Flügel der russischen Gesamtaufstellung unter Führung des Generals v. Lauenstein eine Heeresgruppe

zusammengestellt, die aus drei Infanterie- und drei Kavalleriedivisionen bestand. Am 27. April begann ohne den üblichen Auftakt einer stunden- oder gar tagelangen Artillerievorbereitung das „frischfröhliche“ Vorspiel des gewaltigen Teildramas. In drei Kolonnen durchbrach Lauenstein die überraschten und verhältnismäßig schwachen Stellungstruppen der Russen. Die Kavalleriedivisionen preschten stürmisch vor, standen schon am 30. April tief in Rußland und besetzten Schaulen, das die Russen in Brand gesteckt hatten.

Der Großfürst war anfangs des Glaubens gewesen, es handele sich lediglich um ein Kavallerieunternehmen, das seine Aufmerksamkeit von seinem linken Flügel, den er ernsthaft bedroht glaubte, fern nach dem Norden ablenken sollte. Als aber die Deutschen die Dubissa-Linie überschritten und Schaulen bedrohten, erkannte er, daß möglicherweise doch mehr hinter dem kecken Vorsturm deutscher Reiterei stecke, und warf hastig Verstärkungen nach Kurland. Doch der deutsche Anritt preschte weiter. Am 3. Mai stand die deutsche Kavallerie bereits vor Mitau, während gleichzeitig die Küstenfestung Libau zu Lande von Infanterie und zur See durch ein Schiffsgeschwader angegriffen wurde. Am 8. Mai räumte der Russe fluchtartig Libau und wich auf Windau zurück.

Nun endlich vermochten die russischen Verstärkungen dem tollen Vordringen der deutschen Reiterscharen und der in Gewaltmärschen nachrückenden Infanterie Einhalt zu gebieten. Aber das Unternehmen hatte seinen Zweck vollkommen erfüllt: die Überraschung bei Gorlice war inzwischen geglückt! Nun hätten die kurländischen Truppen auf ihre Ausgangsstellungen zurückgenommen werden können. Dem Oberbefehlshaber Ost widerstrebte es aber, das kühn errungene Gelände wieder völlig preiszugeben. Er stellte der Heeresgruppe Lauenstein noch je zwei weitere Infanterie- und Kavalleriedivisionen zur Verfügung. Dadurch wuchs sie sich zu einer Armee aus, die den Namen Njemenarmee erhielt und dem General Otto v. Below unterstellt wurde, dessen bei Lyck stehende 8. Armee General v. Scholtz übernahm. Zwar Mitau und Schaulen wurden den Russen wieder überlassen, aber die Dubissa-Linie wurde gehalten und über Hasenpot bis an das Meer etwa 50 Kilometer nördlich Libau verlängert. Damit war zugleich die Ausgangsstellung für ein Unternehmen gewonnen, das im Juli bedeutungsvoll in die Entwicklung der großen Sommeroffensive eingreifen sollte.

2.

Die Ereignisse, deren Betrachtung uns nun obliegt, tragen als wesentlichstes Kennzeichen das Riesenmaß ihrer Ausmessungen. Sie stellen in dieser Hinsicht alles in Schatten, was wir bisher zu betrachten hatten und auch späterhin während des ganzen Krieges zu betrachten haben werden. Die eigentliche Angriffsfront der deutschen Westarmeen beim Vormarsch durch Belgien und Frankreich betrug in der Breite, wenn man die Luftlinie von Metz bis Compiègne zugrunde legt, 250 Kilometer, und es waren von deutscher Seite und späterhin auch von Ententeseite — wie der Leser sich entsinnen wird — je fünf Armeen eingesetzt. Das Vorgehen der Verbündeten zur großen Sommeroffensive von 1915 setzt zwölf deutsche und österreichisch-ungarische Armeen in Bewegung, die aber unvergleichlich weiter auseinandergezogen sind, als beim Vormarsch die

deutschen Heere, und die eine Frontbreite von nicht weniger als 1300 Kilometern einnehmen, also rund das Fünffache der Breite des Vormarsches. Die genaue Darstellung dieses ungeheuersten Ereignisses der Weltkriegsgeschichte wird einstmals unzählige Bände anfüllen. Es ist selbstverständlich, daß hier nur die Hervorhebung der großen Grundlinien unsere Aufgabe sein kann.

Um dem Leser von vornherein eine Übersicht über die Gesamtentwicklung zu geben, will ich vorausschicken, daß die Ereignisse sich für den Überblick des rückschauenden Betrachters in zwei große Hauptabschnitte gliedern. Der erste wird den Beginn der Operationen und ihren Verlauf bis Anfang Juli schildern, der zweite stellt den weiteren Verlauf des Riesenunternehmens bis zur Erreichung der äußersten Ziele dar, die ihm vergönnt waren.

Am 1. Mai eröffnete Mackensen ein allmählich anschwellendes Vorbereitungsfeuer auf die russischen Stellungen zwischen Gorlice und Tarnow. Es schwoll in der Nacht zum 2. Mai zu grimmiger Stärke an und hagelte bei grauendem Morgen als vierstündiges Trommelfeuer auf die Einbruchsstelle nieder. So etwas hatte der Russe noch nicht erlebt. Und er besaß nicht die Nerven und den Willen der deutschen Champagnekämpfer. Um 10 Uhr brach der Angriff los. Wo das Bombardement gewirkt hatte, war der Widerstand so gut wie gänzlich erloschen. An anderer Stelle freilich leistete der Angegriffene tapfere Gegenwehr. Auf einer Breite von 16 Kilometern kämpfte Mackensens Armee sich in heftigem Ringen 4 Kilometer tief in die feindlichen Stellungen hinein. Die links anschließende österreichische Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand hatte Mackensens Vorgehen unterstützt und in der Richtung auf Tarnow den Dunajec überschritten. Die Russen wichen auf ihre zweite Stellungslinie zurück.

Am 3. Mai nahm die Schlacht ihren Fortgang. Auch die zweite russische Stellung wurde gestürmt. Unter vielfach heftiger Gegenwehr wich der Russe auf die Wisloka zurück. Am 4. Mai durchstieß Mackensen auch die rückwärtigen Reservestellungen der Russen und stand am Abend an der Wisloka.

Vergebens hatte der russische Armeeführer General Dimitrieff alles Erreichbare an Verstärkungen dem Angriff entgegengeworfen und das östliche Wisloka-Ufer verschanzt. Nun gab er das Spiel verloren und verlegte sein Hauptquartier eilends nach Przemysl zurück. Am 5. Mai früh begann auf der ganzen Kampffront ein fluchtartiger Rückzug gen Nordosten. Die Verbündeten, von Hunger und Kämpfen ermattet, doch von Siegeswonne geschwellt, drängten nach, überschritten die Wisloka und blieben den Russen an den Fersen.

Nun kam auch die rechts anschließende Karpathenfront ins Wanken. Die Russen glitten vom Dukla-, Lupkower- und Uschokerpaß in die galizische Ebene zurück. Am 9. Mai war die Schlacht auf der ganzen Linie entschieden. Der Russe hatte 150 000 Mann an Gefangenen, 100 000 Mann an blutigen Kampfverlusten und über 150 Geschütze eingebüßt.

* * *

Hinter der Sanlinie faßte Dimitrieff noch einmal Fuß. Gestützt auf Przemysl, durch eilig herangeworfene Verstärkungen aus allen Teilen Rußlands gefestigt, vermochte er den Angriff zum Stehen zu bringen. Die links der Durchbruchsarmee Mackensen stehende 4. österreichische Armee des Erzherzogs Josef

Ferdinand war auf gleiche Höhe mit Mackensens Vorsturm bis zum Unterlauf des San zwischen Jaroslau und der russischen Grenze gelangt.

Die weiter rechts anschließenden Armeen Boroevic (3. österreichische) und Boehm-Ermolli (2. österreichische) sowie die rechts von ihnen kämpfende deutsche Südarmee (Linsingen) hatten sich dem Vorgehen der Stoßgruppe ebenfalls angeschlossen und bis zur Mitte des Monats die Russen aus dem Karpathengebiet hinaus in die Ebene geworfen. Eine große Umfassungsbewegung auf Przemysl von Süden her schien sich zu entwickeln und damit eine Gestaltung der strategischen Lage, die in der Wirkung wenigstens einigermaßen gleichbedeutend mit dem Idealvorstoß gewesen wäre, den die 7. österreichische Armee Pflanzer-Baltin aus der Richtung Czernowitz-Kolomea hätte führen müssen, wenn Nachschub und Kräfteverhältnis es gestattet hätten. Es ist klar, daß ein Fortschreiten des Angriffs in der Richtung Stryj-Lemberg-Wladimir-Wolynsk-Kowel den rechten Flügel der Angriffsgruppe, in diesem Falle also die deutsche Südarmee, ebenso sicher in den Rücken des westlich Warschau und Iwangorod kämpfenden Russenzentrums geführt hätte, wie ein gleich von Anfang an auf die russische Südflanke geführter Vorstoß. Die ungeheure Gefahr, die sich so auf dem linken Flügel ankündigte, entfachte die ganze zähe Energie des Großfürsten. Er holte zu einer scharfen Gegenwirkung aus, indem er auf seinem äußersten linken Flügel gegen die rechte Flügelarmee der Verbündeten, die Armee Pflanzer-Baltin, starke, unverbrauchte Kräfte einsetzte, deren Aufgabe es war, Pflanzer-Baltin über den Haufen zu rennen und dann die große Vorwärtsbewegung der verbündeten Angriffsarmeen in der rechten Flanke zu fassen. Diese russische Angriffsbewegung wurde mit einer starken Sicherung ihrer rechten Flanke ausgestattet, die sich südöstlich Stryj einschanzte, um in dem Augenblick gegen Linsingens rechte Flanke vorzustoßen, wo der Angriff ihrer Hauptgruppe gegen Pflanzer-Baltin zum Erfolg geführt haben würde.

Der russische Gegenstoß begann am 8. Mai, faßte die auf dem äußersten rechten Flügel kämpfende und bei der völligen Inanspruchnahme der übrigen Front ausschließlich auf ihre eigenen Reserven angewiesene Armee Pflanzer-Baltin scharf an und warf sie bis auf die Pruthlinie von Czernowitz bis Kolomea zurück. Hier gelang es Pflanzer-Baltin am 15. Mai sich zu behaupten und die wild nachdrängenden Russen zum Stehen zu bringen. Czernowitz wie Kolomea blieben in österreichischen Händen. Die schwere Bedrohung, welche der russische Gegenstoß für das ganze Unternehmen der Angriffsarmee bedeutete, wurde auf seiten der Verbündeten rechtzeitig erkannt. Linsingen empfand die Bedrohung seiner rechten Flanke als derartig gefährlich, daß er sie durch den Versuch eines neuen großen Vorstoßes auf die russische Front zu beseitigen unternahm. Aber sein am 17. Mai eingesetzter Angriff lief gegen eine mit den gewöhnlichen Mitteln nicht zu erschütternde russische Flankenstellung. Kurz entschlossen leitete Linsingen ein förmliches Durchbruchsunternehmen ein. Vom 26. Mai ab begann seine schwere Artillerie die russischen Stellungen mit heftigem Vorbereitungsfeuer zu belegen. Die Russen, deren Kraft vor der Pruthlinie gebrochen war, versuchten jetzt mit Heftigkeit die rechte Flanke Linsingens zu erschüttern und gingen aus ihrer mit Granatenhagel überschütteten Stellung zu heftigen Gegenangriffen vor. Linsingen wies sie ab und warf am 31. Mai



Übergang über den Njemen (Ponishany)

seine Stoßgruppe gegen die russische Stellung. Diese wurde durchbrochen. Der Russe ließ 12 000 Gefangene in den Händen des Angreifers und wich fluchtartig ins Dnjestrtal zurück.

Linsingens Sieg kam gerade rechtzeitig, um einen neuen wilden Vorstoß auf Pflanzer-Baltins linken Flügel parieren zu helfen und endgültig auf den Dnjestr zurückzuwerfen. Inzwischen hatte nämlich der Großfürst, um das Geschick zu wenden, das ihn mit Verdrängung aus dem ganzen vorgeschobenen Teil seiner Stellung bedrohte, sich einen heroischen Entschluß abgerungen. Die Entente hatte ihren Aufmarsch zu dem großen Landunternehmen gegen die Dardanellen vollzogen. Um sich an diesem zu beteiligen, hatte die russische Heeresleitung in Beßarabien, also demjenigen Gouvernement, das sich von der Bukowina längs der russischen Grenze bis zum Schwarzen Meere zieht, eine Armee von 150 000 Mann versammelt. Jetzt mußte Nikolaj sich entschließen, diese gewaltige Truppenmasse der Zusammenwirkung mit seinen Verbündeten zu entziehen und sie in die Riesenschlacht zu werfen, die sich in Galizien und Polen entzündet hatte. Das bedeutete den endgültigen Verzicht Rußlands auf das trügerische Gaukelbild jener Hoffnung, die es in den Krieg verlockt hatte: auf die Eroberung Konstantinopels.

Die gewaltige Heereswoge, die sich abermals gegen Pflanzer-Baltins hart mitgenommene Armee heranwälzte, warf diese aufs neue gegen den Pruth zurück in ihre bereits einmal heldenmütig behauptete Stellung. Die erste Junihälfte sah hier eine Folge heftig hin und her wogender Kämpfe. Aber dank dem glänzenden Zusammenwirken der tapfer sich wehrenden Armee Pflanzer-Baltins und der im rechten Augenblick von Stanislau her Pflanzers linken Flügel entlastenden Armee Linsingen gelang es, die Krisis zu beschwören. Mitte Juni war der Russe abermals auf den Dnjestr zurückgeworfen, die Bukowina endgültig vom Feinde befreit und der schwer ringende rechte Flügel der gewaltigen Gesamtaktion unerschütterlich befestigt. Das ungeheure Opfer, das Nikolaj durch seinen Verzicht auf die Beteiligung an der Unternehmung der Entente gegen die Dardanellen gebracht hatte, war fruchtlos geblieben.

3.

In der gleichen Zeit, da die Versuche des Großfürsten, den Vormarsch der Verbündeten von ihrem rechten Flügel her zu erschüttern, in einem Ringen voll jähen Schicksalswechsels vereitelt worden war, hatte das Zentrum der Angriffsgruppe sich in heftigen Kämpfen weiter vorgearbeitet. Ihr nächstes großes Ziel war die endliche Rückgewinnung der bereits zweimal heiß umworbenen Festung Przemysl. Die Russen hatten die von den früheren Kämpfen her stark beschädigten Außenwerke der Festung instand gesetzt und durch stark befestigte Stellungen den erst im Kriege erkannten Notwendigkeiten der modernen Verteidigung eines Waffenplatzes angepaßt. Aber dem grimmigen Werben der Angriffsartillerie der Verbündeten konnten die mühsam geflickten Forts nicht lange widerstehen. Nach dem gleichen Verfahren, dem schon so manche für uneinnehmbar gehaltene Feste im Weltkriege zum Opfer gefallen war, berannte Mackensen nun auch die vielgeprüfte Sanfestung, und vom 31. Mai bis zum 2. Juni wurde der Sturm auf die Einbruchsstelle zum Siege getragen.

Der Fall von Przemysl beendet den zweiten Abschnitt jener ersten großen Gruppe von Kämpfen, welche die unmittelbare Folge des Durchbruchs von Gorlice werden mußten. Aber in eben jenen Tagen, in denen es sich entschied, daß es dem gewaltigen Ausfall der Verbündeten aus dem Ostwall ihrer Festungsfront gelungen war, die Angriffslinie ihrer östlichen Feinde entscheidend zu durchbrechen und sich den Weg ins freie Feld zu erzwingen, trat ein Ereignis ein, das die strategische Lage der Mittelmächte wiederum aufs tiefste erschütterte und sie zwang, der in siegreichem Vordringen befindlichen Angriffsgruppe starke Kräfte zu entziehen.

Nach langem Zögern und unendlichen Verhandlungen hatte am 23. Mai Italien sich der Entente angeschlossen und Österreich-Ungarn den Krieg erklärt, während es von einer Kriegserklärung gegen Deutschland vorläufig Abstand nahm. Von nun an fällt mehr als die Hälfte der österreichischen Armeen für die Verteidigung der Ostfront aus, da sie nach und nach gegen Italien eingesetzt werden mußten.

Neben der so entstandenen Erschütterung der Angriffskraft der Verbündeten machte sich aber nach dem Fall Przemysls auch die Notwendigkeit geltend, die rückwärtigen Verbindungen der Angriffsarmeen zu verbessern, die unter dem stürmischen Tempo ihres Vordringens und unter den unvermeidlichen Folgen ununterbrochener Angriffsschlachten stark gelitten hatten. Das gab den Russen Zeit, die Verteidigung Lembergs, das nun das nächste Ziel der Verbündeten werden mußte, in ihrer gewohnten Gewandtheit und Tatkraft zu organisieren. Die Russen bauten zwischen Przemysl und Lemberg drei Verteidigungslinien, die diesmal mit so tiefen Abständen hintereinander gelegt waren, daß eine gleichzeitige Bearbeitung durch Angriffsartillerie nicht möglich war. So waren die Verbündeten genötigt, eine ganz neue Durchbruchsunternehmung einzuleiten, die diesmal auf 40 Kilometer Front angesetzt wurde. Die österreichische 2. Armee (Boehm-Ermolli) auf dem rechten Flügel, die 11. Armee (Mackensen) im Zentrum und die K. u. K. 4. Armee (Erzherzog Josef Ferdinand) griffen gleichzeitig an, durchbrachen am 12. Juni die erste russische Linie, am 16. die zweite und am 18. in sorgfältig vorbereitetem Ansturm die dritte, die Grodekstellung längs der Wereszyca. Diese vierte und letzte große Schlacht bei Lemberg entschied den ersten Abschnitt des gewaltigen Angriffsfeldzuges. Nach dem Fall der Grodekstellung räumten die Russen Lemberg, das am 22. Juni von der Armee Boehm-Ermolli besetzt wurde. Die Verfolgung wurde energisch fortgesetzt, und da gleichzeitig die Armeen Pflanzer-Baltin und Linsingen des russischen Gegenangriffs am rechten Flügel endgültig Herr geworden waren, so konnte die Verfolgung bis Ende Juli in die Linie der Zlota Lipa und über Rawa Ruska hinaus bis an den Unterlauf des Bug vorgetragen werden.

Nun wurden auch die bisher nicht angegriffenen russischen Armeen in Südpolen in den allgemeinen Rückzug hineingerissen, und die österreichische 1. Armee und die links anschließende Gruppe Woyrsch konnten sich dem Vorgehen der siegreichen Nachbararmeen zur Rechten anschließen. Zu Anfang Juli war die Front der Verbündeten von ihren Ausgangsstellungen bis in eine Linie vorgetragen, welche in flachem Bogen von der Mündung der Zlota Lipa in den Dnjestr bis zu der Stelle reichte, wo vor Beginn der großen Angriffs-

bewegung die beiderseitigen Linien die Pilica überschritten hatten. Sie zog sich quer durch Galizien, von dem jetzt nur noch ein knappes Drittel in russischen Händen war, und durch Südpolen hindurch.

Vergleicht man diese neue Kampflinie mit der Grabenstellung vor dem Angriff, so ergibt sich, daß die russischen Stellungen noch immer in einem tiefen Bogen um Warschau herum gen Westen vorstießen. Noch einmal trat an die verbündeten Heeresleitungen die große Frage heran, ob es ihnen möglich sein würde, die noch im Raume von Warschau versammelten und vorwärts Warschau in Stellung befindlichen russischen Streitkräfte einzukreisen und in allerdings weit beschränkterem Umfange als bei Beginn der Vorwärtsbewegung der Vernichtung entgegenzuführen. Die Größe dieser Gefahr für die Russen tritt erst dann vollständig in die Erscheinung, wenn man berücksichtigt, daß der den Auftakt der Ostunternehmung bildende Vorstoß der Njemenarmee die deutschen Linien auf dem äußersten linken Flügel bis an die Dubissa heran vorgetragen hatte, so daß hier eine glänzende Ausfallstellung für ein weit ausgreifendes Unternehmen gegen den äußersten rechten russischen Flügel geschaffen war.

Die bisherige Entwicklung hatte ausschließlich diejenigen Kräfte der Verbündeten in Anspruch genommen, welche dem K. u. K. Oberkommando unterstanden, dessen Befehlsgrenze bis zu der bereits erwähnten Stelle an der Pilica reichte. Von dort an schloß sich nach Norden der Befehlsbereich des Oberbefehlshabers Ost an, dessen Truppen bisher an der großen Hauptunternehmung nicht beteiligt gewesen waren und dessen Oberkommando in Lötzen auf die Rolle des gespannt abwartenden Zuschauers beschränkt gewesen war. Was zu Anfang der Operationen vorauszusehen gewesen war, trat nun mit voller Deutlichkeit in die Erscheinung. Der Vorstoß von Gorlice, so ungeheuer sein taktischer Erfolg auch gewesen war, hatte eine strategische Auswirkung großen Stils nicht gehabt. Er hatte sich als rein frontaler Angriff ausgewirkt und zu einem Zurückdrängen der russischen Linien in zähem Kampfe Brust an Brust geführt, ohne für die endgültige Kriegsentscheidung etwas beizutragen. Wohl hatte der Russe den Löwenanteil seines Gewinns von drei mit ungeheuren Blutopfern durchgeführten Offensiven, den Besitz des Kronlandes Galizien, bis auf einen kärglichen Rest östlich der Bug-Zlota-Lipa-Linie, wieder aufgeben müssen. Auch waren die russischen Verluste ungeheuer, die Kampfmoral der russischen Heere noch gründlicher erschüttert als beim Abschluß der Karpathenkämpfe. Zwar war anzunehmen, daß die Russen in der Lage sein würden, aus dem unerschöpflichen Menschenreservoir zweier Erdteile noch weitere Armeen herauszupressen. Aber auch dies war abzusehen, daß solche Heere Improvisationen sein mußten, die beim Fehlen eines geeigneten Offiziersersatzes kaum mehr die erforderliche Festigkeit gewinnen könnten. Zudem war Rußland dank dem zähen Festhalten der Türken an der Dardanellenfront noch immer von der Kraftquelle, die den Westarmeen der Entente überreichlich sprudelte, abgeschnitten: das amerikanische Waffenarsenal blieb ihm verschlossen. Und das wog schwer angesichts der riesigen Materialverluste, welche die großen Durchbruchsschlachten den Russen eingetragen hatten trotz ihrer beispiellosen Fähigkeit, sich gefährdeter Lage rechtzeitig zu entziehen, und der in höchstem Grade bewundernswerten Opferwilligkeit der russischen Infanterie, die eine Zurückführung wertvoller

Kampfmittel mit ihren Leibern zu decken niemals müde wurde. Aber schlimmer als alle diese Kriegsverluste lastete auf der russischen Heeresleitung das Bewußtsein, daß es in ihrem Rücken zu gären begann — daß das russische Volk, dessen Empörung nach dem japanischen Kriege im Jahre 1905 noch einmal blutig hatte niedergeschlagen werden können, die ungeheuren neuen Opfer, die ihm das Zarische Regiment für ihm unverständliche Kriegsziele zumutete, allmählich nur noch zähneknirschend ertrug.

Aber strategisch betrachtet war nichts weiter gewonnen als eine Ausweitung der großen Einkreisung der Mittelmächte. Was mußte nun weiter geschehen?

Der erste Teil der Sommeroffensive war abgeschlossen. Grundlegende Entschlüsse mußten gefaßt werden, den Durchbruchsarmeen mußten neue Ziele gesteckt, die Mitwirkung des Abschnittes Oberost und sein Zusammenwirken mit der Gruppe des K. u. K. Oberkommandos von großen strategischen Gesichtspunkten aus geregelt werden.

Bis zu diesem Punkte hatte zwischen der O.H.L. in Pleß und dem Oberbefehlshaber Ost in Lötzen insoweit Einverständnis geherrscht, als auch Hindenburg und Ludendorff sich bisher von einer beiderseitigen Flankenunternehmung großen Stils aus den früher bereits entwickelten Gründen nichts versprochen hatten. Jetzt aber beginnen die verhängnisvollen Meinungsverschiedenheiten zwischen der befehlenden und der ausführenden Stelle.

Ludendorff hielt den Zeitpunkt für gekommen, nunmehr vom linken deutschen Flügel aus ein großzügiges Unternehmen einzuleiten, das die deutschen Streitkräfte in den Rücken der bei Warschau gefesselten russischen Kräfte führen, die Verbindung zwischen Warschau und Petersburg sowie zwischen Brest-Litowsk und Minsk abschneiden, die russischen Heere auf den Rückzug durch die Pripjetsümpfe beschränken sollte und damit eine unabsehbare Katastrophe für die Russen heraufbeschwören mußte.

Ein Blick auf die Stellungen zu Ende Juli lehrt, daß die gegebene Einbruchsstelle für eine solche Unternehmung die Strecke zwischen Grodno und Osowiec hätte sein müssen. Aber von der letzten Phase der masurischen Winterschlacht her war noch in schmerzlicher Erinnerung, daß die Sumpfniederungen zwischen Lomscha und Grodno, durch die sich der Bobr hindurchschlängelt, für einen Übergang völlig ungeeignet waren. Griff man weiter nördlich um Grodno herum, dann benötigte sich ein sehr weitgehender Flankenmarsch, um in den Rücken der russischen Heere zu gelangen. Dabei war zu berücksichtigen, daß, wenn man schon einmal nördlich Grodno vorstoßen wollte, nicht wohl etwas anderes übrig blieb, als nun auch gleich nördlich Kowno herumzugreifen, da anderenfalls der Vorstoß zwischen Kowno und Grodno von der nördlichen Festung aus und später von Wilna aus hätte flankiert werden können. Aus diesem Grunde entschloß sich Oberost, einen Vorstoß in der Richtung Kowno-Wilna-Minsk vorzubereiten in der Hoffnung, daß das K. u. K. Oberkommando gleichzeitig angewiesen werden würde, seinen Weitermarsch aus der Richtung Lemberg in wesentlich nordöstlicher Richtung durchzuführen, so daß eine große Zentrumsumklammerung der Warschauer Russengruppe von beiden Flügeln aus sichergestellt wäre. In diesem Sinne hatte Hindenburg seine Njemenarmee auch bereits mit Verstärkungen ausgestattet. Da wurden Hindenburg und Luden-

dorff zum 1. Juli nach Posen beschieden, um mit dem Kaiser über die Fortführung der Operationen Rücksprache zu nehmen.

Falkenhayn hatte den Grundsatz einer „soliden“ Kriegführung. Ihm fehlte der Wagemut für großangelegte Unternehmungen, die, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „eine Ausdehnung ins Uferlose“ befürchten ließen. Er plante schon damals den Feldzug gegen Serbien und stützte sich dabei auf die Tatsache, daß es gelungen war, die seinerzeit abgerissene Verbindung mit Bulgarien unter der Wirkung der jüngsten deutschen Erfolge im Osten herzustellen, so daß ein Eintritt Bulgariens in den Bund der Mittelmächte mit Sicherheit dann zu erwarten war, wenn man den Bulgaren ein alsbaldiges Zusammenwirken bei einer gemeinschaftlichen Eroberung Serbiens in Aussicht stellte. Das war um so aussichtsreicher, als der Erfolg von Gorlice die Haltung Rumäniens gegenüber den Mittelmächten ganz erheblich verbessert hatte.

Des weiteren kam für Falkenhayn die Rücksicht auf die Lage an der Westfront in Betracht. Die Franzosen sowohl wie die Engländer hatten zur Entlastung des hartbedrängten östlichen Verbündeten in der ersten Maihälfte einen großen Durchbruchsversuch zwischen Béthune und Arras unternommen, der unter dem Namen Lorettoschlacht bekannt ist. Auch dieser Versuch war an der Zähigkeit der deutschen Verteidigung gescheitert, aber der Mangel an Reserven auf deutscher Seite hatte doch die Spannung dort so stark werden lassen, daß die O.H.L. eine Verstärkung der Westfront für unbedingt geboten hielt, um so mehr, als es ihr schon bekannt war, daß die Franzosen sich mit umfassenden Vorbereitungen für einen zweiten großen Angriff in der Champagne befaßten. Alle diese Erwägungen veranlaßten Falkenhayn, die Operationen an der Ostfront zwar weiterzuführen, ihnen aber nur „beschränkte Ziele“ zu stecken.

Die große Aussprache über den Widerspruch zwischen den Ansichten der O.H.L. und der zur Ausführung ihrer Befehle bestimmten Stelle — dem Stabe Hindenburg-Ludendorff — blieb ergebnislos. Die Entscheidung des Kaisers wurde angerufen und fiel im Sinne Falkenhayns aus. Ludendorff mußte seine Pläne zurückstellen — er hoffte in einem späteren Zeitpunkt der Entwicklung auf sie zurückgreifen zu können.

Eine völlige Umgruppierung der am bisherigen Vorgehen beteiligten Streitkräfte wurde erforderlich. Sodann erhielt die Angriffsgruppe, die Mackensens Befehl unterstellt blieb, eine neue Marschrichtung. Während sie bisher in östlicher und nordöstlicher Richtung vorgedrungen war, wurde sie nun in scharf nördlicher Richtung abgedreht und auf die Linie Cholm-Lublin angesetzt — statt, wie Hindenburg und Ludendorff es vorgeschlagen hatten, in nordöstlicher Richtung weiterzudrücken und so der Einkreisungsunternehmung gegen die in Gegend von Warschau fechtenden Truppen einen größeren Aktionsradius zu geben. Von den Truppen des Oberbefehlshabers Ost wurden die 8. Armee (Scholtz) und die Heeresgruppe Gallwitz, diese von jetzt an 12. Armee genannt, zu einem großen Stoßunternehmen eingesetzt, das Lomscha, Rozan und Pultusk bezwingen, die Narewlinie zwischen diesen Befestigungen überschreiten und auf diese Weise in den Rücken Warschaus gelangen sollte. Beide Unternehmungen kamen also einander entgegen und griffen von hinten um Warschau herum. Aber ein Blick auf die Karte lehrt, daß beide so wenig tief angesetzt

worden waren, daß selbst im Falle ihres Gelingens nur ein kleiner Teil der im „Kessel" steckenden russischen Truppen gefesselt werden konnte, während der Rest, falls die Gefahr der Einkreisung rechtzeitig erkannt wurde, Zeit haben würde, unter Benutzung der beiden großen strategischen Bahnen, die von Warschau nach Petersburg und Pinsk führten, der Verstrickung zu entkommen.

Beide Unternehmungen glückten. Die Armee Gallwitz durchbrach bei Przasnycz am 13. Juli die russischen Stellungen, überschritt schon wenige Tage später den Narew, nachdem die drei den Fluß deckenden Festungen vor dem Ansturm der Armeen Scholtz und Gallwitz gefallen waren.

Um so schwieriger entwickelten sich die Unternehmungen der Südgruppe. Ihr fehlte bis zur Erreichung der Bahnlinie Kowel-Iwangorod die große Zufuhrlinie, auch leistete der Russe hier besonders zähen Widerstand. Dagegen hatte Hindenburg hoch im Norden einen großen Erfolg. Die beiden Armeen des linken Flügels, die Njemenarmee und die 10. Armee, griffen aus ihrer vorgeschobenen Stellung an der Dubissa und bei Wylkowyszki energisch an und gelangten bis vor Mitau und vor die Wälle von Kowno.

Dieser Erfolg führte zu weiteren schweren Meinungsverschiedenheiten zwischen der O.H.L. und Oberost. Hindenburg verlangte Verstärkungen für seine glücklich eingeleitete Unternehmung im Norden in der Hoffnung, wenigstens jetzt den geplanten großen Vorstoß in der Richtung Wilna-Minsk durchführen zu können. Aber diese Verstärkungen wurden verweigert, und Falkenhayn glaubte eine Bestätigung seiner Auffassung in der Tatsache zu erblicken, daß am 29. Juli es Mackensen gelang, in einer großen Durchbruchsschlacht vor der Linie Cholm-Lublin den starken Widerstand der Russen zu brechen. Aber dieser Erfolg hatte eine peinliche Nachwirkung: er brachte Nikolaj zu der Erkenntnis, daß seine Stellung zwischen den beiden konzentrisch von Norden und Süden ihn bedrängenden Stoßgruppen nicht mehr haltbar sei.

Als es erkennbar wurde, daß der Widerstand der Russen von Warschau bis Iwangorod nachließ, setzte sich die ganze Front in Bewegung und zog sich immer mehr zusammen. Am 4. August räumte der Feind Warschau und Iwangorod, aber seine Nachhuten leisteten verzweifelten Widerstand und ermöglichten, wie Hindenburg es von vornherein befürchtet hatte, den Rückzug der gesamten russischen Streitkräfte in nordöstlicher und östlicher Richtung. Die Festung Nowo-Georgiewsk wurde von den Russen behauptet, aber von Teilen der 9. Armee eingeschlossen und in Kürze zu Fall gebracht. Ende August standen die acht verbündeten Armeen, die den neuen Vorstoß getragen hatten, vor den Linien der von Kowel über Brest-Litowsk und Bialystok nach Osowiec führenden großen Verbindungsbahn, also statt wie vor der Aktion in weitem Kreisbogen um Warschau herum, jetzt in einer fast geraden Linie. Der Russe war entkommen, die große Einkreisung mißlungen.

Falkenhayn mußte sich zugeben, daß die von ihm angesetzte Operation ihren Zweck nicht erfüllt habe. Aber die Notwendigkeit, so bald als möglich den Feldzug gegen Serbien einzuleiten, um auf diese Weise Bulgarien zum Eintritt in den Dreibund zu veranlassen, war für seine Maßnahmen ausschlaggebend und veranlaßte ihn, der russischen Front alle ihr nur irgend entbehrlichen Kräfte zu entziehen. In dieser Auffassung ließ er sich auch dadurch nicht erschüttern,

daß Hindenburg, dem er die Unterstützungen versagt hatte, trotzdem die Festung Kowno angegriffen und am 18. August zu Fall gebracht hatte.

Jetzt aber drängte Hindenburg aufs neue auf die Durchführung der von ihm schon längst geplanten großen Unternehmung in Richtung Wilna-Minsk. Zu gleicher Zeit trat das K. u. K. Oberkommando mit dem Vorschlage eines kräftigen Vorstoßes auf das wolhynische Festungsdreieck Luck-Rowno-Dubno hervor. Falkenhayn gab nunmehr seinen Widerstand gegen das von Hindenburg geplante Unternehmen auf und erteilte auch seine Zustimmung, daß die sämtlichen österreichischen Verbände gegen die wolhynische Festungsgruppe eingesetzt würden. So begann also jetzt eine Einwirkung auf die russische Front, wie sie aus rein strategischen Gesichtspunkten bei Beginn der Gesamtoffensive hätte erfolgen sollen: nämlich ein Vorstoß auf beiden Flanken der Gesamtstellung.

Das österreichische Unternehmen in Wolhynien hatte schöne Anfangserfolge. Auf dem rechten Flügel warfen die Österreicher in Verbindung mit der deutschen Südarmee die Russen über die Zlota Lipa und bis an den Sereth zurück. Auch die drei gegen das Festungsdreieck angesetzten österreichischen Armeen kamen gut vorwärts und nahmen Luck und Dubno. Nun aber setzte eine starke russische Gegenwirkung ein, unter deren Druck Dubno wieder aufgegeben werden mußte und die angreifenden Armeen um ein erhebliches Stück zurückweichen mußten. Nur das Eingreifen der deutschen Bugarmee verhinderte an dieser Stelle eine schwere Krise.

Das Hindenburg-Unternehmen gegen Wilna begann Anfang September, stieß aber, ebenso wie das österreichische Unternehmen, schon unmittelbar nach seinem Beginn auf heftigen Widerstand. Die strategische Situation hatte sich eben für den Großfürsten alsbald in dem Sinne geklärt, daß er des Angriffs auf seine beiden Flanken gewärtig war und sie entsprechend ihrer Bedeutung verstärkt hatte. Der Rückzug auf der ganzen russischen Front war im Zentrum unter beständigen Kämpfen so weit durchgeführt worden, daß Nikolaj starke Kräfte für die Verteidigung seiner Flanken freibekam, die er unter Benutzung des ihm zur Verfügung stehenden Eisenbahnnetzes an die Punkte hatte werfen können, von denen er voraussah, daß sie allein noch für eine größere strategische Einwirkung des Feindes gegen ihn in Betracht kamen. Wohl fiel am 1. September Grodno in die Hände der Armee Scholtz, aber bei Wilna stemmte sich der Russe dem Angriff Hindenburgs aufs heftigste entgegen. Dagegen kam der linke Flügel der Hindenburgischen Stoßgruppe über Mitau hinaus und in der Gegend von Friedrichstadt und Jakobstadt bis an die Düna heran und drang nördlich der Wilija sogar bis über den Naroczsee hinaus, kam aber hier zum Stehen, weil die Infanteriedivisionen der Kavallerie, welche hier die Trägerin des Vorstoßes gewesen war, nicht rasch genug hatten folgen können. Die 1. Kavalleriedivision, die Smorgon genommen hatte, mußte es nach heldenmütiger Verteidigung am 19. Oktober wieder räumen. Am selben Tage fiel Wilna nach heftigem Widerstand in die Hände der 10. Armee.

Aber Ludendorff war sich inzwischen darüber klar geworden, daß die große Operation, deren Durchführung er dem Widerstande Falkenhayns jetzt endlich abgerungen hatte, zu spät gekommen sei und nicht weiter fortgesetzt werden

könne, einmal weil der russische Widerstand sich verstärkt hatte, und zum anderen auch deshalb, weil die eigenen Kräfte, welche die O.H.L. zur Verfügung gestellt hatte, zu schwach waren und nach zwei Monaten ununterbrochenen Vorstürmens zu erlahmen begannen.

4.

Das Riesenunternehmen des deutschen Ausfalls auf der ganzen Ostfront war zu Ende. In fünf Monaten ununterbrochener Kämpfe hatten die verbündeten Heere Leistungen vollbracht, die ohne Beispiel in der Weltgeschichte sind. Der russische Vormarsch von 1915 stellt sich dem westlichen von 1914 als würdiges Gegenstück an die Seite.

Aber die große strategische Auswirkung war ihm ebensowohl als dem großen Westangriff des Vorjahres versagt geblieben. Es ist müßig, darüber nachzugrübeln, ob ein Verschulden der O.H.L. an diesem Mißlingen anzunehmen ist. In dem Streite, den Ludendorff und Falkenhayn in ihren Erinnerungsbüchern über diese Frage führen, das Für und Wider abzuwägen, ist eine Aufgabe, welche die kriegsgeschichtliche Literatur noch auf Jahrhunderte hinaus in Atem halten dürfte. Weit schwieriger als das Marneproblem sind die Fragen zu entscheiden, die hier in Betracht kommen. Denn im Osten ist mit unvergleichlich größeren Verhältnissen und mit einer Reihe von durchaus unsicheren Faktoren zu rechnen, die im Westen nicht in Betracht kamen. Ob es überhaupt möglich gewesen wäre, bei Durchführung der großen Pläne Conrads und Ludendorffs die russischen Armeen in Galizien und Polen im strategischen Sinne zu vernichten — wir wollen uns nicht unterfangen, in dieser großen weltgeschichtlichen Frage auch nur eine Vermutung auszusprechen. Es bleibt uns nichts übrig, als uns mit dem tatsächlichen Ergebnis der Sommeroffensive zu bescheiden. Es ist immerhin erheblich genug, um den Betrachter mit stolzer Freude über die Riesenleistung der verbündeten Heere zu erfüllen.

Die Bukowina war vollständig, Galizien bis auf einen schmalen Streifen um den Sereth vom Feinde befreit, der Teil von Polen, der im Jahre 1795 bei der letzten polnischen Teilung an Rußland gefallen war, erobert, das ganze westrussische Festungssystem bezwungen. Die russischen blutigen Verluste betrugen über zwei Millionen, die Zahl der Gefangenen über eine Million, darunter 13 000 Offiziere. Ähnlich bedeutungsvoll waren die politischen Erfolge der Offensive. Die Bedrohung Ungarns und Ostpreußens war endgültig beseitigt. Österreich war in die Lage versetzt, die Hälfte seiner Armeen gegen Italien aufmarschieren zu lassen, die Gefährdung Konstantinopels von der Ostseite her war erledigt und damit das Scheitern des Dardanellenunternehmens der Entente besiegelt, Rumänien bis auf weiteres in Schach gehalten und der Eintritt Bulgariens in den Dreibund zur Tatsache geworden.

Ähnlich bedeutungsvoll waren die wirtschaftlichen Folgen des Erreichten für den weiteren Widerstand der Mittelmächte. Der Bezirk der belagerten Festung war durch den Ausfall um ein unermeßliches Gebiet erweitert, dessen reiche natürliche Hilfsquellen für ihr Ausharren von entscheidender Bedeutung werden mußten. Die neue Verteidigungsfront betrug wenig über 1000 Kilometer gegen 1300 der früheren, was immer eine Kräfteersparnis von 20 Prozent

bedeutete. Die Leistungen der Führung wie der Truppen hatten jedes bisher in der Kriegsgeschichte erhörte Maß überstiegen. Dabei ist zu berücksichtigen, daß große Teile der in vorderster Linie kämpfenden Truppen der Landwehr und dem Landsturm angehörten, also Verbänden, denen man vor dem Kriege auch nicht annähernd eine derartige riesenmäßige Leistungsfähigkeit zugetraut haben würde. Von den Truppen der österreichischen Verbündeten hatten sich die Verbände deutscher und ungarischer Abkunft in gleicher Weise wie die reichsdeutschen bewährt. Dagegen bildeten die Verbände anderer Nationalitäten im Kampfe gegen Rußland dauernd schwache Punkte der K.u.K.Armeen — ein Übelstand, der sich auf der italienischen Front später nicht mehr bemerkbar gemacht hat, weil dort nicht die nationalen Momente der gemeinsamen slawischen Abkunft zwischen Feind und Freund ein Band geheimer Sympathie woben.

Auf der anderen Seite hatten die russischen Heere zwar aufs schwerste gelitten, und auch ihre Angriffskraft schien erloschen — im Widerstand aber hatten sie doch eine erstaunliche Zähigkeit bewiesen. Ganz unzweifelhaft ist dies, daß der Großfürst sich als ein Feldherrngenie erwiesen hat. Gab ihm auch die Verfassung seiner Armeen nicht mehr die Möglichkeit, das ungestüme Vordringen der verbündeten Gegner zum Stehen zu bringen, so ist es ihm doch gelungen, sich immer wieder den ihm bereiteten vernichtenden Schlägen zu entziehen. Es erscheint fast unbegreiflich, daß diese Tatsache von russischer Seite verkannt worden ist. Am 9. September wurde Nikolaj des Oberbefehls über die gesamten russischen Armeen enthoben und in eine Art Verbannungskommando versetzt, indem ihm das Kommando an der armenischen Front übertragen wurde. Der Zar übernahm der Form halber selber den Oberbefehl. Er hat das Verhängnis von seiner Krone und seinem Haupte nicht abwenden können.

Vergebens hatte die deutsche Politik versucht, die ungeheuren Erfolge der verbündeten Truppen gegen die russischen Heere zu einer Annäherung an Rußland auszunutzen. Falkenhayn hatte die Lage, wie sie sich im Juli gestaltet hatte, als eine gute Handhabe angesehen, auf die Regierung in Petersburg einzuwirken. Noch vor dem Fall von Warschau hatte er der politischen Leitung vorgeschlagen, mit Rußland wegen einer Verständigung in Fühlung zu treten. Er hatte betont, vom militärischen Standpunkt aus würde der Gewinn eines Friedens im Osten so bedeutungsvoll sein, daß man ihm jedes Opfer bringen müsse.

Die Verbündeten waren bereit, auf jede Art von Landerwerb sowohl in Kurland, als in Polen zu verzichten und auch in der Frage der Meerengen den russischen Bestrebungen nach Möglichkeit entgegenzukommen. Der Reichskanzler schloß sich dieser Auffassung an und ließ im August 1915, unmittelbar vor dem Falle Warschaus, in Petersburg die Verständigungsbereitschaft der Verbündeten andeuten, wobei er darauf hinwies, daß im Falle der Notwendigkeit einer erfolgreichen Weiterführung von Operationen in Polen die Mittelmächte nicht umhin können würden, den unverhohlenen Wünschen der Polen nach Befreiung vom russischen Joche sich wohlwollend gegenüberzustellen. Die Antwort darauf war ein Beschluß des russischen Ministerrats vom 11. August 1915, welcher der Öffentlichkeit übergeben wurde. Er erklärte, für Rußland sei es unmöglich, „auf irgendwelche Friedensvorschläge auch nur zu antworten, bevor ein end-

gültiger Sieg errungen sei, obwohl von feindlicher Seite scheinbar vorteilhafte Bedingungen angeboten werden".

Nachdem es auf diese Weise vor aller Welt festgestellt worden war, daß Rußland trotz der furchtbaren Schläge, die es bisher empfangen hatte, nicht daran denke, aus dem Bund unserer Feinde auszuscheiden, tat der Reichskanzler im Reichstag den ersten Schritt zu einer politischen Offensive im Sinne der polnischen Wünsche. Er erklärte: „Geographische und politische Schicksale haben seit langen Jahren Deutsche und Polen gegeneinander zu kämpfen gezwungen. Die Erinnerung an diese alten Gegensätze mindert nicht die Achtung vor der Leidenschaft, Vaterlandsliebe und Zähigkeit, mit der das polnische Volk seine alte westliche Kultur, seine Freiheitsliebe gegen das Russentum verteidigt und auch durch das Unglück dieses Krieges bewahrt hat. Die gleisnerischen Versprechungen unserer Feinde ahme ich nicht nach. Aber ich hoffe, daß die heutige Besetzung der polnischen Grenzen gegen Osten den Beginn einer Entwicklung darstellen wird, die die alten Gegensätze zwischen Deutschen und Polen aus der Welt schafft und das vom russischen Joch befreite Land einer glücklichen Zukunft entgegenführen wird, in der es die Eigenart seines nationalen Lebens pflegen und entwickeln kann."

Diese Andeutung des Reichskanzlers ist der erste Hinweis auf eine politische Entwicklung, deren tragische Ironie erst die Geschichte der kommenden Jahre in ihrer vollen Herbheit erkennen ließ. Die zähe Ablehnung jeder Verständigung durch den Zaren veranlaßte die Mittelmächte, sich ganz auf die Seite der polnischen Wünsche zu stellen und, wie sie durch ihr Schwert die ehemals polnischen Lande von der russischen Herrschaft befreit hatten, so sich nun auch politisch ganz als Polens Verbündete aufzuwerfen. Wie Polen ihnen das gedankt hat, weiß heute die Welt. Es ist ein bitterer Ausklang der ungeheuren militärischen Großtat, welche die Sommeroffensive von 1915 bedeutete, daß sie die Grundlage schuf zu dem folgenschwersten politischen Irrtum, den die Mittelmächte im Weltkriege überhaupt begangen haben.

Daß der Zar für seine Person diesen Widerstand ebensowenig getragen hat, wie er seinerzeit den Eintritt Rußlands in den Krieg persönlich herbeigeführt hat, liegt auf der Hand. Selbst wenn er mit den Mittelmächten zum Frieden hätte kommen wollen — der Panslawismus hätte es nicht geduldet. Der hatte, um Bethmanns Worte zu gebrauchen, in Rußland durch das Mittel der Parteien, Zeitungen, Vereine und industriellen Komitees eine „Maschinerie des Kriegswillens", eine „durch das Geld der Entente und die ungeheuren Verdienstmöglichkeiten des Krieges fortdauernd genährte und in sich festgeschlossene Organisation der Kriegsleidenschaften" entstehen lassen, die in der Friedensfrage den Zaren bis zu seinem Sturze zur Ohnmacht verurteilt hat. Nicht in Deutschland, wohl aber in Rußland hat es tatsächlich während des ganzen Krieges eine starke, ja eine allmächtige Kriegspartei gegeben. Der Kriegsausgang hat an den Trägern dieser Bewegung eine furchtbare und wohlverdiente Rache genommen.

Die Westmächte haben es mit vollendeter politischer Meisterschaft verstanden, den russischen Bundesgenossen bei der Stange zu halten bis zu dem Augenblick, da das von seinen Kriegshetzern schlimmer als von seiner Krone

geknechtete Russenvolk sich seiner Gewaltherrscher entledigte — ja sogar noch eine beträchtliche Zeitspanne über diesen Wendepunkt hinaus. Deutschland, Österreich und Rußland haben einander in Wahrheit „in majorem Angliae gloriam“ zerfleischt, und Frankreich hat sich dabei als getreuer Vasall und Soldknecht des Angelsachsentums betätigt.

Drittes Kapitel

Ausfälle und Anstürme im Südosten

1.

Immer aufs neue wandelt sich das Bild, muß unser Auge neue Schauplätze aufsuchen, unser Urteil sich auf neue Gegner einstellen, ihre Wesenheit sich vergegenwärtigen, ihre Bedeutung abschätzen, Wucht und Recht ihrer Strebungen wägen.

Es ist den Engländern allgemach gelungen, fast sämtliche Staatsgebilde der Welt gegen uns in bewaffnete oder wenigstens politische und wirtschaftliche Angriffsstellung zu bringen. Alle diese Mächte steuern in ihrer Weise zum großen Vernichtungskampfe gegen deutsche Tatkraft und deutsche Kultur bei. Zum mindesten beschlagnahmen, sequestrieren, liquidieren sie deutschen Besitz — das heißt, sie rauben und verschleudern ihn. Oft genug, mag es sich um Unternehmungen wirtschaftlicher oder wissenschaftlicher Natur handeln, kommt das deutsche Eigentum in Hände, die seiner Verwaltung nicht entfernt gewachsen sind. Schöpfungen deutschen Geistes und Fleißes werden verludert und schließlich gänzlichem Verfall preisgegeben. Unsere Feinde werden dadurch nicht reicher, der Gesamtkulturbesitz der Menschheit wird erschreckend gemindert — aber der Deutsche wird ausgeplündert, vertrieben, vernichtet — und das ist die Hauptsache.

England begeht einen neuen schändlichen Bruch des Völkerrechts, führt einen neuen Faustschlag ins Gesicht der Menschlichkeit: alle Personen, deren Wiege in den Ländern der Mittelmächte stand, und ob sie seit Jahrzehnten Bürger Englands und seiner Dominions sind, werden nicht nur ihres Vermögens, sondern ihrer Freiheit beraubt. Man greift sie auf, wo immer man sie findet: in ihren Wohn- und Betriebsstätten, in denen sie auf fremder Erde, in fremdem Staatsverbande friedliche, tätige Bürger des britischen Gesamtreiches gewesen sind — man holt sie von neutralen Schiffen herunter, spürt sie in jeder Verkleidung auf, in der immer sie versuchten, sich nach der Heimat durchzuschlagen, um ihrem Daseinskampf Arm, Blut und Leben zu weihen. Man schleppt sie in jene scheußlichen Konzentrationslager, die vom Burenkriege her der Menschheit in fluchbeladener Erinnerung sind, pfercht sie wie Verbrecher zusammen, zerreißt das Band der Familien... Die Barbarei der Kriegführung längst überwunden gewähnter Jahrhunderte wird neu belebt: Grundsätze, die zum eisernen Bestande des Völkerrechts gehörten, werden mit Füßen getreten: die Unverletzlichkeit des Privateigentums, die Unantastbarkeit der Person und der persönlichen Freiheit des Nichtkämpfers...

Während auf den Schlachtfeldern die Blutströme der Millionen zu einem roten Ozean zusammenrinnen, schwillt immer höher ein zweites Meer des Leids: ein Ozean von Tränen ...

England wird nicht satt: diese zähen Deutschen, Madjaren, Türken wollen und wollen sich nicht ausrotten lassen ... Also Hilfe her! Auf allen Meeren schwimmen sie heran, die unglückseligen Werkzeuge des englisch-französischen Vernichtungswillens: Inder und Australier, Kanadier und Araber, Marokkaner und Anamiten — ein ethnographisches Sammelsurium, wie es Ernst Heilemanns köstlich-grausiges Flugblatt: „Verteidiger der Kultur!" verewigt hat ...

Die wenigen Völker Europas aber, die sich noch nicht entschlossen haben, sich an dem großen Kesseltreiben zu beteiligen, werden mit List und Beredsamkeit, mit „Diplomatie" und Spionage, mit Versprechungen und Drohungen umworben, gepreßt, gehetzt. Schon ist Italien erlegen ...

Umsonst hat Deutschland seinen besten Diplomaten, den Ex-Reichskanzler Fürsten Bülow, nach Rom geschickt. Der Vielgewandte hat endlose Vermittlungsverhandlungen geführt. Um den einstigen Dreibundsgenossen beim Worte zu halten, hat die Doppelmonarchie sich bereit gefunden, den Ansprüchen der Irredenta in weitestem Maße entgegenzukommen. Das italienische Sprachgebiet in Südtirol, das ganze Land um Trient und einige von Italienern bewohnte Gebiete am Isonzo hatte Wien an Rom abtreten wollen. Aber Italien hatte auch Triest verlangt, Österreich-Ungarns einzigen großen Seehafen ...

„Der letzte und volle Wert eines Bündnisses kann nur im Ernstfalle erprobt werden," meint Fürst Bülow resigniert. Vielleicht konnte Italien nicht anders handeln, ohne sich selbst der Vernichtung preiszugeben. Ein Staat mit einer Seeküste von der Ausdehnung der italienischen, deren wichtigste Städte einem Überfall vom Meere her schutzlos preisgegeben sind, war als Verbündeter wohl überhaupt nur so lange von Wert, als England nicht auf der Gegenseite stand — England, das den Beitritt Italiens zum Dreibund einst begrüßt hatte, als es mit seinen Sympathien noch auf dessen Seite gestanden ... Jedenfalls hat der Erfolg dem Worte vom „sacro egoismo", von der heiligen Selbstsucht, recht gegeben. Immerhin muß hervorgehoben werden, daß Italien sich erst am 23. Mai 1915 offen an die Seite unserer Feinde stellte — also zu einer Zeit, als Gorlice bereits geglückt, Przemysl bedroht, der große Umschwung an der Ostfront eingeleitet war. Italien hatte wohl nicht mehr zurückgekonnt ... Vielleicht unter dem Druck dieses Wandels hielt es sich in seiner Kriegführung einigermaßen zurück und war infolgedessen für die Entente ein Bundesgenosse von besonderer Art. Es hatte bei seinem Beitritt erklärt, es verfechte nur „rein italienische Zwecke". Es beschränkte sich auf den Angriff auf Österreich und lehnte jede Beteiligung am Kampf auf anderen Kriegsschauplätzen ab.

Eine Kriegserklärung an Deutschland wurde zunächst nicht erlassen. Und da auch Deutschland einstweilen aus wirtschaftlichen Gründen davon absah, dem erklärten Feinde seines Verbündeten seinerseits den Krieg zu erklären, so stellte sich ein seltsames Bild heraus. Um keinen Zweifel an seiner militärischen Haltung gegenüber Italien zu lassen, rüstete Deutschland das „Alpenkorps" aus und stellte es den Österreichern für ihre Kämpfe in Tirol zur Verfügung.

Die italienische Grenze durfte es allerdings nicht überschreiten. Aber noch längere Zeit hindurch rollten über die Schweiz deutsche Kohlen nach Italien, italienische Waren nach Deutschland . . .

War Italien für den Krieg an der Westfront und gegen seine Gegnerin vom Tripoliskriege, gegen die Türkei, nicht zu haben, so nahm es den Krieg gegen seinen Erbfeind Österreich mit höchster Tatkraft in Angriff. Im Laufe des Sommers stellte es ein Heer von fast einer Million Streitern ins Feld. In heftigen Kämpfen rang es sich auf der „Tiroler Front" in den leicht zu verteidigenden Alpentälern empor und besetzte nach wochenlangem Ringen einige Grenzstreifen. Dann bildete sich auch hier, in den Regionen des ewigen Eises und der Lawinen, eine wunderliche Abart des „Stellungskrieges" heraus. Die Gletscherriesen hallten vom Gebrüll der Kanonen wider — Schneeschuh und Steigeisen, Gebirgsgeschütz und Tragtier vervollständigten die Ausrüstung des Alpenkämpfers, eine Verwundung bedeutete den Absturz in ewige Tiefen.

Und noch ein neuer Kriegsschauplatz, eine neue Front entwickelte sich im Süden: die Isonzofront.

Durch den Besitz Istriens und Dalmatiens war die Doppelmonarchie Mittelmeermacht, Seemacht überhaupt. Hier stießen deutsche, italienische und slawische Interessen hart zusammen. Karl der Große hatte die Halbinsel Istrien dem fränkischen Reich angegliedert; seit 1061 war sie eine deutsche Markgrafschaft gewesen. Später war der größte Teil der Halbinsel an Venedig gekommen; nur der nordöstliche Teil war als Deutsch-Istrien an Österreich gefallen. Nach wechselvollen Schicksalen im Zeitalter der Revolutions- und napoleonischen Kriege war ganz Istrien 1814 bei Österreich verblieben.

Triest, der Hauptseehandelsplatz der Monarchie und einer der wichtigsten Häfen des Mittelländischen Meeres, gehörte seit 1382 mit einer kurzen Unterbrechung während der Napoleonsjahre zu Österreich, war 1849 zur reichsunmittelbaren Stadt und 1867 zu einem eigenen Kronland erhoben worden. Im 19. Jahrhundert hatte es sich zur Nebenbuhlerin Venedigs aufgeschwungen, dieses schließlich ganz aus seinem einstigen Range verdrängt und sich selbst zur „Königin des Adriatischen Meeres" emporgearbeitet.

Im Nordwesten der Grafschaft Istrien liegt die Grafschaft „Görz und Gradisca", seit Maximilian I. um 1500 österreichisch.

Istrien, Triest und Görz-Gradisca zusammen bildeten das „österreichisch-illyrische Küstenland". Ihm schloß sich im Südosten das Kronland Dalmatien an. Es hatte einstmals zu Venedig gehört, war mit diesem im Frieden von Campo Formio, der 1797 den Krieg zwischen Österreich und der französischen Republik beendigte, an Österreich gekommen. Von 1805 ab hatte es einige Jahre zum „Königreich Italien" und dann zu dem neugebildeten Staat Illyrien gehört, war aber 1814 an Österreich zurückgefallen. Seit 1848 hatte sich in Dalmatien eine starke panslawistische Bewegung geltend gemacht, welche die Losreißung des Kronlandes von der Doppelmonarchie und seine Vereinigung mit den ungarischen Kronländern Kroatien und Slawonien zu einem großen südslawischen Königreiche verlangte, aber in dem italienischen Bevölkerungsteil einen heftigen Widerstand gefunden hatte.

So stießen in der Nordostecke des Adriatischen Meeres die Lebensinteressen der Doppelmonarchie, die italienische und die slawische Irredenta heftig aneinander. Es war vulkanisch unterwühlter Boden, den Österreich zu verteidigen hatte, seitdem es gezwungen war, an der Isonzofront dem Ansturm des neuen Feindes entgegenzutreten...

Es war nicht unvorbereitet. Hier, wo durch das Tal der Wippach getrennt, die Ausläufer der Julischen Alpen an die unwirtlichen Höhen des Karst angrenzen, hatte die österreichische Heeresleitung sich seit langem auf einen blutigen Zusammenstoß mit dem schlechten Nachbar und treulosen Verbündeten eingerichtet. Sie hatte sich entschlossen, das Mündungsgebiet des Isonzo dem Feinde preiszugeben, hatte dafür aber die Bergketten, die das Flußtal von seinem Eintritt ins Gebirge an beiderseits umstarrten, in eine gewaltige Felsenbarrikade verwandelt, welche den Landweg zum lebenswichtigen Hafengebiete von Triest sperrte.

Gegen dieses neue Vorwerk der belagerten Riesenfeste stürmte nun der Italiener an. Er holte sich blutige Köpfe. In ihm erblickte auch der Slawe im österreichischen Heere den Erbfeind. Truppenteile, die gegen Rußland versagt hatten, standen am Isonzo wie die Mauern. Beide Parteien kämpften hier mit dem verbissenen Ingrimm, den nur die Todfeindschaft des Blutes erzeugt. Hier ruhte das Ringen nicht eine Stunde des Tages und der Nacht. Von Zeit zu Zeit schwoll es zu heftigeren Entladungen, den „Isonzoschlachten". Das Jahr 1915 hat ihrer viere gebracht: im Juni, Juli, Oktober und sogar noch im eisigen November. Als einziger Erfolg glückte den Italienern — die Zerstörung der Stadt Görz durch Artilleriefernfeuer am 26. November.

Immerhin: die Hälfte der österreichisch-ungarischen Armee war seit Mitte 1915 an den Hängen der Ostalpen und des Karst verstrickt. Der Dreifrontenkrieg war zum Vierfrontenkrieg geworden. Und zweiunddreiviertel Fronten mußte Deutschland nun allein verteidigen. Aber auch da, wo die Verbündeten zahlenmäßig die Hauptlast des Kampfes trugen, mußte es ohne Unterlaß stützen, helfen, versorgen.

Italiens Eintritt in den Krieg bedeutete eine ganz ungeheure Verschärfung der großen Belagerung.

2.

Um so gewichtiger wog der tapfere Widerstand des südöstlichen Eckpfeilers der Feste.

Von deutschen Offizieren, voran dem General Liman v. Sanders, geführt, hatten die Türken starke und ausgewählte Kräfte zur Verteidigung des Vorfeldes ihrer Hauptstadt zusammengezogen und die technische Verteidigung, soweit die beschränkten Mittel es gestatteten, ins Werk gesetzt. Über die Schwierigkeiten, welche der Verständigung zweier unendlich verschiedener Völker entgegenstanden, siegte die Not und die Hochachtung vor den kriegerischen Eigenschaften, die beiden innewohnten. Gemeinsam konnte Großes geleistet werden.

Der Versuch der feindlichen Flotten, den Eingang in die Dardanellen zu erzwingen, war unter schweren Schiffsverlusten gescheitert. Nun sollte eine Landung helfen.

Während die russische Angriffsarmee sich in Beßarabien versammelte, schritten die Westmächte, ungeduldig, ihr durch die Schlappe vom 18. März geschädigtes Prestige im Orient wiederherzustellen, schon Ende April zu einem ersten Versuche, am Eingang der Dardanellen Truppen zu landen. Mehrere Male wurden diese Unternehmungen abgewiesen. Schließlich faßten die Landungstruppen Fuß an der Südwestspitze der Halbinsel Gallipoli, welche das europäische Nordufer der Dardanellen bildet. Ihnen ward ein hartes Los beschieden. In den kahlen Felsboden gewühlt, klebten sie in der Sonnenglut auf ihrem schmalen Dreieck und rangen verzweiflungsvoll gegen den zähen Widerstand der Türken, ohne vom Fleck zu kommen.

Inzwischen bekam das Angriffsunternehmen einen schweren Stoß: Rußland mußte seinen Westverbündeten die niederschmetternde Eröffnung machen, daß die große Schlachtenwende an seiner Westfront es zwinge, die zum Eingreifen gegen die Türkei von Osten her bereits versammelte Armee den Österreichern entgegenzustellen und sich so der Beteiligung an dem gemeinsamen Unternehmen gegen die Meerengen zu entziehen.

Mit um so grimmigerer Energie warfen die Westmächte sich gegen die Einfahrt am Ägäischen Meere. Sie erzwangen gegen Ende August eine zweite Landung an einer neuen Einbruchsstelle bei Anaforta, im Rücken der wichtigen und stark befestigten schmalsten Stelle des Sundes. Aber das gleiche Schauspiel wiederholte sich: auf neuem Schauplatz ein nicht minder opfervoller und grausenhafter Ansturm, der sich am unbeugsamen Beharrungswillen der Osmanen in dem Augenblick brach, wo er den Raum verlassen hatte, den vom Meere her die Geschütze der Flotte beherrschten.

Mochte die Türkei als staatliches Gebilde nur noch ein Trümmerhaufen ohne Zukunft sein — die hohe Kriegstüchtigkeit, welche die Osmanen einst zu Herren fast des ganzen Ostens von Europa gemacht hatte, bewährte sich im Kampf um den letzten armseligen Rest europäischen Bodens, der ihnen nach einem Niedergange von dreiundeinhalb Jahrhundert noch verblieben war. Es gelang den Angreifern nicht einmal, die beiden Angriffsgruppen zu einem Zusammenwirken zu vereinigen. In den Schützengräben nisteten sich Seuchen ein, welche die verbündeten Streitkräfte kaum minder schwächten als der Kampf gegen uneinnehmbare Felsenfestungen und schwere Granaten. Und in ihrem Rücken, auf dem Meere, mußten sie sehen, wie das versammelte Geschwader der Entente vom sicheren Feuer der Küstenbatterien Treffer um Treffer erhielt. Bisweilen ging auch eines der drunten lagernden und feuernden Schiffe plötzlich in die Luft ... Die deutschen U-Boote, die rund um Europa die tolle Fahrt durch feindliche Meere vollbracht hatten, taten ihre Schuldigkeit, und mit ihnen wetteiferten die türkischen.

Die ganze Hoffnung der Entente beruhte auf der Annahme, den Türken, die von der Verbindung mit ihren Verbündeten so gut wie völlig abgeschnitten waren, müßte über kurz oder lang das Kriegsmaterial ausgehen. Da brachte die Entwicklung auf dem Balkan den entscheidenden Umschwung. Durch den Beitritt Bulgariens zum Bunde der Verteidiger, bald auch durch den Fall Serbiens wurde die Verbindung mit den Mittelmächten frei: nun wurde das Dardanellenunternehmen unhaltbar.

3.

Dem Anschluß Bulgariens an die Mittelmächte war, ähnlich wie demjenigen Italiens an die Entente, ein endloses Spiel diplomatischer Verhandlungen vorausgegangen, für das der Ausdruck „Kuhhandel" eine sehr milde Bezeichnung ist.

Von dem Volk Attilas, des Hunnenkhans, war, nach der Vernichtung seines Reiches, um den Don herum ein Trümmerstück hängen geblieben, von dem ein Teil nach dem Zusammenbruch des ostgotischen Reiches in die altrömischen Provinzen Mösien, Thrazien und Mazedonien einrückte, hier aber allmählich von den besiegten slawischen Stämmen aufgesogen wurde. Ähnlich wie das serbische Reich hatte auch das bulgarische im frühen Mittelalter eine Glanzperiode erlebt. Zur Zeit des Fürsten Symeon, um das Jahr 900 n. Chr. hatte es fast das ganze Balkangebiet vom Südufer der Donau bis nach Albanien umfaßt; selbst das byzantinische Kaiserreich und das damals nur die Stromgebiete der Drina und der Bosna umfassende Serbien waren ihm tributpflichtig gewesen. Der Präliminarfriede von San Stefano hatte 1878 dem damaligen Schoßkinde Rußlands den Traum der Errichtung eines autonomen Fürstentums vorgespiegelt, das nicht nur Donau-Bulgarien einschließlich der Dobrudscha, sondern den größten Teil von Thrazien und fast ganz Mazedonien umfassen, also das Reich Symeons wiederherstellen sollte. Aber der Berliner Kongreß hatte den Hoffnungen der Bulgaren eine schwere Enttäuschung bereitet. Die Dobrudscha war an Rumänien gefallen, Thrazien und Mazedonien waren der Türkei verblieben.

Eine zweite unverschmerzte Enttäuschung hatte der Balkankrieg gebracht: Bulgarien, das der eigentliche Träger der Siege gegen die Türken gewesen war, wurde von seinen Verbündeten und von dem zuletzt noch in den Krieg eintretenden Rumänien um die Frucht seiner Siege betrogen. Serbien und Griechenland entrissen ihm den größten Teil seiner Landbeute.

Seitdem fieberte Bulgarien nach Rache, vor allem an Serbien. Aber der Zar Ferdinand war ein kluger und vorsichtiger Regent. Er wußte: eine neue Enttäuschung durfte er seinem Volke nicht mehr zumuten. Er mußte sicher gehen. Und so hatte denn ein großes Feilschen begonnen. Vergebens hatte die Entente versucht, Serbien und Griechenland zu einem Verzicht auf die Gebietsteile zu veranlassen, welche Bulgarien zur Befriedigung seiner nationalen Ansprüche verlangen zu müssen glaubte. Dagegen kamen die Mittelmächte seinen Wünschen entgegen: sie sagten ihm für den Fall eines gemeinsamen Sieges volle Befriedigung seiner mazedonischen Wünsche zu, und die Türkei erklärte sich bereit, sofort eine Grenzberichtigung bei Adrianopel zu bewilligen. So ward man schließlich am 6. September handelseinig. Und da nun auch der Sieg der Verbündeten an der Russenfront das militärische Übergewicht der Mittelmächte im Osten entschied, so kam das Bündnis zustande, das den Kriegs-Dreibund zum Vierbund vervollständigte.

Unmittelbar nachdem diese wichtige diplomatische Entscheidung gefallen war, marschierten die bulgarischen Armeen zum Rachefeldzug gegen Serbien auf. Hiermit reifte ein Lieblingsplan Falkenhayns seiner Verwirklichung entgegen. Nach seiner Auffassung war die Herstellung einer Verbindung mit dem

Balkan wichtiger als die Lösung des Problems, „den Russen mit rein militärischer Gewalt auf die „Knie zu bringen". Sie stützte die Türkei und eröffnete neue Möglichkeiten für ihre Kriegführung in Asien.

„Gelang es, Serbien als Kriegsgröße auszuscheiden — und daran wurde nicht gezweifelt —, so fiel die Flankenbedrohung Österreichs, und mit ihr schwand die südslawische Gefahr."



Nach dem Vertrage waren Deutschland und Österreich verpflichtet, je 6 Divisionen, Bulgarien deren 4 zu stellen. Die seinen waren an Infanterie fast doppelt so stark als die der Mittelmächte. Bis Ende September hatte Bulgarien noch 5 weitere Divisionen mobil zu machen. Aber schon Mitte September erklärte das K. u. K. Armeeoberkommando, es könne infolge der Gegenoffensive der russischen Odessa-Armee in Wolhynien nur 4 Divisionen stellen. Und auch über diese erhielt die O.H.L. von ihrem Verbindungsoffizier alsbald den Be-

richt, er könne ihnen keine Offensivkraft zutrauen. Den Ausfall mußte Deutschland ersetzen, und so war Falkenhayn froh, daß er des Widerspruchs von Oberost ungeachtet aus der Kampflinie in Polen, Litauen und Kurland namhafte Kräfte herausgezogen hatte, um sie gegen Serbien und auch an der Westfront zu verwenden, wo eine große Angriffsunternehmung der Feinde sich bedrohlich ankündigte.

Der Angriff auf Serbien hätte aus Bosnien vom Westen, aus Ungarn vom Norden und aus Bulgarien vom Osten her erfolgen können. Aber die österreichischen Truppen in Bosnien erwiesen sich als völlig ungenügend zum Angriff. Man mußte zufrieden sein, wenn sie wenigstens durch ihre Anwesenheit Montenegro von einem Eingreifen abhielten. Aber auch der bloße Zweifrontenangriff stellte die Serben vor eine vom ersten Augenblick an verlorene strategische Situation.

In Ungarn längs der Donau zog sich unter dem Oberkommando des vor kurzem zum Generalfeldmarschall erhobenen Mackensen die Hauptangriffsarmee zusammen. Sie bestand aus der österreichischen 3. Armee, der einstigen Verteidigerin Lembergs, die durch 3 deutsche Divisionen verstärkt war, ferner aus der 11. Armee, der Siegerin von Gorlice, jetzt unter Gallwitz, und aus der 1. bulgarischen Armee unter General Bojadieff.

Mackensens Oberquartiermeister war jener Oberstleutnant Hentsch, dessen Eingreifen im Auftrage der O.H.L. die Wende der Marneschlacht eingeleitet hatte. Er hat sich bei Leitung des Save- und Donauüberganges bei Belgrad bedeutende organisatorische Verdienste erworben, die seinem Angedenken zugute kommen sollen.

Eine zweite bulgarische Armee stellte sich längs der serbischen Ostgrenze auf. Ihre Aufgabe war es, im Rücken der serbischen Hauptarmee vorzustoßen und die Bahn nach Saloniki abzuschneiden, den einzigen Schienenstrang, durch den Serbien noch mit seinen Verbündeten in Zusammenhang stand. Diese Gruppe konnte nicht rechtzeitig mobil gemacht werden. Sie hat erst Mitte Oktober eingreifen können.

4.

Aber noch ehe der vereinbarte Angriffstermin für den mit größter Beschleunigung ins Werk gesetzten Plan zur Zerschmetterung Serbiens herangekommen war, setzte eine doppelte Gegenwirkung der Entente ein. Einen Tag vor Beginn des serbischen Feldzuges begannen Engländer und Franzosen auf griechischem Boden, bei Saloniki, Truppen zu landen, um dem serbischen Verbündeten vom Süden her Hilfe zu bringen.

Auf dem Throne Griechenlands saß König Konstantin, dessen Frau eine Schwester Kaiser Wilhelms ist. Auch er war seit Kriegsbeginn von der Entente mit allen Mitteln der Versprechung und Drohung bearbeitet worden, sich dem großen Ring gegen seinen Schwager anzuschließen. Als man die Hoffnung, ihn zu gewinnen, hatte aufgeben müssen, steckte man sich hinter seinen Ministerpräsidenten Venizelos. Dieser ließ sich für eine Felonie sondergleichen gewinnen.

Gestützt auf eine ententistisch gesinnte Partei im Lande, schloß er hinter dem Rücken seines Monarchen ein Bündnis mit England und Frankreich zur Unterstützung Serbiens!

Dieser Vertrag ist natürlich, weil von einem Nichtberechtigten abgeschlossen, keine Entschuldigung für den zweiten ungeheuerlichen Neutralitätsbruch, den die Entente — nach der Vergewaltigung des neutralen Seehandels — beging: sie nahm das Gebiet des ohnmächtigen Griechenland, dessen kleinasiatische Inseln sie sich schon als Stützpunkte für das Dardanellenunternehmen hatte dienen lassen, als Aufmarschgebiet für ihre Entlastungsaktion gegen Serbien in Anspruch!

Jetzt gelang es dem König Konstantin, die Aufwallung der gutgesinnten Elemente seines Volkes zu einem Vorgehen gegen seinen treulosen Ministerpräsidenten zu benutzen. Venizelos wurde gestürzt und mußte fliehen. Der Vertrag zwischen der Entente und Venizelos verlor damit den letzten Schein von Bedeutung. Aber trotz der feierlichen Verwahrung Griechenlands setzte die Entente ihr Landungsunternehmen fort, bemächtigte sich der griechischen Hafenstadt Saloniki, die fortan der Rückhalt des ganzen Vorstoßes wurde, und schob Truppenmassen nach Norden, um den gegen Südserbien angesetzten bulgarischen Streitkräften in den Rücken zu fallen.

Griechenland ließ sich diese Vergewaltigung gefallen. Es wagte nicht und konnte nicht wagen, sich den Eindringlingen mit den Waffen entgegenzustellen. Wie Italien war es eine Halbinsel, die der Beherrscherin der Meere ihre Küstenstädte darbot. Zudem war es ein getreidearmes Land, das für seine Ernährung auf überseeische Zufuhr angewiesen war. Die Türkei und namentlich Bulgarien zeigten nicht übel Lust, diese passive Haltung Griechenlands als Neutralitätsbruch auszulegen und das unglückselige Land als Feind zu behandeln, um alte Rechnungen mit ihm begleichen zu dürfen. Deutschland hatte Mühe genug, seinen Verbündeten klarzumachen, daß ein neuer Feind, selbst ein militärisch nicht sehr gefährlicher, den Serben neuen Rückhalt und der Entente die Möglichkeit geben würde, Griechenland noch in ganz anderem Maße als Aufmarschland gegen die serbische Front zu benutzen, wenn es aus einem vergewaltigten neutralen ein verbündetes Land geworden wäre. Es war also anerkennungswert genug, wenn König Konstantin allen Drohungen der Entente gegenüber standhaft blieb und sich nach beiden Seiten hin passiv verhielt. Ja, er demobilisierte sogar alsbald seine Armee, um Zusammenstöße, auch unfreiwillige, mit den Mittelmächten zu vermeiden und es der Entente unmöglich zu machen, sein Heer zur Gefolgschaft zu pressen.

Bedeutete schon dieses Eingreifen der Westmächte eine starke Bedrohung des Angriffs gegen Serbien, so sah sich die deutsche O.H.L. schon seit den letzten Septembertagen durch eine noch viel ernstere Aktion der Feinde an der Westfront bedroht. Am 25. September hatte ein gewaltiger Doppelansturm der Franzosen und der Engländer wider die Süd- und Westmauer der westlichen Verteidigungsbastion eingesetzt.

England und Frankreich, durch die Erfahrungen der Winterschlacht in der Champagne gewitzigt, waren entschlossen gewesen, den neuen großen Durchbruchsversuch unter keinen Umständen zu übereilen, um den Gedanken der Übermaterialschlacht sich völlig ausreifen zu lassen. England hatte erkannt, daß

der Widerstand der deutschen Heere nur durch ein Massenaufgebot von Menschen und Kriegsmaschinen gebrochen werden könne, das einstweilen noch nicht zu Gebote stand — um so weniger, als das Dardanellen- und das Saloniki-Unternehmen starke Kräfte in Anspruch nahmen.

Dem Materialbedarf abzuhelfen, war die englische und, neutral und hilfsbereit wie stets, die amerikanische Rüstungsindustrie unter Anspannung äußerster Tatkraft bemüht. Dem Menschenbedarf zu genügen schien die Heranziehung der farbigen Hilfstruppen aus aller Welt nicht ausreichend. Dem Deutschen konnten sie im Kampfe Mann gegen Mann auf die Dauer nicht gewachsen sein. War es doch schon jetzt durch unzählige Schlachterfahrungen erwiesen, daß nicht einmal der einzelne „weiße" Engländer oder Franzose dem einzelnen Deutschen als Soldat nach Gefechtsmoral und Ausbildungsgrad gleichwertig war.

Frankreich hatte im Frieden und jetzt auch im Kriege seine Wehrkraft bis aufs äußerste angespannt. Während in Deutschland das wehrpflichtige Alter gesetzlich nur bis zum vollendeten 45. Lebensjahre reichte, stand in Frankreich die gesamte Männlichkeit bis zum 55. Jahre unter Waffen. Weiteres weißes Kanonenfutter konnte nur herbeigeschafft werden, wenn England sich entschloß, sich in gleich opferfreudiger Weise wie die Festlandsmächte an dem großen Entscheidungskampfe zu beteiligen.

Kitchener, der englische Kriegsminister, hatte es zunächst mit Werbungen versucht, für die eine ungeheure Propaganda entfaltet wurde. Das Ergebnis hatte sich nach und nach gesteigert, deckte aber noch nicht entfernt den Bedarf. Aber die Lenker der englischen Geschicke hatten ihr Volk in der Hand. Sie konnten bei ihm volles Verständnis für die Schwere und entscheidende Bedeutung des Kampfes, in dem das Empire stand, voraussetzen.

In Deutschland träumte man noch immer von einem nahen Kriegsende. In den unerhörten Strapazen des russischen Sommerfeldzuges haben wir uns mit dem festen Glauben getröstet, wir seien im Begriff, mit der Niederlage Rußlands den Zusammenbruch des Angriffswillens der Entente und damit den Frieden noch vor Beginn eines zweiten Kriegswinters zu erkämpfen. Derweil gab Lord Kitchener auf die Frage, wann der Krieg wohl zu Ende sein würde, die gelassene Antwort: das wisse er nicht — er wisse nur, daß er für England im Jahre 1915 erst begonnen habe...

Die englische Regierung durfte es wagen, ihrem Volk einen Bruch mit den grundlegenden Auffassungen seiner ganzen Geschichte zuzumuten. Sie bereitete die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht vor. Von den durch Werbung zusammengebrachten 60 Divisionen, die Lord Kitchener schon vorher in Wahrheit hatte aus der Erde stampfen können, standen einige bereits auf französischem Boden, als die Entente wenige Tage nach dem Durchbruch von Gorlice auch ihrerseits zu einem großen Angriff mit dem Ziele der Aufrollung der deutschen Front eingesetzt hatte. Die Lorettoschlacht hatte am 9. Mai den feindlichen Ansturm über die damals noch einzige deutsche Stellung hinweggetragen. Aber ihre Führung hatte diesen großen taktischen Erfolg zu einem strategisch wirksamen Durchbruch nicht auszunutzen verstanden. Joffre hatte sich zu seinem System der kleinen Teilvorstöße zurückbequemen müssen, das er selber mit den Worten kennzeichnete: „Je les grignote — ich knabbere sie an..." Die guerre

d'usure, der Abnutzungskrieg hatte die deutsche Westfront in Atem gehalten, während die Ostfront in stürmischer Vorwärtsbewegung war.

In den Schützengräben Flanderns, der Picardie, der Champagne trug deutsche Landwehr und sogar Landsturm die Last dieses Tag und Nacht weiterflackernden Kampfes. Aber Joffre hatte die Erfahrung machen müssen, daß er die Gefechtsbrauchbarkeit der deutschen „Triarier" für den Festungskrieg verhängnisvoll unterschätzt hatte ...

Nun sollte ganze Arbeit gemacht werden. Die Westmächte hatten sich durch die verzweifelten Hilfeschreie ihres hartbedrängten Verbündeten im Osten nicht mehr von ihrem großen Unternehmen abbringen lassen, den sorgfältig entworfenen Plan zu einer Schlacht, die sie selber ihren Truppen als die „größte Schlacht der Weltgeschichte" ankündigten, mit einer Sorgfalt und einem Aufgebot an Menschen- und Materialmassen vorzubereiten, das alles je Erhörte und Vorgestellte in Schatten stellen sollte. Diese Vorbereitungen abzubrechen und den Ausbruch zu übereilen hatte Joffre sich nicht entschließen können. So kam es, daß der neue Weststurm erst einsetzte, als der große Ostausfall der Mittelmächte bereits die äußersten Ziele, die ihm bei den vorhandenen Mitteln und der von Falkenhayn beliebten Strategie überhaupt beschieden sein konnten, erreicht hatte.

Wiederum war eine Doppelaktion angesetzt. Englische Divisionen sollten den Westschenkel des großen Dreiecks zwischen dem Meere und der Ecke bei Noyon einstoßen, und zwar im blutgedüngten Abschnitt der Lorettoschlacht, zwischen Festubert und Neuve Chapelle. Und auf dem nicht minder zerwühlten Leichenfelde der Winter-Champagneschlacht sollte der französische Hauptangriff einsetzen. Allein für diesen waren über 5000 Geschütze bis zum schwersten Schiffskaliber in Stellung gebracht.

Auf beiden Angriffsabschnitten setzte in jenen Tagen, als die neuerkämpfte Ostfront zu erstarren begann und in Ungarn der Aufmarsch zum serbischen Feldzuge sich vollzog, am 21. September ein Trommelfeuer ein, wie es nie zuvor erlebt worden war. Es zerschlug die erste deutsche Stellung und erreichte seinen Zweck, in ihr alles Leben zu ertöten.

Aber die deutsche O.H.L. hatte nach den Erfahrungen der Frühjahrsschlachten ihr Verteidigungsverfahren revidiert. Es war jetzt wenigstens ein zweiter Graben hinter dem ersten geschaffen worden. Zwar hatte sich die Truppe noch nicht an den Gedanken gewöhnt, daß auch dieser nicht nur als Wohn-, sondern auch als Kampfgraben angesehen und eingerichtet werden müsse. Noch immer bestand der Grundsatz, daß die vorderste Stellung festgehalten werden müsse, daß ihre Aufgabe gleichbedeutend mit einem Zurückweichen, einer Niederlage sei ... Aber der zweite Graben war wenigstens vorhanden. Nun verwandelte das Wüten eines Orkans von glühendem Stahl den ersten Graben in ein gräßliches Trümmerchaos — da flüchteten die Trümmer seiner Besatzung in den „Wohngraben" und fanden hier Halt.

Die Engländer verwendeten zur größeren Sicherung ihres Angriffs zum ersten Male das neue Kampfmittel, dessen Gebrauch in großem Maßstabe sie den Deutschen abgelernt hatten. Gelegentlich eines örtlichen Vorstoßes vor Ypern hatten die Deutschen im Frühjahr zum ersten Male mächtige Wolken giftigen Gases vom Wind in die feindlichen Gräben treiben lassen und damit einen sie

selber verblüffenden Erfolg erzielt, der nicht in vollem Umfange hatte ausgenutzt werden können. Wütendes Geschrei über hunnische Kampfmethoden hatte darauf einige Monate lang die Welt durchgellt. Nun war es plötzlich verstummt: die Ententechemiker konnten nun selber Kampfgas machen — da war es nicht mehr „hunnisch". Nun lernte der Deutsche die entsetzliche Wirkung seiner eigenen Erfindung kennen. Sie brach am 25. September dem englischen Sturm auf 12 Kilometer Breite in die deutschen Stellungen Bahn, und schwerfällig schoben sich die jungen Kitchener-Divisionen zum Angriff in die verpesteten Bezirke. Da wurden sie vom Gegenstoß der tapferen Verteidiger getroffen und fast überall in ihre Ausgangsstellungen zurückgeworfen.

Weit schlimmer war es den Deutschen am Tage vorher in der Champagne ergangen. Das siebentägige Trommelfeuer hatte die vorderste deutsche Linie in einen Trümmerwust verwandelt. Ohne Widerstand zu finden, rückten auf 23 Kilometer Breite und 4 Kilometer Tiefe 17 französische Divisionen in die Stellung von 2 zerschmetterten deutschen Divisionen ein und warfen ihre kläglichen Reste am 25. in die ebenfalls schwer mitgenommene zweite Linie hinein. Der Durchbruch schien gelungen. Schon erwog das Oberkommando der 3. Armee die Zurücknahme ihrer ganzen Front. Aber nun warf die O.H.L., die während des Sommerfeldzuges in Pleß in Oberschlesien ihren Sitz gehabt hatte und eben auf den westlichen Kriegsschauplatz zurückkehrte, ihre letzten Reserven in die Schlacht. Sie tat noch etwas Besseres: sie stellte aus ihrer Operationsabteilung dem Generaloberst v. Einem als Generalstabschef einen Mann zur Verfügung, dessen Wirken für die Standfestigkeit der ganzen Westfront von entscheidender Bedeutung werden sollte: den Oberstleutnant v. L o ß b e r g.

Das Eingreifen der Reserven brachte den feindlichen Massenansturm zum Stehen. Und nun sollte es sich zeigen, daß Joffre sich verrechnet hatte, wenn er sich von einem Gewaltstoß tief gestaffelter und dichtgedrängter Angriffskolonnen eine entscheidende Wirkung versprochen hatte. Die französischen Bataillone stauten sich, schoben sich zusammen, unwiderstehlich von hinten nach vorn nachdrückend. Aber nun boten sie den deutschen Maschinengewehrschützen, den Granaten ein nicht zu verfehlendes Ziel. Auf nahe und nächste Entfernungen begann eine grauenvolle Schlächterei. Selbst in die Kavalleriedivisionen, die in hellen Haufen der Infanterie gefolgt waren, um sofort nach vollendetem Durchbruch zur Verfolgung anzureiten und fächerartig auseinanderspritzend die rückwärtigen Verbindungen der deutschen Nachbarfronten zu durchschneiden, hieb das deutsche Vernichtungsfeuer hinein. Die Krisis ward überwunden. Die Offensive „erstickte in ihrer eigenen Masse" (Falkenhayn).

Aber noch gab Joffre sich nicht besiegt. Immer neue Divisionen teilte er hinter den im deutschen Feuer verbrennenden vordersten Staffeln drein. Die schwachen Häuflein der Verteidiger schmolzen zusammen, die letzten Reserven mußten eingesetzt, die vordersten Linien da und dort noch weiter zurückgenommen werden, während an anderen Stellen die Deutschen im Gegenangriff Gelände zurückeroberten. Obwohl schon am Abend des zweiten Schlachttages klar geworden war, daß die Wucht des Angriffs zerschellt sei, schleppten sich die Kämpfe noch bis Anfang November hin. Die zweite deutsche Stellung hatte ganz gehalten werden können.

Die „größte Schlacht der Weltgeschichte" hatte den Engländern 60 000, den Franzosen 130 000 Mann Verluste gekostet. Die deutschen waren noch nicht ein Fünftel so hoch. Allerdings hatte der durch das Trommelfeuer ermöglichte Beginn des Angriffs den Deutschen neben ihren blutigen Verlusten nach feindlicher Angabe 20 000 Gefangene und 150 Geschütze gekostet. Das sind Zahlen, die etwa an den Verhältnissen des Krieges von 1870/71 gemessen etwas Erschreckendes hatten, an das man sich erst gewöhnen mußte. Sie erklären sich durch die physischen und seelischen Einwirkungen des Trommelfeuers, das die Verteidiger der vordersten Linie, soweit sie überhaupt noch am Leben waren, in eine Verfassung völliger Wehrlosigkeit versetzte, in der sie vom anstürmenden Angreifer einfach aufgelesen werden konnten. Diese Erscheinung wird sich hinfort bei allen großen Angriffsschlachten wiederholen. Sie ist kein Zeichen für eine Demoralisation der Verteidiger. Auch Heldenkraft hat ihre Grenzen. Und wenn es in früheren Kriegen einen fast unsühnbaren Schimpf bedeutet hatte, anders als schwerverwundet in Feindeshand zu fallen — der Weltkrieg hat auch hier unsere Begriffe umgestaltet. Erst in den letzten Kämpfen des Jahres 1918 haben auf deutscher Seite die Gefangenenzahlen an einzelnen Stellen einen Umfang angenommen, der zur Beunruhigung Anlaß gab.

Nein — in der „Herbstschlacht in der Champagne" nicht minder als in der gleichzeitigen Schlacht im Artois hat sich das Heldentum des deutschen Soldaten bei der Verteidigung in voller, leuchtender Glorie gezeigt. Was „Trommelfeuer" bedeutet, das kann nur beurteilen, wer es erlebt hat. Gott, welch ein armseliger Held war jener Leonidas: ihm wurde gemeldet, die Masse der feindlichen Pfeile werde die Sonne verfinstern. „Sehr schön," hat er kühl erwidert, „da werden wir also im Schatten kämpfen..." Was will ein Pfeilhagel von drei Tagen bedeuten gegen das Martyrium einer Woche im stählernen Schlachtensturm der Übermaterialschlacht?

Hochberühmter Leonidas mit deinen dreihundert Spartanern! Millionen deutscher Offiziere und Soldaten, brüderlich ausharrend Schulter an Schulter, haben dich in den Ungewittern von vier unausdenkbar grausigen Jahren beschämt. Ihr Heldentum werden die Jahrtausende widerhallen, solange noch Menschen von Menschengeschick singen und sagen.

5.

Es wird für alle Zeiten ein hoher Ruhm für den Namen Erich Falkenhayns bleiben, daß er in diesen Tagen ungeheuerster Verantwortung die Besonnenheit nicht verloren und ohne das leiseste Schwanken die Durchführung seiner großen Pläne weiter gefördert hat. Er durfte es im stolzen Vertrauen auf die ungebrochene Kraft der deutschen Heere, auf die Entschlußfestigkeit der Führung vom Oberkommandierenden seiner Armeen bis zum Gefreiten im Schützengraben und nicht zuletzt auf die unerschütterliche Widerstandskraft des Soldaten, der im felsenfesten Glauben an das gute Recht seines Vaterlandes im Grauen der Schlacht seine Heimat, seine Lieben, seine eigene Zukunft verteidigte.

Die Vorbereitungen für den Ausfall gegen Serbien gingen völlig ungestört ihren Gang. Die einzige Einwirkung, welche die englisch-französischen Opfer

auf den serbischen Feldzug ausgeübt haben, ist nach Falkenhayn die gewesen, daß eine einzige Division, die von Frankreich nach Serbien kommen sollte, im Westen zurückgehalten und durch eine von Rußland nach dem Westen im Anrollen begriffene ersetzt worden ist!

Der serbische Feldzug, so entscheidend wichtig er in politischer Hinsicht zu werden bestimmt war und geworden ist, bedeutet im großen Zuge des Kriegsgeschehens nur eine Nebenunternehmung. Er hat sich, trotz des unerwarteten Eingreifens der Entente von Saloniki aus, im ganzen fast programmäßig abgewickelt. Die wilde Romantik seines Verlaufes, der neue Schauplatz, die malerische Schauerlichkeit der Bilder, die er bringt, nicht zuletzt die tiefe Achtung, ja Bewunderung, die das trotzige Todesringen des stolzen, von hoher Vaterlandsliebe aufrecht gehaltenen Serbenvolkes dem Feinde abzwingt — das alles lockt zu eingehender Schilderung. Aber für uns, die wir die große Linie festhalten wollen, muß ein Überblick genügen.

Am Eingang des Feldzuges steht ein tolles Bravourstück: der Übergang der Nordgruppe über die hochangeschwollene Donau bei Belgrad, Ram und Semendria. Er wurde nach vielfachen Scheinbombardements am 6. und 7. Oktober überraschend durchgeführt und gelang ohne übergroße Verluste. Die Serben hatten, verführt durch die Versicherungen der Entente, es könne sich nur um einen Scheinangriff handeln, und Hilfskräfte von Saloniki her würden rechtzeitig eintreffen, ihre Hauptkräfte gegen Bulgarien aufmarschieren lassen. Bald sahen die Mittelmächte zum zweiten Male „ihre Fahnen wehen auf Belgerad". Nachdem am 24. Oktober auch der letzte Widerstand der Serben am Donauufer beim Eisernen Tor gebrochen worden war, konnte auf dem Strom die unmittelbare Verbindung zwischen Ungarn und Bulgarien zu Wasser aufgenommen werden. Es war hohe Zeit: schon begann bei den Bulgaren das Kriegsmaterial knapp zu werden. Die Armeen der Angriffsgruppe fanden tapferen, aber wenig nachhaltigen Widerstand. Trotzdem kamen sie in dem unwirtlichen Berglande nur langsam vorwärts, zumal Donaustürme den Brückenbau bis zum 21. Oktober verhinderten. So traten ernste Nachschubschwierigkeiten ein. Inzwischen gelang es der 2. bulgarischen Armee, von Osten her in den Süden des Landes einzudringen und die Verbindung mit Saloniki zu unterbrechen. Mitte Oktober durchbrach Mackensen die Stellungen, welche die serbische Nordgruppe südlich der Donau eingenommen hatte, und drängte nun den Feind in täglichen Kämpfen südwärts. Bei ihrem Rückzuge mußten die Serben den größten Teil ihrer Artillerie und ihrer Kolonnen im Stich lassen und wurden schließlich zu einem regellosen Haufen, der sich unter Nachhutgefechten südwärts wälzte, in der Hoffnung, die albanische Grenze zu erreichen.

Inzwischen hatten die Bulgaren am 5. November den wichtigen Eisenbahnknotenpunkt Nisch genommen. Das war von entscheidender Bedeutung für die siegreiche Weiterführung des türkischen Widerstandes an den Dardanellen! Denn von nun an bestand direkte Eisenbahnverbindung von Ungarn über Belgrad-Nisch-Sofia nach Konstantinopel, und den Türken konnten endlich Verstärkungen und Munition zugeführt werden. Es war höchste Zeit!

Von Nordwesten bis Südosten drängten nun die verbündeten Heere der Deutschen, Österreicher und Bulgaren den armseligen Rest der serbischen Armeen

auf der historischen Stätte altserbischen Schlachtenruhms, dem „Amselfelde" (vgl. S. 18) zusammen.

Inzwischen hatte das Landungskorps der Entente von Saloniki aus den Vormarsch nach Norden angetreten, um dem unglückseligen Serbenvolke die versprochene und heißersehnte Entlastung zu bringen. Zwei französische und eine englische Division des Generals Sarrail überschritten zwischen dem Doiransee und Gjevgelij die griechisch-serbische Grenze und griffen die bulgarische Südgruppe an. Aber sie fanden energischen Widerstand und wurden bald aus Angreifern zu hart bedrängten Verteidigern, während die Bulgaren gleichzeitig die serbische Südgruppe nach Norden zurückdrängten. Die Reste der serbischen Nordarmee wurden in den letzten Novembertagen trotz verzweifelter Gegenwehr geschlagen, zum Teil gefangen, zum anderen Teil zersprengt. Die serbische Armee hatte aufgehört zu existieren.

Die Versprengten, an 50 000 Mann, in ihrer Mitte König Peter, wurden durch nachdrängende Verfolgung in die albanischen und montenegrinischen Berge gedrängt. Hier nahm die Entente sie endlich unter ihre Fittiche und überführte sie nach Korfu. Dort wurden sie wieder zu einem kampfkräftigen Verbande zusammengeschweißt. Und so stark war die Vaterlandsliebe und Soldatentugend dieser Hartgeprüften, daß sie später an der Salonikifront wieder eingesetzt werden und sich hier sehr auszeichnen konnten, bis sie dann im Herbst 1918 den Zusammenbruch der bulgarischen Front und die Befreiung ihres Vaterlandes mit erleben durften.

Nun besetzten die Verbündeten ganz Serbien. Am 4. Dezember rückten sie in Monastir ein, das den Bulgaren „als die geschichtliche Hauptstadt des bulgarischen Mazedoniens" galt.

Nun entstand die Frage, wie man sich gegen die Entente-Armee verhalten sollte, die an der Südostecke Serbiens in sehr ungünstiger Verteidigungsstellung stand. Ein offensives Vorgehen würde zu einer Überschreitung der griechischen Grenze geführt haben, die Deutschland aus Rücksicht auf König Konstantin vermieden zu sehen wünschte.

Anders dachten darüber die Österreicher und die Bulgaren. Zwischen beiden Armeeleitungen wie auch zwischen den Truppen herrschte ein wenig glückliches Verhältnis. Bei den Österreichern bestand eine gewisse Neigung, die Bulgaren „als nicht gleichstehende Hilfsmacht zu betrachten und zu Zeiten auch zu behandeln". In einem Punkt aber waren beide einig: in dem Wunsche, es möchten möglichst viele deutsche Truppen auf dem Balkan stehen bleiben. Aus diesem Grunde wünschte Conrad v. Hötzendorf, daß die Unternehmung noch weiter fortgesetzt, Albanien und Montenegro erobert und die englisch-französische Orientarmee ins Meer geworfen würde.

Der bulgarische Generalstabschef General Jekow zeigte sich weniger eifrig. Bulgarien hatte seine Kriegsziele gegen Serbien erreicht. Und von den Balkanvölkern war es nach Falkenhayns Ansicht nicht zu erwarten, daß sie sich für Zwecke schlagen würden, die ihr eigenes Volkstum nicht unmittelbar betrafen. Allerdings hatte Salonikis Besitz für die Bulgaren wie auch für die Österreicher starke Anziehungskraft. Und die völlige Vertreibung der Entente vom Balkan hätte die Bulgaren von jeder unmittelbaren Bedrohung befreit.

Das aber war es gerade, was Falkenhayn vermeiden wollte. Es schien ihm erwünscht, die wunde Stelle in der bulgarischen Flanke bestehen zu lassen und auf diese Weise Bulgarien zu zwingen, sich am Kriege auch weiterhin zu beteiligen, nachdem es sich in den Besitz aller Landstriche gesetzt hatte, auf die seine nationalen Vereinigungsbestrebungen zielten.

Auf anderen Kriegsschauplätzen wären die Bulgaren nicht verwendbar gewesen, hätten sich dort auch nicht verwenden lassen. Also schien es zweckmäßig, den Feind in ihrer Flanke stehen zu lassen.

Die deutsche Auffassung drang durch. Vom 9. bis 11. Dezember griffen die Bulgaren die englisch-französische Front zwischen Doiransee und Gjevgelij heftig an, machten 20 000 Mann Gefangene und große Beute und zwangen das Orientheer, den Rückzug über die griechische Grenze anzutreten. Hier aber machten die Bulgaren halt, und eine neue Stellungsfront entstand.

Falkenhayns Auffassung hatte zwar die erhoffte Wirkung: Bulgarien mußte sich, allmählich immer mehr ermattend und verärgert, noch drei Jahre hindurch an der Verteidigung der mazedonischen Front beteiligen. Aber die offene Wunde wurde allmählich zum fressenden Geschwür. Der Nebenkriegsschauplatz verbrauchte dauernd Kräfte. Die Entente verstärkte sich in Saloniki immer mehr. Ohne die mazedonische Bedrohung hätte Bulgarien einen starken Druck gegen Rumänien ausüben und es vielleicht von einem späteren Beitritt zur Entente abhalten können. Und schließlich war es die bulgarische Front in Mazedonien, die sich zuerst auflöste, damit die Südostbastion der belagerten Festung zum Einsturz brachte und die große Bresche schuf, durch welche die Entente fast kampflos ihren Einzug halten konnte.

Es war ein großer Glücksfall für die Entente, dieser Falkenhaynsche Entschluß, der ihr gestattete, wenigstens eines ihrer beiden Balkanunternehmen weiterzuführen. Denn das andere, der Angriff auf die Dardanellen, war nun nicht länger haltbar. Schon hatte es ungeheure Opfer an Menschen, Schiffen und Prestige gekostet. Nun hatte die Türkei einen Rückhalt gewonnen, der ihr in Kürze gestatten müßte, zum Angriff überzugehen und die schwergeprüften Landungstruppen der Feinde ins Ägäische Meer zu werfen. Schweren Herzens beschloß die Entente diesem äußersten Schlage zuvorzukommen. In zwei Abschnitten, in der Nacht vom 19. zum 20. Dezember 1915 und am 8. und 9. Januar 1916, räumten die Eindringlinge unter dem Schutze von Dunkelheit und Nebel die Gallipoli-Halbinsel. Damit hatte die aufopfernde Zähigkeit der türkischen Elitetruppen im Bunde mit ihren deutschen Führern und dank reicher deutscher Materialhilfe die lebengefährdende Bedrohung des Vierbundes abgewendet. Die Verbindung zwischen der östlichen und der westlichen Angreifergruppe würde auch weiterhin auf den nur sommers brauchbaren Umweg durch das Weiße Meer und auf die Fernfahrt durch Sibirien beschränkt bleiben.

Aber auch auf der mesopotamischen Front ward den Türken noch kurz vor Jahresschluß ein großer Erfolg beschieden. Die englisch-indische Angriffsarmee hatte in langsamem Vorarbeiten sich tigrisaufwärts gegen Bagdad geschoben. Hier trat ihr Ende November dicht südlich der Stadt das türkische Heer entgegen. Es wurde von Generalfeldmarschall v. d. Goltz geführt, dem mehr als siebzigjährigen ersten Generalgouverneur Belgiens, einem alten Freunde der

Türkei, dem das türkische Heer einen guten Teil seiner modernen Ausbildung verdankte. Er schlug die Engländer bei den Trümmern von Ktesiphon aufs Haupt und schloß Anfang Dezember das ganze Expeditionskorps in Kut el Amara ein. Hätte Falkenhayn jetzt die Entente gezwungen, auch das zweite Balkanunternehmen bei Saloniki in ähnlich schmachvoller Weise wie den Dardanellenangriff aufzugeben — ihr Ansehen im Orient wäre vernichtet worden, die politischen Folgen hätten unabsehbar sein können. So ungeheuer verantwortungsvoll, so unberechenbar sind im Kriege die Entschlüsse, die von der obersten Führung gefordert werden. Jahrelang noch fesselte das Saloniki-Unternehmen starke Kräfte der Entente, die sonst auf anderen Kriegsschauplätzen, vor allem an der Westfront uns entgegengetreten wären. Falkenhayn schien recht zu behalten. Und schließlich hat der Ausgang — Rumäniens Beitritt zur Entente, Bulgariens allmähliches Versagen und endlicher Zusammenbruch — dennoch seine Entscheidung als verderblich erwiesen.

Das große strategische Ziel des serbischen Feldzuges war erreicht: der böse Nachbar der Doppelmonarchie, der Brandstifter des Weltkrieges war militärisch vernichtet, sein Land in den Händen der Sieger. Und die Verbindung mit der Türkei war zu Lande und zu Wasser sichergestellt.

Leider hatte das serbische Abenteuer noch ein äußerlich glänzend verlaufendes, innerlich aber recht unerquickliches Nachspiel. Denn nun entstanden über die Fortführung des Krieges weitere ernste Meinungsverschiedenheiten zwischen Falkenhayn und dem österreichischen Armee-Oberkommando.

Conrad nahm eine Offensive aus Tirol nach Südosten in Aussicht, welche die ganze Nordostflanke der italienischen Front von den Venetianer Alpen bis zur Isonzomündung unhaltbar machen und dadurch Italien „gänzlich unschädlich" machen sollte. Zu diesem Unternehmen verlangte er die Teilnahme von 9 deutschen Divisionen.

Falkenhayn glaubte einer solchen Operation auch bei glücklichem Erfolge nicht die Wirkung zutrauen zu dürfen, daß sie den Krieg gegen Italien entscheiden könnte. Rom würde durch keine noch so schwere Niederlage im Nordosten des Landes gezwungen werden können, den Krieg aufzugeben. Das würde schon die Entente niemals zugeben, von der Italiens Versorgung abhängig war. Auch würde die Verlegung der Front von den Alpenhängen in die Poebene hinunter eine künftige Verteidigung aufs äußerste erschweren. Ohnehin glaubte er für solche rein österreichischen Zwecke der hart angespannten Westfront deutsche Kräfte nicht mehr entziehen zu dürfen. Er weigerte Unterstützung und riet überhaupt dringend ab. Im Jahre 1917 ist ein im Erfolge ganz ähnliches Unternehmen gegen Italien bekanntlich ausgeführt worden. Seine Auswirkungen haben Falkenhayns Auffassung, daß ein Sieg in Norditalien den Krieg gegen die Halbinsel nicht entscheiden könne, bestätigt.

Das K. u. K. A.O.K. fügte sich, erklärte aber nun, es betrachte den Balkanfeldzug noch nicht als abgeschlossen. Es beabsichtige Montenegro zu besetzen und italienische Streitkräfte, die mittlerweile in Albanien gelandet waren und Valona und Durazzo besetzt hatten, ins Meer zu werfen. Falkenhayn erhob keinen Widerspruch, warnte aber wiederholt und eindringlich, man solle nicht allzu starke österreichische Kräfte hier festlegen.

Somit schritt Österreich Anfang Januar 1916 zur Offensive gegen Montenegro, das zu Lande von drei Seiten angegriffen wurde, während die österreichisch-ungarische Flotte die Verbindung Montenegros mit der Außenwelt von der Seeseite her unterbrach. Nach kurzem Ringen wurden die montenegrinischen Truppen auf allen Angriffsfronten geworfen. Der Feldzug gipfelte in einer glänzenden Waffentat. Am Meerbusen von Cattaro, dicht über der gleichnamigen Stadt, steigt ein gewaltiges Felsmassiv empor, der Lovcen, der bisher für uneinnehmbar gegolten hatte. Ihn stürmten die Österreicher am 11. Januar.

Nun ging's auch mit Montenegro zu Ende. König Nikita bot die Kapitulation an, widerrief aber bald seine Zusage und entfloh aus seinem Lande. Am 26. Januar wurde die Unterwerfung vollzogen.

Dann gingen die Österreicher gegen die Italiener in Albanien vor, entrissen ihnen am 27. Januar Durazzo und rückten in Skutari ein. Unterstützt durch die albanischen Stämme zogen sie weiter nach Süden und besetzten die Vojusalinie. Valona aber erreichten sie nicht. Hier hielten sich die Italiener, und es entstand eine neue österreichisch-italienische Nebenfront, die viel wertvolle Kräfte dauernd fesselte.

Das unerquickliche Ergebnis dieses selbständigen österreichischen Vorstoßes aber war, daß zwischen Falkenhayn und Conrad eine dauernde Verstimmung zurückblieb. Die Folge war die, daß Conrad im Mai 1916 eine Offensive in Tirol unternahm, ohne diese Absicht überhaupt der deutschen O.H.L. zur Kenntnis zu geben, geschweige denn sich ihre Unterstützung zu sichern.

Dazu mußte er der österreichischen Ostfront Truppen entnehmen, die dann später beim Losbrechen der Brussilow-Offensive dort in verhängnisvoller Weise gefehlt haben. Conrad war sorgsam darauf bedacht, den Schein zu vermeiden, als sei Österreich-Ungarn der deutschen Heeresleitung irgendwie unterstellt. Er ordnete sich dem „ihm wesensfremden" Falkenhayn nur so lange unter, als die Monarchie in Bedrängnis war. Sowie sie ein wenig Luft bekam, ging er eigene Wege. „Sein Optimismus und seine mächtige seelische Schwungkraft, der vielleicht allzu wenig Erdenschwere anhaftete, ließen ihn dann leicht die seit den Lemberger Tagen von 1914 zurückgebliebene Schwäche des österreichischen Heeres vergessen, die der nüchterne Blick Falkenhayns nie aus den Augen verlor" (Volkmann).

6.

Der zweite Kriegswinter war hereingebrochen. Aber die Operationen waren nicht völlig zum Stillstand gekommen. Am 24. Dezember brach plötzlich ein russischer Vorstoß gegen die Südflanke der neuen Ostfront los. Er traf die deutsche Südarmee und die am äußersten rechten Flügel stehende K. u. K. 7. Armee Pflanzer-Baltin. Er wurde bis Mitte Januar 1916 hartnäckig fortgesetzt. Gegen die Südarmee blieb er völlig erfolglos; Pflanzer hatte Mühe sich zu behaupten. Er verfügte nicht über ausreichende Reserven. Die standen in Montenegro und Albanien ... Auch erwies sich die Widerstandskraft seiner Truppen als geschwächt. Immerhin gelang es ihm schließlich, den russischen Ansturm abzuweisen. Aber es war klar: völlig gebrochen war die russische Angriffskraft

noch nicht. Wenn Rußland den Winter gut ausnützte, um aus seinem unerschöpflichen Menschenvorrat seine ungeheuren Verluste auszugleichen, so würde man im kommenden Frühjahr mit neuen russischen Angriffen rechnen müssen.

Trotzdem: ein Rückblick auf den Verlauf des zweiten Kriegsjahres mußte alle Herzen in Deutschland und in den Ländern seiner Verbündeten mit hohem Stolz und gläubiger Hoffnung erfüllen. Unerschütterlich trotzte die Westfront der Riesenfestung allen Anstürmen. Die Ostfront war durch einen gewaltigen Ausfall, den eine beispiellose Kette strahlender Siege im äußeren Verlaufe zu einem großen Bewegungskrieg ausgestaltet zu haben schien, tief in Feindesland hinein verlegt, wirtschaftlich höchst wertvolle Gebiete in den Rayon einbezogen worden.

Der kleinere Ausfall im Südosten hatte zum Ausscheiden Serbiens und Montenegros aus der feindlichen Kampffront geführt. Die Türkei hatte das wichtige Bollwerk an den Meerengen behauptet, nicht minder die weit entlegenen Außenforts in Armenien und Mesopotamien. Der neue Bundesgenosse hatte sich bewährt, der neue Feind in fruchtlosen Anstürmen gegen die Südflanke der Festung bereits einen wertvollen Teil seiner Kraft verbraucht.

Der Weihnachtsbericht Falkenhayns an den Kaiser beweist, daß der Generalstabschef dieser glänzenden Außenseite der Lage gegenüber seine beste Eigenschaft bewahrte: die nüchterne, phrasenlose Klarheit seines Urteils. Er beweist vor allem, daß er sich über die Ziele unseres Hauptfeindes keinerlei Illusionen hingab. Er schreibt:

„Zwar ist es gelungen, auch die englische Feste schwer zu erschüttern — der beste Beweis dafür ist der bevorstehende Übergang zur allgemeinen Wehrpflicht. Er ist aber auch ein Beweis, zu weichen Opfern England fähig ist, um das erstrebte Ziel, die dauernde Ausschaltung des ihm am gefährlichsten scheinenden Nebenbuhlers zu erreichen. *Die Geschichte der Kämpfe Englands gegen die Niederlande, Spanien, Frankreich und Napoleon wiederholt sich.* Schonung hat *Deutschiand von diesem Gegner nicht zu erwarten*, solange ihm noch irgendeine Hoffnung bleibt, an das Ziei zu kommen. Ein Verständigungsversuch, der von Deutschland ausginge, würde den Kriegswillen Englands nur stärken, da er ihn entsprechend seiner eigenen Sinnesart für ein Zeichen des Nachlassens des deutschen Kriegswillens nehmen müßte.

England, in dem man gewohnt ist, Chancen nüchtern abzuwägen, kann kaum hoffen, uns mit rein miiitärischen Mitteln niederzuringen. Es stellt seine Sache offenbar auf den Ermattungskrieg. Die Zuversicht, durch ihn Deutschland auf die Schultern zu zwingen, haben wir nicht brechen können. Aus ihr schöpft der Feind die Kraft, weiter zu ringen und dazu seine Gruppe dauernd zusammenzupeitschen. Es gilt, ihm diese Zuversicht zu nehmen."

Aber eben dieser Wortlaut beweist doch auch, daß Falkenhayn sich des vollen furchtbaren Ernstes unserer Lage und der ganzen Unbeugsamkeit des Vernichtungswillens unserer Feinde nicht vollkommen bewußt war. Denn er schreibt über Frankreich, es sei „militärisch und wirtschaftlich — dies durch dauernde Entziehung der Kohlenfelder im Norden seines Landes — bis nahe an die Grenzen des Erträglichen geschwächt", und über Italien, es habe „zweifellos eingesehen, daß es auf Verwirklichung seiner Raubgelüste in absehbarer Zeit nicht rechnen kann, und würde deshalb wahrscheinlich froh sein, das Abenteuer auf irgendeine anständige Weise bald liquidieren zu können". Wie weit entfernte sich die optimistische Beurteilung der Verfassung unserer Feinde, trotz allen Bestrebens zu nüchterner Erkenntnis, noch immer von der Wirklichkeit!

Wohl hatten Frankreich und England bei ihren großen Angriffsschlachten im Spätwinter und im Herbst viel Blut lassen müssen. Aber beide Länder verfügten über Reserven, die Frankreich noch kaum angebrochen hatte, während sie für England so gut wie unerschöpflich waren. Als Bismarck nach dem Pariser Frieden Frankreich dadurch von seinen Revanchepläne ablenken zu können glaubte, daß er seinem kolonialen Ausdehnungsbedürfnis die Wege ebnete, hatte er wohl kaum geahnt, daß es dem Erdfeinde bei seinem Streben nach Kolonien kaum in erster Linie um wirtschaftliche, sondern vielmehr um militärische Erstarkung zu tun sei ... Was der Schoß der französischen Mutter herzugeben sich immer standhafter weigerte, das sollten die Kolonien liefern: Soldaten für den Rachefeldzug ... Nun wurde der „schwarze Franzose" in Massen zur See von Algier, Marokko, Madagaskar, von Tunis und Senegal, vom Sudan und vom Kongo herangeschafft, der „gelbe" von Cochinchina, Annam, Tongking ... Und England dachte gar nicht daran, auf den Versuch zu verzichten, uns „mit rein militärischen Mitteln niederzuringen. .." Wie konnte Falkenhayn das in dem Augenblick annehmen, wo er selber sich bewußt war, welch gewaltiges Opfer seiner grundlegenden Überlieferungen England durch seinen Übergang zur allgemeinen Wehrpflicht brachte?! —

Unmittelbar nach dem Verlöschen der Champagneschlacht hatten Engländer und Franzosen begonnen, ein gemeinschaftliches Angriffsunternehmen zu organisieren, das sich von seinen Vorgängern nur dadurch unterscheiden sollte, daß es die gesamte Angriffskraft der Verbündeten auf eine einzige Eindruchsstelle vereinigte, deren Breite die bisherigen Anstürme um das Doppelte übertreffen sollte — und durch eine letzte, schier übermenschliche Steigerung des Einsatzes an Kriegsmaschinen, Munition, Menschen. Für diesen Riesenplan sammelte die Entente mit ruhiger Gelassenheit unerhörte Massen von Kriegsmaterial, derweil in England Division um Division aufgestellt, ausgebildet und nach Frankreich hinübergeschafft wurde. Die Feinde hatten Zeit: sie hatten zu essen! Und derweil schmeichelte sich Falkenhayn mit dem Wahn, „daß der Krieg mit eigenen Kräften auf dem europäischen Festland für England im Grunde eine Nebenhandlung sei", da „seine eigentlichen Waffen hier die französischen, russischen und italienischen Heere seien"!

Wieder einmal erkennen wir hier den alten deutschen Fehler: die Unterschätzung des Feindes ... Noch immer hatte unsere oberste Führung den Gegner, den sie selber den „Erzfeind" nannte und höchst gewichtig einzuschätzen glaubte, in seiner rücksichtslosen, brutalen Größe noch nicht annähernd durchschaut.

Aber auch Rußland, dessen Angriffskraft Falkenhayn allerdings mit Recht für so gebrochen einschätzte, daß sie „in annähernd der alten Stärke nicht wieder aufleben könne", war nach allen Enttäuschungen, die es seinen Verbündeten bereitet hatte, aus ihren Berechnungen noch keineswegs ausgeschaltet. Wohl kündete, nach Falkenhayns Meinung, schon damals „fernes, aber klar erkennbares Wetterleuchten die Gewitterstürme der über das Zarenreich heraufziehenden Revolution an" — aber bis zum Ausbruch dieses Unwetters sollte noch mehr denn ein Jahr vergehen. Noch war das Zarenreich und war sein Herrscher fest in den Händen der Kriegspartei — und diese wieder in den Händen der Entente. Noch Ströme Blutes sollte das russische Volk für die Interessen

seiner Verbündeten lassen müssen, bevor es die Fessel sprengte, die es an das System der Autokratie — aber auch an alles band, was ihm an Kulturerrungenschaften überhaupt zuteil geworden war. In Rußland stand hinter dem Umsturz nicht die Freiheit, sondern das Chaos, das Nihil.

Einstweilen freilich traf die Kriegsleitung des Zaren ebenso energische Vorbereitungen für den großen Generalsturm wie ihre westlichen Bundesgenossen. Sie lagen in den Händen des Generals Brussilow. Er hatte den Auftrag, unter allen Umständen und mit jedem Opfer an Blut und Material einen kriegerischen Erfolg zu erzwingen. Die Kriegspartei wußte: sie brauchte diesen Erfolg. Blieb er auch im kommenden Jahr aus — dann freilich war es fraglich, ob man der Mächte der Tiefe noch lange würde Herr bleiben können.

Während so die Beurteilung der Lage unserer westlichen wie östlichen Feinde durch unsere O.H.L. trotz ihres unverkennbaren Strebens nach Vermeidung jeder Selbsttäuschung die Dinge doch noch in einem für uns zu rosigen Lichte erblickte, durchschaute sie die Haltung Rumäniens, des noch neutralen, durch seine zurzeit recht freundliche Maske hindurch bis auf den Grund. Die schlauen Rumänen wußten ganz genau, was die Mittelmächte bisher verhindert hatte, ihnen zu Leibe zu gehen. Es war die mit jedem Tage wachsende Not um Getreide, Futter, Petroleum. Mit diesem seinem kostbaren Besitz war Rumänien lange Zeit hindurch sehr zurückhaltend gewesen, bis die großen Entscheidungen an der Ostfront und in Serbien den Mittelmächten das Übergewicht der Stunde gesichert hatten. Seitdem hatte Rumäniens Zugeknöpftheit sich in eitel Wohlwollen aufgelöst, und der Korn- und Erdölstrom floß reichlich wie nie zuvor. Schon ein Ultimatum, geschweige denn ein Krieg würde den Zufluß dieser lebenswichtigen Kriegsmittel zum Versiegen gebracht haben. Rumänien war sonach des Wohlwollens der Mittelmächte sicher, auch ohne daß es nötig hatte, sich für sie zu entscheiden. Aber der Entschluß, die Dinge in Rumänien vorläufig in der Schwebe zu lassen und diese Entscheidung nicht jetzt schon im Winter, im unmittelbaren Anschluß an die russischen und serbischen Niederlagen, zu fordern, ist der O.H.L. nicht leicht gefallen. Und es läßt sich immerhin bezweifeln, ob sie richtig war. Jedenfalls brachte die Ungeklärtheit der Lage auf dem Balkan, sowohl hinsichtlich der Haltung Rumäniens, als in bezug auf Saloniki, ein starkes Moment der Unsicherheit in die Aussichten für 1916.

Dem deutschen Volk in seiner Gesamtheit ist der ganze grimmige Ernst seiner Lage um die Jahreswende 1915 auf 16 auch nicht entfernt zum Bewußtsein gekommen. Es hatte das ganze Jahr hindurch nichts anderes erlebt und erfahren als eine unabsehbare Kette von Siegen in Abwehr und Angriff — von Siegen so stolzen Ruhmes, daß an ihnen gemessen alle Kriegszüge der Vergangenheit als harmlose Spaziergänge erschienen. Ein Blick auf die Kriegskarte lehrte: wir standen auf allen Fronten tief in Feindesland — bis auf zwei schmale Streifen deutschen Gebietes an der elsässischen und lothringischen Grenze und der österreichischen im Osten Galiziens. Die Armeen waren guten Mutes, geschwellt von Siegesstolz und Überlegenheitsgefühl und durchdrungen vom Bewußtsein, dies Grauen des Krieges, das sie nun so gründlich kannten, von den Grenzen der Heimat hinweg in ferne Länder gescheucht zu haben. Im Schmuck unserer mit Herzblut verdienten Eisernen Kreuze fühlten wir uns als des Vaterlandes

treueste Söhne und durch alle Dienstgrade noch immer als ein einzig Volk von Brüdern. Daheim war der Ernährungszustand und die Teuerung erträglich. Die Kriegsanleihen brachten einen für damalige Begriffe kaum faßbaren Milliardenstrom und lieferten den Beweis, daß das Vertrauen des Besitzes, auch des kleinen und kleinsten, sich freudig an das militärische und politische Schicksal des Vaterlandes kettete. Wohl lagen alle Lazarette der Front wie der Heimat voller Verwundeter, wohl hatte schon damals fast auf jede Familie sich schwere Trauer um nähere oder entferntere Angehörige gesenkt, die irgendwo in weiter Ferne den Männertod gefunden hatten. Aber diese Opfer wurden still und ernst getragen als bittere, doch unentrinnbare Notwendigkeit, als Aussaat künftiger Ernten, unfehlbarer Wiedergeburt der Nation. Es war noch immer, in Schmerz und Stolz, eine Lust zu leben.

Viertes Kapitel

Ereignisse im Osten und Westen

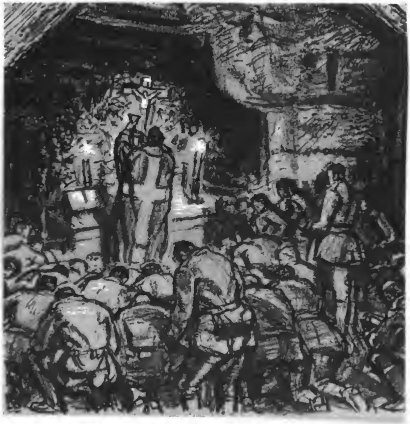
1.

Was konnte, was sollte nun werden?

Im Osten richtete Hindenburg unter Ludendorffs tatkräftiger Leitung die Verwaltung des ihm unterstehenden Gebietes ein. Hier entstanden die Verwaltungsbezirke Kurland, Litauen, Suwalki, Wilna, Grodno und Bialystok. Das kriegsverheerte Land wurde in Pflege genommen. Eine Arbeit voller Opfer und treuer Pflichterfüllung begann. Die vielgeschmähte Etappe, heute als eine Stätte der Trägheit, Schlemmerei und Ausschweifung verleumdet, war in Wahrheit der Sitz einer unermüdlichen, gewissenhaften Fürsorgetätigkeit. Die militärischen und zivilen Dienstbehörden, die sich hier in fremdem Lande, unter teilweise unbeschreiblich primitiven Verhältnissen einrichten mußten, haben ein Kulturwerk ersten Ranges verrichtet. Daß der Frontsoldat die bescheidene Andeutung heimatlichen Behagens, welche die Etappenformationen sich auf die Dauer verschaffen konnten, als einen neiderregenden Gegensatz zu seinem eigenen, viel opfervolleren Dasein empfand, war menschlich.

An das Verwaltungsgebiet Oberost schloß sich im Süden das Generalgouvernement Warschau an. Den Südteil des eroberten Gebietes hatte Österreich für seine Verwaltung beansprucht und ein Generalgouvernement Lublin errichtet. Die deutschen Wünsche nach Vereinigung beider Generalgouvernements und Herstellung einer einheitlichen Verwaltung stießen auf energische Ablehnung seitens der Doppelmonarchie. Endlose Reibungen waren die Folge.

Auch an der Front, die das Gebiet emsiger Aufbautätigkeit säumte, trat keineswegs die erhoffte Ruhe ein, ohne daß man bestimmte Absichten der russischen Führung erkennen konnte. Überläufer meldeten, daß die zurückgezogenen russischen Divisionen mit eiserner Strenge in Zucht und Drill genommen würden. Der gewaltige Umfang der russischen Angriffsvorbereitungen ist, wie



Hindenburg selber zugibt, trotzdem nicht erkannt worden. Aber für gesichert hielt er die Lage im Osten keineswegs.

Ludendorff erklärt: „Die Kriegsentscheidung lag im Westen, in Frankreich. Hier konnten wir stark genug nur auftreten, wenn vorher der Russe niedergeworfen war." Daß aber Oberost diese Auffassung im Großen Hauptquartier geltend zu machen versucht und gegen die geplante Rückverlegung des Schwerpunktes nach dem Westen Einspruch getan habe, ist aus der Literatur nicht ersichtlich.

Dennoch erkennt heute der rückschauende Blick, daß es nun schon besser gewesen wäre, die Rechnung mit Rußland erst völlig zu begleichen, ehe man neue große Unternehmungen im Westen einleitete. Die Rückendeckung im

Osten war noch keineswegs sichergestellt. Den Schlüssel für den Grund der Verkennung der Lage gibt Falkenhayn, wenn er bemerkt: der Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Front im Sommer 1916 vor einem für die Verhältnisse des Ostkriegsschauplatzes sicher nicht überlegenen Gegner sei ein Ereignis gewesen, das nicht vorhergesehen wurde und nicht vorhergesehen werden konnte. Mit anderen Worten: der Russe war unterschätzt, der Bundesgenosse in seiner jetzigen Verfassung nicht gering genug eingeschätzt worden.

Das waren die Grundlagen, auf denen sich Falkenhayns Plan zu einem Ausfall im Westen aufbaute. Ein einfaches Verharren in der Defensive schien ihm den Absichten des Gegners entgegenzukommen. Ein Unternehmen gegen den englischen Teil der Westfront schien ihm undurchführbar, weil in Flandern Witterung und Bodenbeschaffenheit weitzielende Unternehmungen bis in die Mitte des Frühlings verboten. Übrigens hielt er einen Vorstoß gegen die Engländer auch schon deshalb für verfehlt, weil diese selbst im allergünstigsten Falle ihrer völligen Verdrängung vom Festland ihren Kriegswillen schwerlich aufgeben würden. . .

Es sei nötig, Frankreich in einer Weise zu treffen, die ihm vor Augen führe, daß es militärisch nichts mehr zu hoffen habe. Damit werde England „sein bestes Schwert aus der Hand geschlagen".

Wie gründlich Falkenhayn aber die Kraft der französischen Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit unterschätzte, das geht aus der Begründung hervor, mit der er seinem Obersten Kriegsherrn die Wahl der Angriffsstelle und das Ziel des Ausfalles empfehlen zu sollen glaubte. Wir müssen, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, von vornherein darauf hinweisen, daß das Unternehmen gegen Verdun grundsätzlich nicht als Durchbruchsversuch mit großen strategischen Zielen geplant und angelegt war. So gering bewertete er Frankreichs Widerstandskraft, daß er sie schon durch einen Vorstoß im Stile seiner Gesamtkriegführung, also durch ein Unternehmen „mit begrenzten Zielen", zum Zusammenbruch bringen zu können wähnte!

In seinem Weihnachtsbericht an den Kaiser schrieb er:

„Das zweifelhafte und über unsere Kraft gehende Mittel des Massendurchbruchs ist dazu nicht nötig. Auch mit beschränkten Kräften kann dem Zweck voraussichtlich Genüge getan werden. Hinter dem französischen Abschnitt der Westfront gibt es in Reichweite Ziele, für deren Behauptung die französische Führung gezwungen ist, den letzten Mann einzusetzen. Tut sie es, so werden Frankreichs Kräfte verbluten, da es ein Ausweichen nicht gibt, gleichgültig, ob wir das Ziel selbst erreichen oder nicht. Tut sie es nicht und fällt das Ziel in unsere Hände, dann wird die moralische Wirkung in Frankreich ungeheuer sein. Deutschland wird nicht gezwungen sein, sich für die räumlich eng begrenzte Operation so zu verausgaben, daß alle anderen Fronten bedenklich entblößt werden."

Ein solches Ziel sei Verdun — dort lägen die französischen Linien noch immer knapp 20 Kilometer von den deutschen Bahnverbindungen entfernt und bildeten eine ständige Bedrohung. Diese gelte es zu beseitigen.

Mehr hat Falkenhayn also jedenfalls bei der Anlage der Operation ursprünglich nicht beabsichtigt. Der „Kritiker des Weltkrieges" ist nicht ganz im Recht, wenn er Falkenhayn vorwirft, die nachträgliche Darstellung seiner Absichten habe „aus der Not des Mißerfolges die Tugend des Bescheidens" gemacht.

Tatsächlich habe die O.H.L. mit dem Angriff auf Verdun die strategische Entscheidung gewollt und wollen müssen. Der Weihnachtsbericht liefert den Gegenbeweis. Die großen strategischen Gesichtspunkte, die Hauptmann Ritter Falkenhayn unterschiebt, hat er tatsächlich gar nicht gehabt. Er wußte nur zu genau, daß ihm zu einem Vorgehen, das den Eckpfeiler der französischen Ostfront zerschmettert hätte, um diese dann zum Einsturz zu bringen und den neuen Bewegungskrieg herbeiführen, die erforderlichen Kräfte nicht entfernt zur Verfügung standen. Er war sich bewußt, daß die vorhandenen siebzehn bis achtzehn Divisionen nicht einmal zur Durchführung eines rein örtlichen Vorstoßes auf beiden Maasufern ausreichten. So setzte er den Angriff zunächst nur auf dem rechten Maasufer an. Und selbst für diesen haben sie sich als zu schwach erwiesen...

Aber auch das muß hervorgehoben werden: als die Anfangserfolge der Verdun-Offensive bis zum Douaumontsturm Falkenhayns kühnste Erwartungen übertrafen, hat er durch die Form seiner Berichte den Eindruck aufkommen lassen, als strebe er weit größere Ziele an und sei gewiß, sie erreichen zu können. Später hat er sich dann auf die Bescheidung seiner ursprünglichen Absichten zurückziehen müssen. Er hat in der Öffentlichkeit Hoffnungen erweckt, die später einer um so tieferen Enttäuschung weichen mußten.

So fußte die Tragödie von Verdun auf unhaltbaren Voraussetzungen. Es war ein Wahn, wenn Falkenhayn annahm, ein rein örtlicher Erfolg, der ihm im glücklichsten Falle den Besitz von Verdun brächte, würde Frankreichs Kriegswillen zerschmettern. Und mehr als diesen rein örtlichen Erfolg hat er bewiesenermaßen gar nicht angestrebt und nach Maßgabe der vorhandenen Kräfte nicht anstreben können.

Aber selbst die Schwierigkeiten der Erreichung dieses begrenzten Zieles hat er um ein Vielfaches unterschätzt. Und das erscheint dem Mitkämpfer jenes Angriffs einfach unbegreiflich.

Wenn auch die Erfolge unserer schwersten Artillerie vor allen bis zur Stunde niedergezwungenen Festungen die Erwartung rechtfertigten, es werde gelingen, die Panzerforts, die Verdun umgaben, zu zerschmettern — ein Blick auf die Karte des Festungsgeländes, eine Schau von der Côte de Romagne nach dem Wavrille hinüber hätte ihn belehren müssen, daß Verdun von einem Gürtel natürlicher Befestigungen umpanzert war, weit schrecklicher und unüberwindlicher als die in ihm verstreuten Festungswerke „alten“ Stils. Jede Fliegerphotographie wies nach, daß die Franzosen diese beispiellose Gunst des Geländes längst ausgenutzt hatten, indem sie diese hintereinander aufgerichteten Ketten von Hügeln und Kuppen, diese tief eingeschnittenen Täler, die sie trennten, mit einem unübersehbaren Gewirr von Feldbefestigungen von der simplen Grabenzeile bis zum vielgegliederten Erdwerk überzogen hatten, zwischen dessen zahllosen Stützpunkten sich zwanzig und dreißig Meter breite Drahthindernisse aufstachelten. Diese tiefgestaffelte Zone des Widerstandes für die Infanterie sturmreif zu machen, dazu hätte es noch ganz anderer Massen schwerer und schwerster Artillerie, eines Vielfachen des Munitionseinsatzes bedurft, den er angesammelt hatte. Und schließlich hätten zum Vorstoß ganz andere Reservemassen zur Verfügung stehen müssen als die paar Divisionen, die er für die Riesenaufgabe für ausreichend hielt. Die verstärkte Kronprinzenarmee stand

vor einem unfehlbaren furchtbaren Mißerfolg, als sie am 21. Februar wohl ausgeruht und in einer untadeligen Haltung wie auf dem Exerzierplatze nach kurzem Vorbereitungsfeuer aus der Linie Consenvoye-Azannes zum Sturme antrat.

Unbegreiflich war's, daß der Franzose nicht besser gerüstet war. Die fürchterliche Witterung, die uns nach dem auf den 7. Februar geplanten Angriffstermin zwei ganze Wochen hindurch zu täglichem Aufschube gezwungen hatte, mußte dem Verteidiger Gelegenheit gegeben haben, zu erkennen, was sich vorbereitete. Zudem scheint er schon Ende Januar „durch eine unbedachte Äußerung in gesellschaftlichen Kreisen Berlins" (!! Falkenhayn, S. 188) Kenntnis von unserem Plane gehabt zu haben und hat sie bestimmt einige Tage vor dem Losbruch durch elsässische Überläufer erlangt. Und trotzdem: unser Anlauf überraschte den Feind. Er wehrte sich verzweifelt. Unsere Bataillone kamen zwar mächtig vorwärts, verbluteten sich aber im Anlauf mit entsetzlicher Schnelligkeit und mußten nach je einem Tage als Trümmerhaufen durch die nachrückenden Staffeln abgelöst werden. Trotzdem standen wir am Abend des 24. auf der Linie Haumont-Beaumont-Ornes, und am Abend des 25. fiel das Eckfort Douaumont in die Hände des 24. brandenburgischen Infanterieregiments. Aber der eigentliche Träger der Verteidigung in diesem Abschnitt, das unscheinbare Dorf Douaumont, war in eine Festung verwandelt und trotzte noch eine ganze Woche lang jedem Ansturm. Gleichzeitig kam der Nebenangriff, der sich auch aus der Woëvre-Ebene von Combres bis Ornes an den Rand der Côte herangearbeitet hatte, auf der ganzen Linie ins Stocken.

Wir wissen heute, daß der unerwartete Anfangserfolg, den der beispiellose Vorwärtsdrang unserer Truppen und ihr aller fürchterlichen Verluste spottender Opfermut einem völlig ungenügend unterbauten Unternehmen erkämpft hatte, die Franzosen bis dicht an den Rand einer Panik erschüttert hat. Am 24. Februar hatten der französische Armeeführer und der Gouverneur von Verdun den Generalissimus Joffre um Erlaubnis gebeten, das rechte Maasufer zu räumen, um die Trümmer der dort fechtenden Truppen vor völliger Vernichtung zu retten. Aber zum zweiten Male bewies Joffre eine bewundernswürdige Unerschütterlichkeit. Er riß das „eiserne" 20. Korps heran und warf es in die Front. Zwar fiel am 2. März noch das waffenstarrende Dorf Douaumont, nachdem eine nun endlich einsetzende schwere Beschießung es in einen Schutthaufen verwandelt hatte. Am 8. März gelangte auch das Fort Vaux für einige Stunden in deutsche Hände — aber seine Erstürmer wurden kurz darauf vernichtet. Und damit war die Angriffskraft der Kronprinzenarmee erschöpft.

2.

Und nun begann es sich furchtbar zu rächen, daß Falkenhayn den Vorstoß nur auf dem rechten Maasufer angesetzt hatte.

Hinter dem Marre-Rücken hatte der Feind starke Artillerie herangeführt. Von dort aus nahm er die mit unendlichen Blutopfern erkämpften deutschen Linien unter ein verheerendes Flankenfeuer. Wurde diese Störung nicht beseitigt, so war die neue Front unhaltbar, an einen Fortgang des Angriffs nicht zu denken.

Schon erwog Falkenhayn die Einstellung der Operation. Sie hätte durch Verzicht auf alles erkämpfte Gelände eingeleitet werden müssen. Und eine Wiederaufnahme der Offensive, will sagen ein Ausfall an anderer Stelle, hätte erst nach Wochen unternommen werden können, wenn die vor Verdun eingesetzte Artillerie an die neue Ausbruchsstelle verlegt war. Jedenfalls hatte der Angriff auf Verdun den größten Teil der französischen Reserven der ganzen Westfront auf sich gezogen. Das Ausbleiben feindlicher Entlastungsstöße auf anderen Frontabschnitten, auf die man deutscherseits gefaßt gewesen war, bewies das unwiderleglich. Die Franzosen hatten sogar einen ganzen Abschnitt ihrer Stellung bei Arras den Engländern überlassen müssen. Aus diesen Gründen entschloß sich der Generalstabschef, nun endlich auch auf dem westlichen (linken) Maasufer anzugreifen.

Aber jetzt war es zu spät geworden. Als am 6. März schleunigst herangeworfene neue Divisionen auch auf der Westseite angriffen, trafen sie — wie zu erwarten gewesen war — auf erbitterten Widerstand und konnten sich in den Monaten März und April nur langsam Schritt für Schritt unter wilden Kämpfen und grausamen Verlusten vorwärts arbeiten. Am 9. April wurde die südliche Kuppe der Doppelhöhe des „Toten Mannes" besetzt. Nun standen die Fronten an beiden Maasufern auf gleicher Höhe. Aber welch ungeheuerliche Opfer auf beiden Seiten hatte die „Hölle von Verdun" schon jetzt gefordert!

Auch jetzt konnte sich Falkenhayn zur Einstellung des Angriffs nicht entschließen. Selbst dann nicht, als am 7. Mai der Hauptteil der Höhe 304 westlich des Toten Mannes besetzt wurde und damit im Westabschnitt eine vorübergehende Pause einzutreten schien. Er war der Auffassung, daß die Operationen sich „den Absichten entsprechend entwickelten, die ihrer Einleitung zugrunde gelegen hatten".

Diese Annahme gründete sich auf die Feststellung, daß die Verluste der Franzosen sich zu den deutschen verhielten wie 5 zu 2.

Ungeachtet des ungeheuerlichen Verbrauchs an Menschen und an Material wütete der mörderische Kampf Tag und Nacht hindurch weiter.

Mitte Mai setzte ein großer Gegenangriff der Franzosen ein. Er stieß bis zum Douaumont vor und brachte am 23. Teile dieser Trümmerstätte in französische Hände. Aber in mörderischem Ringen wurden die Eingedrungenen am 24. und 25. Mai wieder hinausgeworfen, das eroberte Gelände zurückgewonnen.

Inzwischen machte sich auf anderen Frontabschnitten eine erhöhte Tätigkeit des Feindes bemerkbar, vor allem im englischen Frontteil, dem dauernd aus der Heimat Verstärkungen zuströmten: die neuen Kitchener-Divisionen, die ersten Ergebnisse der im Januar von den englischen Parlamenten genehmigten allgemeinen Wehrpflicht — vor allem im Sommegebiet. Um die Franzosen zu verhindern, sich an dem offenbar seit langem geplanten Gewaltstoß mit starken Kräften zu beteiligen, war ein neuer Erfolg vor Verdun erforderlich.

Kurz nach dem abgewiesenen französischen Großangriff auf den Douaumont begann Ende Mai ein allgemeiner deutscher Vorstoß auf beiden Maasufern. Links führte er zur Einnahme der Cumières-Stellungen östlich des Toten Mannes, auf dem rechten Ufer brachte er das Fort Vaux und am 23. Juni auch

den größten Teil des schwerbefestigten Dorfes Fleury und das Fort Thiaumont in deutsche Hände. Französische Gegenstöße wüteten heran, wurden aber abgewiesen. Ein neues großes Angriffsunternehmen gegen den nächsten Bergrücken, der die innere Befestigungslinie trug, wurde geplant.

Das fürchterliche Ringen war auf seinem Höhepunkt angelangt. Mit vollem Bewußtsein warf die deutsche Heeresleitung Division um Division in die gräßlichen Kämpfe, in der Hoffnung, die französische Kraft werde jedenfalls doch noch früher als die eigene erlahmen. Sie merkte nicht oder wollte nicht merken, daß die Haufen zerriebener, von Entbehrungen und grenzenlosen Leiden ausgemergelter Menschen, die sie aus der „Hölle" zurückziehen konnte, nicht mehr die stolzen, gläubigen, unerschütterlichen Soldaten waren, die sie hineingeschickt hatte. Wer von Verdun zurückkam, der war im Tiefsten seines Wesens verändert. Er hatte das Antlitz der Meduse gesehen — er kannte, und wäre er der Beherzteste gewesen, den niemals ein Hauch von Feigheit angewandelt — er kannte das Grauen ... Im zähneknirschenden Kampfe Mann gegen Mann, im Wirbel der Geschosse, in der scheußlichen Wüste der Granattrichter, im fahlen Strudel der Gaswolken hatte sich sein Wesen verändert — hatte er den Glauben an einen Sinn des Erdendaseins verloren. Von Stund' an war ihm der Kampf nicht mehr stolz getragene, ruhmvolle Pflicht — sondern eine unwürdige, wahnwitzige Marter. Noch liebte, noch ehrte er den Vorgesetzten, der sie mit ihm teilte. Aber in den hohen Stäben, die hinten weit in der Telephonzelle sein Schicksal verfügten, begann er seine Feinde, seine Peiniger zu erblicken. Und kam er vollends in die Etappe, so wurde der pflichtgetreue Mann, der ihn mit Munition und Nahrung zu versorgen nach Kräften bemüht war, der Verwaltungsbeamte, der sicher und trocken am Schreibtisch saß, der Kommandierende General in seiner Villa oder seinem Schlosse zu einem elenden Drückeberger, Prasser und Ausbeuter. Und erst die Heimat ...

Und derweil so vor Verdun das Übermaß der Leiden und Qualen den ersten Keim der Erschlaffung und Empörung in die Seelen der Kämpfer auf beiden Seiten senkte, hatten sich draußen, auf fernen Frontabschnitten, schon andere Ereignisse entwickelt, die das erfreuliche, das stolze Bild, das die Lage der Eingeschlossenen noch zur Jahreswende dem oberflächlichen Betrachter geboten hatte, jählings wandeln sollten.

3.

Nicht der westliche Verbündete hatte sich bisher zu einem Versuch aufgerafft, die Bedrängung der Franzosen vor Verdun zu lindern. Der Russe hatte es getan. Er mußte. Er war ja doch der bezahlte Soldknecht, der seine Milliarden bekommen hatte.

Kaum waren die unzählbaren Menschenmassen, welche die zarische Heeresleitung aus ihrem großen Reservoir herausgepumpt hatte, von schlecht ausgebildeten „Offizieren" halbwegs für das Gröbste des Kriegshandwerks abgerichtet worden, da wurden sie auch schon in dicken, regellosen Haufen zur Schlachtbank getrieben. Am 18. März brach die russische Entlastungsoffensive gegen die deutschen Stellungen beiderseits des Narocz-Sees östlich Wilna los. Ein Neben-

angriff fand nördlich des Sees bei Postawy statt, ein zweiter am 21. März bei Riga und bei Jakobstadt. Alle diese Angriffe waren durch ein Trommelfeuer in durchaus „westlichem" Umfange vorbereitet worden. Vergebens. Die deutschen Stellungen waren gründlich ausgebaut, die Verteidiger durchdrungen vom Gefühl ihrer unbedingten Überlegenheit über den Russen. Vor allen Angriffsfronten sanken die folgsam, doch unbehilflich sich heranwälzenden braunen Kolonnen wie reife Ernte vor dem Sichelschnitt. Stutzten sie, so legte die eigene Artillerie Sperrfeuer hinter ihren Rücken, und vorn und hinten vom gleichen Schicksal bedroht patschten die unseligen Horden der jungen Rekruten aus allen den unermeßlichen Ebenen des russischen Bauernlandes durch die frühlingsgeschwellten Moräste der sumpfigen Niederungen in das sichere Verderben.

Nur an wenigen Stellen vermochte die formlose Leiberwoge die vordersten Stellungen hinwegzuschwemmen. Der harte Wille der kriegegestählten, größtenteils in reifen Mannesjahren stehenden Verteidiger dämmte sie ab, preßte sie zurück. Überall erstickte die Offensive, nach den Worten der Hindenburgischen Meldung, „in Blut und Sumpf". Ende April waren die letzten Reste der unbedeutenden Geländegewinne den Angreifern wieder entrissen. 150 000 Mann an vorwiegend blutigen Verlusten waren für die Russen der Preis des strategisch zweck- und aussichtslosen und taktisch stumpfsinnigen Ansturms.

Die Annahme der deutschen O.H.L., daß die russische Schlagkraft endgültig gelähmt sei, schien sich bewahrheiten zu wollen. Durchgreifende Erfolge des Feindes an der Ostfront lagen von jetzt an scheinbar außerhalb jeder Möglichkeit.

Und doch sollte diese Zuversicht eine herbe Enttäuschung erfahren — sollte im Osten ein furchtbarer Rückschlag kommen.

Vergebens hatte die deutsche O.H.L. den Generalstabschef der österreichisch-ungarischen Armee vor dem Wagnis einer Offensive gegen Italien gewarnt. Conrad mochte den Augenblick, mit Italien abrechnen zu können, dieweil die „lateinische Schwesternation" vor Verdun schwer verstrickt war, sich nicht entgehen lassen. „Eine besondere Lockung bot wohl noch die Aussicht, dabei ganz mit eigenen Mitteln ohne den als Bevormundung empfundenen deutschen Rat arbeiten zu können" (Falkenhayn). Die dringend empfohlene Sicherstellung des österreichischen Abschnitts der Ostfront hatte Conrad in fast frevelhafter Weise außer acht gelassen.

Schon seit sechs Wochen stand die Blüte der österreichisch-ungarischen Heere vorwärts Trient in den verschneiten Alpentälern längs der Gebirgsfront vom Etsch- bis zum Suganertale sturmbereit. Die deutsche O.H.L. hatte von diesem Plane nur „gerüchtweise" erfahren. Erst am 14. Mai erhielt sie eine amtliche Mitteilung des K. u. K. A.O.K., und am folgenden Tage brach bereits der Angriff los. In heftigem Ansturm warf er die Italiener aus ihren Stellungen auf Tiroler Gebiet über die Grenze. Nun aber verfing sich der Angriff in der Linie der Felsenforts, die den Eintritt in die venetische Tiefebene sperrten. Dem Zentrum gelang im Astachtale noch ein Durchbruch: Arsiero und Asiago wurden am 30. Mai besetzt. Der rechte Flügel im Etschtal aber war überhaupt nicht vorwärts gekommen, der linke im Brentatale kam über die Höhe von Strigno nicht hinaus. Nun ergingen Hilferufe an die deutsche O.H.L.

Die Italiener hatten genügend Reserven zur Verfügung, die jetzt den ermattenden Österreichern entgegengeworfen wurden. Die Offensive hatte sich endgültig festgelaufen. Nun erntete Conrad die Früchte seiner „Extratour" (Ritter). Zur Fortsetzung des Vorstoßes fehlte die Kraft. Ein Ausharren in der erkämpften „Keilstellung" war unmöglich. Ja, es war sogar fraglich, ob nicht die Isonzofront bereits zu stark geschwächt sei.

In diesem beklommenen Augenblick begann die große Generaloffensive der **Entente**. Ihr erster Stoß traf den entblößten Punkt: den österreichischen Teil der Ostfront.

4.

In zäher, solider Arbeit hatte Falkenhayn, seit ihn der Wille des Obersten Kriegsherrn an die Spitze der deutschen Heeresleitung berufen hatte, den Grundgedanken seines Feldzugsplanes in die Wirklichkeit übersetzt. Er hatte bewußt auf die Herbeiführung einer schnellen Entscheidung durch gewaltige, geballte Schläge verzichtet, sich auf eine lange Kriegsdauer eingerichtet und sich bemüht, die deutsche Front der Mittelmächte gegen jeden Durchbruchsversuch abzusteifen und durch Teilausfälle mit begrenztem Ziele den Angriffswillen der Feinde nach Möglichkeit zu lähmen. Der große Feldzug gegen Rußland war unter seinen Händen zum riesigen Ausfallmanöver geworden, das nicht einmal sein beschränktes Ziel, die Einkesselung der Angriffsbastion um Warschau, erreicht hatte. Der Ausfall gegen Serbien hatte die Verbindung der Hauptfestung mit dem türkischen Außenwerk hergestellt, war aber vor der griechischen Grenze freiwillig stehengeblieben. Nun sollte sich zeigen, daß auch der sehr bescheiden bemessene Hauptzweck seiner ganzen Kriegführung — die Herstellung einer allerwärts widerstandsfähigen Verteidigungsfront — durch die selbständige Ausfallunternehmung des österreichischen Verbündeten vereitelt worden war.

Die Entente hatte mit großer Gelassenheit die Eröffnung ihres Generalangriffs auf allen Fronten bis in die Zeit verschoben, da die englische Armee alle jene Nachschübe erhalten haben würde, welche die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ihr bringen sollte: nämlich auf die Jahresmitte. Falkenhayns Ausfall gegen Verdun hatte, so verfehlt er vom Standpunkte der Gesamtlage der Verteidigung auch sein mochte, doch unzweifelhaft nach zwei Seiten eine günstige Wirkung gehabt: Zunächst hatte er die Angriffsvorbereitungen der Westmächte insofern durchkreuzt, als er diese gezwungen hatte, den Großteil der französischen Heereskraft von der für den gemeinsamen Durchbruch ausgewählten Stelle an der Somme wegzunehmen und vor Verdun in Abwehr und Gegenangriff einem ungeahnt starken Verschleiß auszusetzen. Dann hatte er den Verbündeten im Osten gezwungen, zunächst in der Märzoffensive am Narocz-See große Teile seiner improvisierten Neuformationen in noch völlig unfertigem Zustande zu verbrauchen.

Nun hatte Conrads Vorstoß in Italien eine ähnliche, völlig unbeabsichtigte Wirkung: die russische Offensive auf der ganzen Ostfront wurde einen Monat vor der westlichen entfesselt. Die große Gewaltaktion, welche die Entente für die Mitte des Jahres 1916 entworfen hatte, „klappte nicht", sondern „verkleckerte" in einer Reihe von Teilstößen.



Die Hölle von Verdun

Den russischen Anteil an diesem Doppelstoß von Osten und Westen zu leiten, war, wie wir wissen, dem General Brussilow beschieden, der sich schon im Vorjahr als rücksichts- und schonungsloser Draufgänger bewährt hatte. Auch er bereitete sich zu einem Generalangriff auf der ganzen Ostfront für den 1. Juli vor. Er wollte zusammen mit dem Sommesturm der Westmächte losschlagen.

Nun aber geschah etwas, das für Brussilow und seine Verbündeten genau so überraschend und verblüffend kam, wie für die Heeresleitungen der Mittelmächte.

Am 3. Juni setzte Brussilow gleichzeitig zwei Erkundungsstöße ins Werk, die lediglich der Vorbereitung der auf 1. Juli in Aussicht genommenen Offensive dienen sollten. Beiderseits der Bahn Rowno-Kowel traf ein Angriff gegen die Fronten der 4. und 1. österreichischen Armee. Weiter südlich von Zalose am Sereth bis zur Mündung des Flusses in den Dnjestr brach ein zweiter Vorstoß auf 50 Kilometern Breite los. Er traf mit seinem rechten Flügel die 2. österreichische Armee, mit seinem Zentrum die deutsche Südarmee und mit seinem linken Flügel die 7. österreichische Armee Pflanzer-Baltin, die noch zuletzt im Januar 1916 einen harten Ansturm der Russen mühsam genug abgefangen hatte.

Beide Unternehmungen waren gar nicht als Offensive gedacht. Aber unversehens ist eine daraus geworden. Die 4. und 7. österreichische Armee versagten in einer Weise, die niemals für möglich gehalten worden war. Die 4. ergab sich fast ohne Widerstand und verschwand sozusagen spurlos aus der Front. Eine Lücke von 50 Kilometern Breite klaffte auf. Durch sie marschierte der Russe hindurch, besetzte am 7. Juni Luzk und stand sechs Tage später am Stochod bei Kieselin. In der Tiefe legte der Einbruch 80 Kilometer zurück.

Die 7. Armee machte wenigstens den Versuch eines Widerstandes. Sie wurde weggeschwemmt und flutete fluchtartig ins Innere Galiziens und der Bukowina zurück. Der linke Flügel der 1. Armee wurde in diesen Zusammenbruch mit hineingerissen. Im übrigen konnte diese Armee sich behaupten, ebenso wie im Südabschnitt die 2. österreichische und die Südarmee. Trotzdem: in drei Tagen hatten die Österreicher über 200 000 Mann und unendliches Material verloren.

Dieser ungeahnte Erfolg warf nicht nur die Pläne der Angegriffenen, sondern auch die des Angreifers über den Haufen. Die russische Heeresleitung stellte nun ihre gesamten, für den großen Angriff bestimmten Reserven dem General Brussilow zur Verfügung, und dieser säumte nicht, sie dem Siegeszuge seiner durchgebrochenen Truppen nachzuschicken.

Der jähe Umschwung war ohne Beispiel in der bisherigen Kriegsgeschichte — die Lage der verbündeten Heeresleitungen fast verzweifelt zu nennen. Woher die Kräfte nehmen, die zwei Riesenlücken zu stopfen? Ja, auch nur die noch standfesten Teile der österreichischen Armeen vor völliger Auflösung zu bewahren? Die Verbündeten hatten die Kampfkraft ihrer Kerntruppen in dem Tiroler Abenteuer verbraucht, selbst die Isonzofront war bedenklich geschwächt, in Montenegro und Albanien erhebliche Stärken völlig zwecklos gebunden. Deutschland mußte aushelfen. Dabei das grimmige Ringen an der Verdunfront in un-

geschwächtem Fortgang, ein großer deutscher Vorstoß dort in Vorbereitung! Und im Sommeabschnitt mehrten sich die Anzeichen, daß in allernächster Zeit eine feindliche Offensive großen Stils bevorstehe ...

Welche Anforderungen diese Tage des Umschwungs an die seelische und körperliche Spannkraft des deutschen Oberfeldherrn gestellt haben — wer vermöchte das nachzufühlen? In solchen Zeiten erwies es sich, welchen Schatz das Feldheer, das Vaterland an seinem Generalstabe besaß. Der Träger der entscheidenden Entschlüsse war von einer Schar von Mitarbeitern umgeben, deren jeder das Feld seiner Bearbeitung bis ins kleinste beherrschte. In ihren Gehirnen konnte er blättern wie in einem unfehlbar zuverlässigen Nachschlagebuch. Auf ihrer Sachkenntnis ruhten die Entscheidungen wie auf Felsgrund.

Ein Dutzend Möglichkeiten wurde erwogen und verworfen. Bildung einer großen deutschen Heeresgruppe zum strategischen Gegenstoß? Aber woher die nehmen? Rückverlegung der gesamten Ostfront? Aber es fehlte die durchgehende rückwärtige Stellung; der unvermeidliche Materialverlust bei überhastetem Rückzuge war unerträglich. Abbruch der Westoffensive vor Verdun und Rückverlegung des Schwerpunktes nach dem Osten — in einem Augenblick, wo die Westmächte sich zu ihrem Generalvorstoß anschickten?

Es blieb nur das „System der Aushilfen“ ... Man mußte von allen deutschen Fronten, auch vom Westen her, jedes entbehrliche Bataillon an die bedrohten Stellen werfen, zunächst die beiden klaffenden Breschen zu stopfen suchen, dann aber auch die einstweilen noch standfesten, aber schon brüchigen Linien der Verbündeten durch Einschieben von „Korsettstangen“ stützen.

Das wurde nun mit resignierter und beherrschter Tatkraft ins Werk gesetzt. Von der Westfront wurden drei Divisionen herangeholt und mit zwei Divisionen der Ostfront und „einigen besser erhaltenen österreichisch-ungarischen Kräften“ in der Gegend von Kowel als Heeresgruppe Linsingen zu einem Gegenangriff auf die Russen angesetzt, die inzwischen den Stochod überschritten hatten und noch zwei Tagemärsche weit vorgekommen waren. Hier trat ihnen am 16. Juni die neue Kampfgruppe entgegen und bannte sie in die Schützengräben.



Derweil flutete aber die 7. österreichische Armee noch immer haltlos durch Galizien und Bukowina rückwärts. Zum Glück hielt die deutsche Südarmee am Nordrande der großen südlichen Einbruchsstelle unerschütterlich stand. Aber südlich des Dnjestr brach der reißende Strom der Russenflut jeden Versuch eines Widerstandes und schwemmte auch die schwachen deutschen Unterstützungen, die der zerbrochenen österreichischen Armee zugeführt werden konnten, mit hinweg. Die verbündeten Heeresleitungen planten auch hier eine Hilfsaktion großen Stils, gleich derjenigen Linsingens bei Kowel. Es wurde die Bildung einer neuen Heeresgruppe bei Halicz am Dnjestr geplant, deren Oberbefehl der Form halber der Thronfolger Erzherzog Karl übernehmen sollte, während ihr eigentlicher Führer als Generalstabschef der deutsche General v. Seeckt werden sollte. Aber diese Heeresgruppe kam einstweilen gar nicht zustande. Die zu ihrer Bildung bestimmten Kräfte mußten, sobald sie eintrafen, an der ganzen schwer ringenden Front da verwendet werden, wo sie am nötigsten waren.

Zum Glück erlahmte der Offensivgeist der Russen schnell, sowie ihm ernstlicher Widerstand entgegentrat. Längs des Laufes der Bystrzyca und am Fuße der Karpathen kam der Angriff allmählich ins Stocken.

5.

Diese gänzlich unvorausgesehbare Katastrophe bedeutet den Anfang eines völligen Umschwungs der Gesamtlage. Seit dem Tage von Gorlice hatte die Besatzung der umstellten Riesenfeste sich wacker gerührt und eine Initiative betätigt, welche die Angreifer an vielen Stellen der unermeßlichen Kampffront in eine Lage gebracht hatte, die einer Sprengung des Belagerungsgürtels gar ähnlich gesehen hatte. Furchtbar hatte sich nun das Bild verändert. Die Ostfront, die den Verbündeten als dauernd gesichert gegolten hatte, war an zwei Stellen durchbrochen und wankte in ihren Grundfesten. Der Ausfall im Westen hatte zwar starke Kräfte des Feindes zu zermürbendem Ringen beider Teile auf sich gezogen, aber selbst sein „begrenztes“ Ziel, die Eckbastion des Angriffs, nicht entfernt erreicht. Der Südausfall in Tirol hatte sich in den Bergschanzen der Angreifer verfangen, ohne auch nur eine merkliche Lockerung der Umschnürung zu erzwingen.

Die Rückwirkung, welche die östliche Katastrophe wie das österreichische Mißlingen in Norditalien auf Rumänien ausüben mußten, war mathematisch zu berechnen. Es schloß seine Grenzen. Es trat aufs neue in Unterhandlungen mit der Entente. Am 10. Oktober 1914 war der greise König Karol, der Blutsverwandte und Freund des preußischen Königshauses, gestorben. Sein Neffe und Nachfolger, der Sohn des einstigen spanischen Thronprätendenten, stand unter dem Einfluß seiner intriganten Gemahlin, einer englischen Prinzessin, sein Hof und die führenden Politiker des Landes unter dem des rollenden Rubels und der Französelei. Aber es fehlte dem Rumänen noch an Kriegsmaterial, das erst von Rußland her anrollte, und die Ernte wartete der Scheuer. Vor ihrer Einbringung war ein tätiges Eingreifen Rumäniens nach Ansicht der O.H.L. nicht zu befürchten. Schlimm genug, daß es in drohender Nähe hing.

Eines der verhängnisvollsten Schwächemomente für die Ostfront war das Fehlen eines einheitlichen Oberbefehls. Die Herstellung eines solchen, und zwar selbstverständlich in deutschen Händen, hatte Falkenhayn sofort nach Ausbruch der östlichen Krisis verlangt. Aber das K. u. K. Armeeoberkommando hatte sich dauernd widersetzt. Eine solche Unterordnung untergrabe sein Ansehen im eigenen Heere, auch werde ein deutscher Oberbefehlshaber aus den K. u. K. Truppen doch keine größeren Leistungen herausholen und bei Ortsbehörden und Bevölkerung unzählige Reibungswiderstände finden. Ende Juni wurden Hindenburg und Ludendorff nach Pleß befohlen, um ihre Ansichten über die Lage im Osten zu äußern. Auch sie forderten dringend den einheitlichen deutschen Oberbefehl und eine noch stärkere Durchsetzung der K. u. K. Truppen mit deutschen Verbänden, sowie eine völlige Umgestaltung der Ausbildung namentlich bei der verbündeten Infanterie. Vergebens: „Die Widerstände waren noch zu groß."

So stand die Ostfront mitten in einer furchtbaren und noch fast unvermindert fortwirkenden Krise — als auf dem westlichen Kriegsschauplatz nun endlich die längst erwartete Gewaltanstrengung der Westmächte einsetzte. Am 1. Juli entbrannte die Sommeschlacht.

Fünftes Kapitel

Bresche in den Westwall?

1.

Seitdem die Westfront sich aus dem Schauplatz eines über weite Länderstrecken hinwogenden Bewegungskrieges in einen Abschnitt einer riesigen Belagerung verwandelt hatte, war das Bild der westlichen Kämpfe immer gleichmäßiger und grauenvoll eintöniger geworden. In der Winterschlacht in der Champagne hatte sich der neue Typus der Westschlacht zuerst ganz deutlich abgezeichnet. Die Herbstschlachten im Artois und in der Champagne hatten ihn verschärft und gesteigert. Verdun hatte, anfangs mit umgekehrten Rollen in Angriff und Verteidigung, als Ausfallschlacht angefangen; um die Jahresmitte war hier kaum mehr zu unterscheiden, wer Angreifer, wer Verteidiger sei; bald sollten die Deutschen auch hier gänzlich in die Abwehr zurücksinken. Und nun kündigte sich seit dem 22. Juni auf den einstmals gesegneten Gefilden der Picardie, westlich der altehrwürdigen Städte Bapaume und Péronne, das Nahen eines neuen Ansturms auf den deutschen Westwall an. Sein Verlauf wird ein Bild bieten, das dem Schilderer eine fast unlösbare Aufgabe stellt: das Bild einer entsetzlichen Monotonie des Grauens. Und dies Bild wird sich nun immerfort, immerfort wiederholen. Die Sommeschlacht, die Arrasschlacht, die Aisne-Champagneschlacht, die Flandernschlacht, schließlich der große deutsche Ausbruch im Frühjahr 1918 — sie alle nehmen einen fast buchstäblich übereinstimmenden Gesamtverlauf. Diese wildesten Zusammenstöße von Volksheeren, deren jedes nach vielen Hunderttausenden zählt, wickeln sich nach einem Schema ab, das

immer das gleiche bleibt. In ihnen bewährt sich, hüben wie drüben, ein solches Übermaß dessen, was man seit Jahrtausenden Heldentum zu nennen gewohnt ist, daß dieser höchste Ehrenpreis sich zum Gemeinplatz abschleift. Die Sprache versagt vor der Ungeheuerlichkeit dieser Geschehnisse, die Schilderungskunst des Erzählers erlahmt vor der Überfülle der Einzelgeschicke und der erschütternden Gleichförmigkeit der sich ewig wiederholenden Bilder des Schreckens, der entfesselten Gewalt von Naturkräften, die der menschliche Geist erst gebändigt und dann zu einer tobenden Wut losgelassen hat, vor der alle Macht der vom Menschen unbeeinflußten Elementargewalten verblaßt. Wie jener Jüngling, den Sascha Schneider gezeichnet hat, steht der Berichterstatter mit erschlafften Armen, hilflos vor dem Blick des Molochs, der sich anschickt, ihn in feuriger Umschlingung zu erdrücken. Er fühlt: er ist am Ende seiner Kunst und Kraft. Und nur ein Stammeln entringt sich seinem Munde: ein schüchterner, hilfloser Versuch, das Unerzählbare zu erzählen, das nicht zu Gestaltende in arme, kümmerliche Worte der Menschensprache zu bannen.

Nein, Falkenhayns Weihnachtsprophezeiung hatte nicht recht behalten: der Krieg mit eigenen Kräften auf dem Festlande war für England alles andere als eine „Nebenhandlung". Hinter dem Schauspiel, das die westlichen Angriffsschlachten der Entente bieten, steckt keine gallische — steckt eine angelsächsische Phantasie. Jene Phantasie, aus der die Vorstellung einer weltumspannenden Seeherrschaft und einer Belagerung und Aushungerung ganzer Nationen entstanden ist.

Dennoch: so riesenmäßig der Sommeansturm auch in die Erscheinung trat — er stellte noch längst nicht die Verwirklichung des ursprünglichen Planes der Westmächte dar. So wenig die Verdunschlacht auch nur die beschränkten Absichten Falkenhayns hatte verwirklichen können: einen sehr bedeutungsvollen Erfolg hatte sie gehabt: sie hatte den Entwurf zur Sommeschlacht völlig über den Haufen geworfen. Nach ihm sollten allein 42 französische Divisionen, ungerechnet die englischen, zum ersten Sturm eingesetzt werden. Als aber die Entente tatsächlich antrat, da verfügte sie nur über 37 Divisionen insgesamt — der Rest war in der Hölle von Verdun zerschmolzen.

Freilich: ihrem Anlaufe war in einer Weise vorgearbeitet wie nie zuvor. Eine ganze Woche hindurch war auf den 40 Kilometer breiten Frontabschnitt zwischen der Ancre bei Thiepval und dem Städtchen Chaulnes südlich der alten Römerstraße von St. Quentin nach Amiens ein Sturm glühenden Eisens, ein Wirbel von Gaswellen niedergegangen, der alles Leben ausgelöscht haben mußte. Mußte — es war nicht anders denkbar. Und siegesgewiß traten Engländer und Franzosen am Morgen des 1. Juli zum Vormarsch an, der sie über eine Schutt- und Leichenwüste am ersten Tage mindestens bis halbwegs der Linie Bapaume-Péronne führen sollte.

Sieh da: die niederschmetternde Enttäuschung aus den früheren Angriffsschlachten wiederholte sich! Kaum hatte die „Feuerwalze", welche dem Vorrücken der Infanterie vorausrollte, sich von der ersten deutschen Stellung auf die zweite verschoben, da tauchten aus dem Gewirr der zerfetzten Gräben und Drahtverhaue, aus halb verschütteten Unterständen und leichengefüllten Granattrichtern die ausgemergelten, verwilderten Gestalten der deutschen

Infanteristen und Maschinengewehrschützen auf, die Spitzkugelgeschosse pfiffen in die dichtgeschlossenen Reihen der Angreifer und mähten wie geübter Schnitter Sensenschwung!

Auf beiden Flügeln des Angriffs wurden die Stürmer in ihre Gräben zurückgewiesen. Im Abschnitt der Engländer, der nördlich des Dorfes Hardécourt begann, wurde an vielen Stellen der vorderste deutsche Graben genommen. Weiter kam der Brite nicht. Stärkere Erfolge trug der Franzose davon. Er gelangte an die Dörfer heran, welche, zu Festungen ausgebaut, die Hauptstützpunkte der Verteidigung bildeten, und zwei dieser Dörfer fielen ganz in seine Hand. Aber den Hoffnungen der Angreifer entsprach dies Ergebnis nicht im entferntesten.

In der Nacht vom 1. zum 2. Juli rückten die bereitgehaltenen deutschen Verstärkungen an Infanterie und Artillerie in die entstandenen Lücken. Und — wichtiger noch! — ein Automobil der O.H.L. holte den Oberst v. Loßberg, dessen harte Faust im Herbst 1915 schon die Champagneschlacht zum Stehen gebracht hatte, vom nächtlichen Stattisch im Hauptquartier der 3. Armee zum Stabsquartier der angegriffenen 2. Armee (Fritz v. Below). Er schuf auch hier mit klarem Kopf und unerschütterlichem Herzen Rat.

Das war nicht leicht. Jetzt erst demaskierte sich die Artillerie der Angreifer, die sich bis dahin, trotz ihrer ungeheuren Wirkung, noch zurückgehalten hatte, in ihrer ganzen furchtbaren Überlegenheit. Und zum ersten Male füllte sich auch die Luft über der Kampffront mit ganzen Schwärmen feindlicher Flugzeuge, welche nicht nur die Beschießung leiteten, sondern auch den Grabenbesatzungen aus geringer Höhe mit Bombenwurf und sogar mit Maschinengewehrgarben zu Leibe rückten. Vergebens warfen sich unsere tapferen und vielerfahrenen Flieger todverachtend in die Schlacht der Lüfte — die Übermacht rang sie nieder.

Der zweite Kampftag brachte den Engländern keine, den Franzosen südlich des Sommeabschnittes einige Fortschritte. In der Nacht zum 3. Juli mußte die Division, die im Abschnitt vorwärts Péronne focht, ihre Stellung räumen und wich auf die Linie Biaches-Barleux zurück. In den verlassenen Abschnitt rückte der Feind nur zögernd ein. Inzwischen hatte die Verteidigungsfront erhebliche Verstärkungen an Infanterie und Artillerie erhalten. Am 5. Juli stürmte der Feind noch einmal auf der ganzen Linie zum Angriff und erweiterte den Keil seines Einbruchs noch an einigen Stellen. Im ganzen aber war an diesem Tage die Wucht des ersten Ansturms gebrochen. Und damit war die Schlacht entschieden. Das wurde damals noch nicht klar erkannt. Erst die immer wiederkehrende Erfahrung der vielen, vielen Durchbruchsschlachten hat bestätigt, daß das Schicksal des ersten Anlaufs den Erfolg oder Mißerfolg der ganzen Schlacht bedeutet. Und somit hat die Unerschütterlichkeit der Träger des Kampfes der ersten Tage den Durchbruch abgewehrt, die kaum entstandene Bresche wieder geschlossen.

Aber mit verbissener Zähigkeit setzte der Angreifer seinen Vorstoß fort. Anderthalb Monate lang versuchte er es mit einem System von Teilvorstößen. Dabei hing die schwerfällige englische Gruppe wie ein Bleigewicht an der französischen, deren Führung sich aber auch nicht hatte entschließen können, die Gunst der ersten Schlachttage schnell zu rücksichtslosem Nachstoß auszunutzen.

Der Kampf ruhte nicht eine Sekunde. Tag und Nacht wuchtete der Artilleriehagel auf die alten und auf die in der Hast der Schlacht dem Erdboden abgerungenen neuen Stellungen der Deutschen nieder.

Aber die verbündeten Heeresleitungen mußten bald erkennen, daß mit dem Verfahren der örtlichen Teilangriffe die Deutschen nicht zu erschüttern waren. Sie rüsteten zu neuen Massenstürmen. Es bildete sich ein neues Phänomen, es entstand ein neuer Begriff, ein neues Wort: der „Großkampftag"... Aus der eintönigen Ebene der endlos weitergrollenden Dauerschlacht reckten sich, fürchterlich wie die Einschläge der schwersten Granaten, die Gipfel neuer, unerhörter Steigerungen der Artillerievorbereitung und des Massensturms. Von Ende August bis Ende September reihte sich fast ununterbrochen ein



solcher Tag wildesten Ringens an den anderen. Der Erfolg, den unsinnige Opfer an Menschenblut und ein jeder Bezifferung spottender Einsatz an Munition erzwang, war in der Regel mit der Elle zu messen. Aber es war doch unverkennbar, daß den Massenangriffen jetzt so etwas wie ein Gedanke zugrunde lag. Sie wurden nicht mehr gleichmäßig auf der ganzen Front angesetzt, sondern zielten in der Hauptsache auf einen Durchbruch auf Bapaume, während die Kämpfe südlich der Somme den Charakter von Ablenkungsstößen annahmen. Und im Laufe dieser endlos sich fortwälzenden Kämpfe kam es doch einige Male zu tieferen Einbrüchen, zu ernsten Krisen.

Inzwischen war die O.H.L. zu der Erkenntnis gekommen, daß die Schlacht nicht mehr von einer Stelle aus gelenkt werden könne. Schon Mitte Juli wurde eine neue Befehlsgliederung vorgenommen. Es wurde von Verdun her das Oberkommando der 1. Armee v. Gallwitz herangeholt und eine Heeresgruppe Gallwitz gebildet aus der 1. Armee, die nun den Südabschnitt übernahm, und der 2. (Below), welche auf den Nordabschnitt beschränkt wurde.

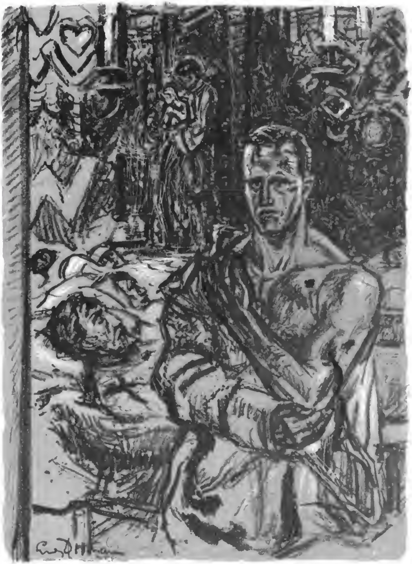
Auch vor Verdun wurden einschneidende Entschlüsse nötig. Am 11. Juli trugen die deutschen Truppen noch einmal ihre Linien in kräftigem Angriffsstoß bis an die Werke der zweiten Linie heran. Gleich darauf aber befahl Falkenhayn Übergang zur „strikten Defensive", da der Material- und Munitionsaufwand zugunsten der Sommeverteidigung eingeschränkt werden mußte.

Gleichwohl sollte die Heeresgruppe Kronprinz „durch ruhige, planmäßige Fortführung der Offensive beim Feinde unbedingt die Überzeugung erhalten, daß er auf ein Aufgeben derselben nicht hoffen dürfe".

Eins aber vermochte Falkenhayn nicht abzustellen oder auszugleichen: die ungeheuere Überlegenheit der Angreifer an jeder Art von Kriegsmaterial, namentlich auch an Flugzeugen. Und inmitten des Orkans von Schrecknissen, dem der deutsche Kämpfer bei Tag und Nacht, durch endlose Wochen unausdenkbarer Leiden seinen Leib entgegenstemmen mußte, vollendete sich die unheimliche Verwandlung seiner Seele, die Verdun eingeleitet hatte. Die „Kernwaffe des deutschen Heeres", die Infanterie, mußte den immer erneuten Ansturm der Feinde abwehren, ohne auch nur annähernd die Unterstützung der Kriegsmaschinen an ihrer Seite zu fühlen, über welche der Feind unbegrenzt verfügte. Er begann zu murren und zu zweifeln. Der Soldat fühlte, daß man ihm Unerträgliches zumutete — daß man ihn über Menschenkraft hinaus anspannte. Daß man über seine Knochen verfügte, ohne nach seiner Seele noch zu fragen. Und das einstige unbedingte Vertrauen zur oberen Führung verwandelte sich langsam in einen dumpf tief innen schwelenden Grimm. Schon damals begannen einzelne Regimenter schwierig und unzuverlässig zu werden. Und es bedurfte der äußersten Hingabe der unteren Führer, die Not und Tod mit dem Manne teilten, um durch Wort und Beispiel immer wieder die Grollenden bei ihrer Pflicht zu halten, die sie längst nicht mehr als stolzes Ehrenrecht des wehrhaften Mannes empfanden, sondern als Mißbrauch ihres Menschentums für eine Sache, an deren Sieg sie nicht mehr mit jener stolzen Gewißheit glaubten, die sie durch unzählige Schlachten hindurchgetragen hatte.

Und diese nagende, unmerkliche Zermürbung des Siegesglaubens, die sich langsam, unausweichlich der Seele des Mannes bemächtigte, lehrte ihn nachdenken, suchen, fragen. Für wen focht er, wer führte ihn eigentlich? Der Kaiser? Den bekam er selten zu sehen — wenn überhaupt, dann irgendwo in der Ruhestellung, wenn alles vorbei war. In seiner Seele lebten Vorstellungen wie die vom alten Fritz, der im Kugelhagel seine wankenden Grenadiere zum Sturm vorriß. Wie die vom alten Wilhelm, der sich als Knabe sein Eisernes Kreuz aus dem Feuer von Bar-sur-Aube geholt und als Greis inmitten der Granaten von Gravelotte ausgehalten hatte. Daß diese Bilder sich im Zeitalter der Zweiundvierziger nicht mehr erneuern konnten, war dem Gebildeten vielleicht klar — der einfache Mann, der im Bewegungskrieg noch einen preußischen Prinzen mit der Trommel in der Hand seinen Sturm mitmachen, seine Generale ihre Divisionen und Brigaden bis ins Feuer der vordersten Linie hatte vorführen gesehen — in der dreißig Kilometer tiefen Zone der Übermaterialschlacht bekam er kaum noch einmal seinen Brigadekommandeur zu Gesicht. Der Chef des Generalstabs vollends, der kühle Schlachtendiplomat Falkenhayn, war ihm kaum dem Namen nach bekannt — war ihm ein ferner, inhaltloser Begriff.

Ein Name nur hatte sich in das Herz jedes deutschen Kriegers eingegraben, stand vor seiner Phantasie in einer Ebene mit den großen Kriegshelden der Vergangenheit, mit einem Derfflinger, Seydlitz, Zieten, Blücher, Moltke:



Mein Blut gab ich fürs Vaterland

der Name des Führers, den die Legende schon umrankte — des Retters, der zweimal Ostpreußen vom Feinde befreit, die Russen zu Zehntausenden in die mythischen Sümpfe von Tannenberg getrieben. An ihn glaubte er mit einer religiösen Ehrfurcht, ihn ersehnte er sich zum Führer. Und wilde Gerüchte schwirrten durch die Gräben. Die Gegensätze, welche zwischen dem Chef des Generalstabs und dem Oberbefehlshaber Ost über rein technische Einzelfragen wie auch über den Geist der Kriegführung tatsächlich bestanden, waren in entstellter, gesteigerter Form allmählich bis in die Front durchgesickert und vom naiven Empfinden des gemeinen Mannes auf die ihm geläufigen vereinfachten Formeln gebracht worden. Man raunte von einem fressenden Neide des Generalstabschefs auf seinen größten Untergebenen, dessen Haupt der Schlachtenruhm mit einer phantastischen Gloriole umkränzte. Ja, man bezog auch den Kaiser in diese primitiven Vorstellungsreihen ein. Auch ihm dichtete man eifersüchtige Gefühle an gegenüber dem loyalsten Manne der Armee.

Noch aber waren alle diese Empfindungen des Unmuts nur militärisch betont. Das verheerende Gift der Klassengegensätze — noch hatte es den gigantischen Körper der deutschen Millionenarmee nicht ergriffen.

Dennoch: Verdunschlacht und Sommeschlacht, die leuchtendsten Höhepunkte deutschen Heldentums — im Seelenleben des deutschen Volksheeres bedeuten sie einen tief einschneidenden Wendepunkt. Sie bedeuten den Anfang seiner inneren Zersetzung.

Daß der so eingeleitete Prozeß so lange aufgehalten, seine Wirkung noch während der ganzen zweiten Kriegshälfte — denn wir stehen ja erst am Abschluß des zweiten Kriegsjahres! — durch die Aufopferung der Führung ausgeglichen werden konnte — das ist eine Bestätigung der inneren Gesundheit unseres Volkes und seiner militärischen Organisation, die nicht vergessen werden darf — und eine der vielen Bürgschaften, daß die Krankheitskeime, die es bis an den Rand der Vernichtung geschwächt haben, einst wieder ausgeschieden werden können.

2.

Das Bild einer Schicksalswende voll finsterer Zukunftsdrohung, das die Lage am Schluß des zweiten Kriegsjahres bildet, muß durch einen Blick auf die Kriegsvorgänge an der Peripherie ergänzt werden.

Unser türkischer Verbündeter, der sich am Brennpunkte seines Daseinskampfes, der zugleich ein Ansatzpunkt der Bagdadbahn war, so glänzend gehalten, hatte auch am Endpunkte dieser Lebensader der deutschen Orientpläne einen weithin strahlenden Erfolg errungen — allerdings auch hier dank deutscher Hilfe. Die osmanische Irak-Armee hatte das seit der Schlacht bei Ktesiphon in Kut-el-Amara eingeschlossene Expeditionskorps unter General Townshend hart belagert und am 26. April 1916 zur Übergabe gezwungen. Der alte Goltz hat den Sieg seiner geliebten Türkei und den Erfolg seiner eigenen Aufopferung nicht mehr erlebt; wenige Tage vorher war er in Bagdad dem Flecktyphus erlegen, den er sich beim Besuch türkischer Lazarette geholt hatte.

Auf den beiden anderen Außenfronten war es den Osmanen minder glücklich ergangen. Im Januar waren die Russen in Armenien eingefallen. Der

Geist Nikolaj Nikolajewitschs, der nun an der Ostfront ausgeschaltet war, belebte auch das engumschriebene Wirkungsfeld, auf das er zurückgedrängt war, mit seiner wilden Tatkraft. Im Februar fiel Erzerum, die Hauptstadt Armeniens, in seine Hände, im April der Hafen Trapezunt, der die ganze Provinz versorgen mußte, die der Landverbindungen entbehrte. Zwischen dem Schwarzen Meer östlich Tirebotu und dem Wansee bildete sich eine neue Front, auf der beide Parteien sich, bei kümmerlichster Nachschubmöglichkeit, seitdem in unfruchtbarem Kampf und härtesten Entbehrungen gegenüberlagen.

Die größte Enttäuschung aber erlebte die Türkei bei ihren Versuchen, aus der syrischen Front gegen den Suezkanal vorzustoßen. Was der Sultan vergeblich versucht hatte — die Mobilisierung des Islams zum Schutze der Türkei — das hatte die englische Propaganda im Bunde mit der Überzeugungskraft der Pfundnote fertiggebracht. Ein großer Araberaufstand hatte die Verbindung zur Provinz Hedschas unterbrochen und machte auch anderwärts der Türkei zu schaffen.

Mit dieser arabischen Bedrohung in der Flanke konnte den Vorstößen gegen den Suezkanal, von denen Schwärmer und Phantasten in Deutschland Ungeheures erwarteten, kein Erfolg beschieden sein. Jenes Unternehmen schwacher Kräfte im Frühjahr unter deutscher Leitung war bis zum Kanal vorgedrungen. Die Hauptexpedition im Juli mußte sich vor starken englischen Kräften nach Syrien zurückziehen.

Mancherlei innere Nöte, vor allem das Versagen der Verpflegungsorganisation, der Geld- und Truppenmangel, erschwerten die Lage. Aber die Führer des Türkischen Reiches blieben ohne Schwanken dem Bündnis bis zum Ende treu. Das Ende der türkischen Herrschaft in Europa war ihrer großen kriegerischen Vergangenheit würdig.

* * *

Inzwischen wüteten auf der Ostfront die Kämpfe, welche die verfrühte, aber trotzdem so erfolgreiche Brussilow-Offensive ausgelöst hatte, ohne Unterbrechung fort. Wohl hatte die Standfestigkeit der Südarmee und das eben noch rechtzeitige Eingreifen der deutschen Verstärkungen den völligen Zusammenbruch der österreichischen Front verhindert. Aber Brussilow versuchte noch immer, dies Ziel, an das sein erster Anlauf ihn unvermutet bis auf Reichweite herangeführt hatte, im wohlvorbereiteten Nachstoß zu erzwingen. Seit Mitte Juli hatte er sich noch ein neues Ziel gesetzt: er erstrebte den Besitz des Eisenbahnknotenpunktes Baranowitschi, an dem die großen strategischen Linien nach Minsk, Rowno, Brest-Litowsk, Bialystok und Wilna zusammentrafen. Hier aber wies die Armee Woyrsch alle russischen Anstürme ohne Einbuße an Stellungen ab.

Im Raume von Kowel-Wladimir-Wolynskij, wo die aus deutschen und österreichischen Kräften zusammengesetzte Gruppe Linsingen die Stelle der verschwundenen 4. K. u. K. Armee eingenommen hatte, war es gelungen, die Russen auf die Stochodlinie zurückzuwerfen. Diese konnte gegen alle späteren Vorstöße in hartem Ringen gehalten werden.

Bedenklicher sah es in Galizien aus. Hier rannten die Russen auf der ganzen, 180 Kilometer breiten Strecke von der Bahn Lemberg-Brody bis zu den Karpathen in unermüdlichem, menschenverschlingendem Ansturm gegen die Südarmee und die verstärkte 7. österreichische Armee an und erkämpften noch erhebliche Fortschritte. Die Südarmee mußte schließlich aus ihrer bei Buczacz weit vorspringenden Stellung, die sie so tapfer behauptet hatte, bis hinter die Zlota Lipa und die Bystrzyca zurückgenommen werden. Die Bezirkshauptstadt Stanislau fiel wieder an die Russen, das altehrwürdige Halicz, die einstige Hauptstadt des gleichnamigen Königreichs, das dem ganzen Kronlande seinen Namen gegeben hat, konnte gehalten werden. Die Gefahr des Russendurchbruchs nach Lemberg war abgewehrt.

Zur Zeit des Sommesturms und der Verdunschlacht aber wüteten die Kämpfe an den drei Hauptangriffsstellen der Ostfront in unverminderter Heftigkeit fort. Unmöglich, auch nur einen Mann für die hart ringende Westfront abzugeben ...

Als am 26. Juli im Großen Hauptquartier in Pleß die Nachricht eintraf, daß am Tage vorher Brody, die 90 Kilometer östlich Lemberg gelegene wichtigste Handelsstadt Galiziens, von den Russen genommen sei, ließ das K. u. K. Oberkommando sein Widerstreben gegen eine Unterstellung österreichischer Frontabschnitte unter deutsche Führung wenigstens teilweise fallen. Hindenburg übernahm den Oberbefehl an der ganzen Ostfront von der Ostsee bis südlich Brody. Der Südabschnitt als Heeresgruppe des Erzherzog-Thronfolgers mit dem deutschen General v. Seeckt als Generalstabschef blieb dem K. u. K. Oberkommando unterstellt. „Zu einem ganzen Entschluß“, sagt Ludendorff, „hatte man sich also noch nicht durchringen können. Immerhin bot die jetzige Gliederung so wesentliche Vorteile, daß ich sie als eine große Verbesserung ansah.“

Schon einen Monat später sollten sich Hindenburg und Ludendorff vor eine ganz große — vor ihre eigentliche Aufgabe gestellt sehen.

Inzwischen hatte sich der Generalansturm der Entente auch noch auf die Isonzofront ausgedehnt. Der Ausbruch der Brussilow-Offensive hatte der Tiroler „Extratour“ Conrads den letzten Kräfterückhalt entzogen. Die Italiener legten keinen Wert darauf, den Österreichern den schwachen, ihnen nach der Räumung von Asiago und Arsiero noch verbliebenen Gewinn ihrer Offensive im kräfteverzehrenden Gebirgskampfe wieder zu entreißen. Sie warfen ihre freiwerdenden Verstärkungen schleunigst wider die Isonzofront, die sie geschwächt wußten. Die sechste Isonzoschlacht entbrannte und brachte den Angreifern am 8. August den heißersehnten Besitz der Trümmerstätte, die einmal Görz geheißen hatte.

Dieser taktisch bedeutungslose Gewinn entfesselte in Italien stürmischen Jubel. Nun würde der Lohn für unerhörte Opfer kommen ... Mit einem Schlage war die beginnende Kriegsmüdigkeit des italienischen Volkes verschwunden. Italien erklärte am 27. August auch an Deutschland formell den Krieg.

Das war allerdings auch der einzige Erfolg. Auch die neunte bis elfte Isonzoschlacht haben dem Angreifer keine weiteren Fortschritte gebracht, sondern nur neue entsetzliche Verluste gefordert.

Immerhin vervollständigt der Ausbruch der sechsten Isonzoschlacht das Bild des gewaltigen Generalansturms, der um die Mitte des Jahres 1916 auf der Ost-, West- und Südfront die Riesenheere der Entente gegen die heißumstürmte Feste Mitteleuropa warf.

Nur an einer Front war es einstweilen noch still: an der Balkanfront. Bald sollte auch sie in Bewegung kommen.

3.

Während auf drei Landfronten das infernalische Getöse der Dauerschlachten durch endlose Monate mit an- und abschwellender Stärke, doch niemals verstummend weitergrollte, war die Wasserfront, war das Nordmeer der Schauplatz eines nicht minder verbissenen und weit weniger geräuschvollen Kampfes.

Vergebens hatte die Hochseeflotte im Herbst 1915 erwartet, die englische Flotte werde sich an der großen Herbstoffensive beteiligen. Beide Flotten waren dauernd „fleets in being", die englische in freiwilliger, wohlerwogener Zurückhaltung, die deutsche in befohlener und zähneknirschend ertragener Untätigkeit. Auch ein Wechsel in der Besetzung der Stelle des Chefs des Admiralstabs, der im September 1915 eingetreten war, hatte hieran nichts geändert. Admiral Bachmann war zurückgetreten, weil er sich mit der Stellungnahme der Reichsleitung zum U-Boot-Kriege nicht aussöhnen konnte und die in der Marine herrschenden Ansichten mit zuviel „Geradheit" vertreten hatte. Sein Nachfolger, Admiral v. Holtzendorff, schloß sich der Auffassung der Reichsleitung an.

Mehr Glück verhieß ein Wechsel in der Person des Chefs der Hochseeflotte. Admiral Scheer, der am 15. Januar 1916 zum Nachfolger des erkrankten Admirals Pohl ernannt wurde, war ein tüchtiger Seemann und ein ganzer Mann. Die Flotte atmete auf. Er traf sofort Vorkehrungen zu einer energischen Seekriegführung. Er verschloß sich nicht der Erkenntnis, daß das Verhalten der englischen Flotte der Kriegslage und dem englischen Belagerungs- und Aushungerungsplan aufs genaueste entsprach. Sie hatte die Verbindung Englands mit der Welt aufrechterhalten, die Deutschlands vollkommen abgeschnitten, ohne ein Schiff zu wagen. Nebenbei aber hatte sie auch der fast bis zur Bedeutungslosigkeit eingeschränkten Führung des U-Boot-Krieges gegenüber es an Erfindung und Durchbildung von Abwehrmaßnahmen nicht fehlen lassen. Ferner hatte sie es verstanden, die Nordsee von Borkum bis Jütland durch weite Minenfelder gründlich abzusperren. Ein neuer gefahrvoller Dienstzweig, der Sperrbrecherdienst, mußte geschaffen werden: eine Menge von Fahrzeugen, welche bestimmte Ausfahrstraßen durch diese Minenfelder offen und gefahrlos halten mußten. Endlich hatte die englische Flotte auch zahlenmäßig einen erheblichen Zuwachs durch schnelle und gefechtsstarke Schlachtschiffe eines neuen Typs (Queen-Elizabeth-Klasse) erhalten. Alles Umstände, welche die Lage der deutschen Flotte im Vergleich zum Kriegsbeginn ganz erheblich erschwert hatten.

Scheer ließ sich nicht entmutigen. Verbot auch das Stärkeverhältnis einen Angriff auf die englische Flotte, so konnte man doch versuchen, sie wenigstens zu Teilvorstößen zu zwingen, die unserer Flotte Angriffsmög-

lichkeiten böten. Der Feind war an vielen Stellen verwundbar. Es gab Gelegenheiten genug, ihm den Ernst des Krieges fühlbar zu machen.

Eine der ersten Unternehmungen war ein großer Luftangriff auf England. Er wurde von neun Zeppelinen ausgeführt, erreichte Liverpool, den Hauptlandehafen amerikanischen Kriegsmaterials, traf mehrere Fabrikstädte im Innern des Landes und beschädigte auf dem Humber einen neuen kleinen Kreuzer. Auf der Rückfahrt geriet L 19 in unsichtiges Wetter, wurde auf holländischem Gebiet beschossen und mußte in der Nähe der englischen Küste aufs Wasser niedergehen. Dort wurde es in sinkendem Zustande von dem Fischdampfer „King Stephen" angetroffen. Vergebens bat die Bemannung um Rettung. Hohnlachend ließen die Fischer die Hilflosen untergehen. Ein würdiges Seitenstück zum „Baralong-Fall ..." Ein Bischof der englischen Hochkirche sprach der Mannschaft des „King Stephen" öffentlich seine Billigung aus.

Ein zweiter auf „Reizung" abzielender Vorstoß dreier Torpedobootflottillen traf am 11. Februar an der Doggerbank einen neuen Typ englischer Kampfschiffe, die „Arabic"-Klasse, und versenkte ihrer zwei durch Torpedoschuß.

In diese Vorbereitungen hinein platzte am selben Tage ein Befehl der Seekriegsleitung, der wieder einmal ohne Zuziehung des Flottenchefs zwischen Admiralstab und Reichsregierung vereinbart worden war, und dessen Inhalt die letztere auch sogleich mit einer Warnung an die Neutralen veröffentlichte. Die Veröffentlichung führte den Beweis, daß die bewaffneten englischen Kauffahrteischiffe amtlichen Auftrag hatten, die deutschen U-Boote, wo sie könnten, zu überfallen — sich also am Seekrieg zu beteiligen. Der Befehl gab den U-Boot-Kommandanten auf, bewaffnete feindliche Kauffahrteischiffe, da sie Kriegsschiffen gleich zu achten seien, mit allen Mitteln zu vernichten — aber nur, wenn die Armierung erkannt sei!

Wie das ausführen?! Aufgetaucht so nahe herangehen, bis die Armierung einwandfrei erkannt war, hieß den bewaffneten Dampfern direkt in die Kanone hineinlaufen ...

Auch im Admiralstab stand anscheinend ein „grüner Tisch" ...

Am 4. März erlebte die Flotte einen stolzen Triumph. Der Hilfskreuzer „Möwe", Kommandant Graf Dohna, war am 1. Januar zum Kreuzerkrieg auf Hochsee ausgelaufen und hatte bis zum 25. Februar in keckster Weise fünfzehn Handelsdampfer teils aufgebracht, teils versenkt. Am 6. Januar hatte er auch Minen ausgelegt, deren eine das Flaggschiff des 3. englischen Schlachtgeschwaders „King Edward VII." zum Sinken gebracht hatte! Am 4. März kehrte die Möwe ruhmgekrönt und unbeschädigt heim. Ein zu ähnlicher Aufgabe bestimmter Hilfskreuzer „Greif" dagegen kam nicht wieder. In einem Gefecht mit überlegenen englischen Streitkräften wurde er zerstört. Auf seine im Wasser treibenden Rettungsboote und Flöße eröffnete der englische geschützte Kreuzer „Comus" das Feuer und tötete den Kapitän und mehrere Leute der Besatzung ... Zweites Gegenstück zu „Baralong"!

In den nächsten Wochen hatte England Gelegenheit, die Rührigkeit des neuen Flottenchefs gründlich zu verspüren.

Besonders unangenehm machten sich die Zeppelinangriffe bemerkbar. Ein Versuch der englischen Flugzeuge, den Ausgangspunkt dieser Unterneh-

mung, die Luftschiffhallen an der friesischen Küste zu zerstören, hatte ein sehr beschämendes Ergebnis: alle fünf aufgestiegenen englischen Flieger wurden zum Landen gezwungen, drei von ihnen gefangen. Die deutsche Marine antwortete mit einer „sehr ergiebigen Angriffsperiode ihrer Luftschiffe", deren Verheerungen, namentlich in London selbst, alles Bisherige übertrafen, eine ungeheure Panik in ganz England hervorriefen und jedenfalls den Zweck erreichten, daß sämtliche englischen Fabrik- und Hafenstädte mit einem gewaltigen Abwehrapparat ausgerüstet werden mußten, der Unmengen Flugzeugabwehrgeschütze, Maschinengewehre, Munitionsmassen und Bedienungsmannschaften festlegte.

Aber freilich: diese Angriffe auf „friedliche Städte" — will sagen auf die Hauptsitze der Rüstungsindustrie, auf Kasernen, Werften, Kriegshäfen — hatten allerlei sehr unerwünschte Nebenfolgen. Sie lieferten der Weltpropaganda unerschöpflichen Stoff für neue Hunnen- und Greuelberichte, hielten die Kriegsstimmung in England dauernd auf dem Siedepunkt und führten auf der einen Seite zur Schaffung von Abwehreinrichtungen, denen die Zeppeline, weil sie ein gar zu großes Ziel boten, schließlich nicht mehr gewachsen waren, so daß sie vor den neuen „Großkampfflugzeugen" vollständig zurücktreten mußten. Auf der anderen Seite hatten sie Vergeltungsunternehmungen der Entente gegen die Städte der deutschen Westgrenze zur Folge, welche die Rheinlande, Hessen, Baden, Württemberg die zwei letzten Kriegsjahre hindurch dauernd aufs schwerste heimgesucht haben. Daß unsere Luftangriffe dazu beitragen würden, den Kriegswillen in der englischen Bevölkerung zu erschüttern, war eine naive Vorstellung. Wer so dachte, kannte den Engländer nicht. Die Wirkung der feindlichen Vergeltungsmaßnahmen auf die deutsche Psyche ist jedenfalls auf die Dauer erheblich stärker gewesen. Daß sich aber auch Deutsche gefunden haben, welche, selber unter dem Druck der englischen Hungerblockade stehend, in das Propagandageheul der Feindespresse eingestimmt und der eigenen Heeresleitung wegen dieser Luftangriffe den Vorwurf „unmenschlicher Kriegführung" gemacht haben, das — ist ja wohl nur in Deutschland möglich ...

Größere Unternehmungen der Flotte gegen englische Küstenstädte folgten einander Schlag auf Schlag. Feindliche leichte Seestreitkräfte, die mehrfach gesichtet wurden, wichen einem Zusammenstoß aus. Am 24. April wurden die Küstenplätze Yarmouth und Lovestoft von unseren großen Kreuzern heftig beschossen. Und jedesmal kehrten die angreifenden Streitkräfte unversehrt zurück.

Das ging den Engländern schließlich doch auf die Nerven. Der Erste Lord der Admiralität, Balfour, erließ eine öffentliche Erklärung: wenn die deutschen Schiffe es sich noch einmal herausnehmen würden, an der britischen Küste zu erscheinen, so würden sie „streng bestraft" werden. „Darauf wollten wir es ankommen lassen," schreibt Scheer.

4.

Während also die Hochseeflotte in der starken Hand ihres neuen Führers aus der befohlenen Zurückhaltung energisch herausgerissen worden war, sah es um den U-Boot-Krieg jammervoll aus. Die Unklarheit und Halbheit des Vorjahres wurde noch überboten durch die Haltung der deutschen Regierung im Jahre 1916.

Im Januar hatte Holtzendorff dem Kaiser eine umfangreiche Denkschrift vorgelegt, in der ausgeführt wurde, der U-Boot-Krieg habe im Vorjahre trotz der von der Reichspolitik erzwungenen Einschränkungen eine starke Beeinträchtigung der Nahrungsmittelversorgung und des Wirtschaftslebens in England herbeigeführt. Die schwere Beunruhigung, die diese Wirkung in England hervorgerufen, habe sich allerdings verloren, als man drüben sicher geworden sie, daß der U-Boot-Krieg nicht mit voller Kraft durchgeführt werden würde. Aber die tatsächlichen Störungen des englischen Außenhandels, die Steigerung der Marktpreise, die Versteifung der Finanzlage und die Verminderung des Frachtraumes hätten schon jetzt einen Umfang angenommen, der für einen neuen U-Boot-Krieg erheblich günstigere Voraussetzungen schaffe. Ein in seiner spezifischen Wirkung, wie bisher, dauernd beeinträchtigter U-Boot-Krieg werde die Lage Englands weiterhin beeinflussen, könne aber England schwerlich friedensgeneigt machen. Werde aber ein neuer U-Boot-Krieg uneingeschränkt, d. h. mit der Maßgabe geführt, daß im Kriegsgebiet jeder Seeverkehr vernichtet werden dürfe, dann stehe in sicherer Aussicht, „daß England sich infolge unerträglicher Beengung des Frachtraumes und damit der Zu- und Ausfuhren und folgeweise gesteigerter Teuerung, unterstützt durch schwerste finanzielle Bedrohung, in absehbarer Zeit, längstens in sechs Monaten, zum Friedensschluß gezwungen sehen wird“.

Aber wiederum lehnte die Reichsleitung diesen Vorschlag des Admiralsstabs ab. Statt dessen kam eine „Abschlagszahlung“ — die bereits erwähnte mehr als fragwürdige Erlaubnis, armierte feindliche Handelsschiffe wie Kriegsschiffe zu behandeln, wenn die Armierung mit Sicherheit erkannt sei ... Dieser Befehl ging beim Flottenchef am 11. Februar ein, sollte aber erst am 29. in Kraft treten, da die Regierung vorher noch die Neutralen ersuchen wollte, ihre Landesangehörigen zu warnen, damit sie nicht weiterhin Leben und Vermögen armierten feindlichen Handelsschiffen anvertrauten, die ins Sperrgebiet führen ...

Also Holtzendorff hatte vor Bethmann kapituliert. Scheer aber ließ nicht locker. Er erreichte es, daß am 4. März im Großen Hauptquartier eine Sitzung stattfand, die folgendes Ergebnis hatte:

> „Aus militärischen Gründen wird die Aufnahme des allein vollen Erfolg verbürgenden uneingeschränkten U-Boot-Krieges gegen England vom 1. April an unerläßlich. Bis dahin soll der Reichskanzler alle politischen und diplomatischen Hilfsmittel in Bewegung setzen, um Amerika vollen Einblick in unsere Lage zu gewähren, mit dem Ziel und Zweck, uns freie Hand zu schaffen. Bis dahin wird der U-Boot-Krieg gemäß den zum 1. März erlassenen Befehlen so wirkungsvoll wie möglich gegen England fortgeführt.“

Diesem Beschluß lag eine Auffassung der Gesamtlage zugrunde, die schriftlich niedergelegt worden war, und aus der folgende Sätze hier unbedingt hervorgehoben werden müssen:

> „Eine wesentliche Änderung der militärisch günstigen Gesamtlage ist nicht zu erwarten, aber ebensowenig ein entscheidender Gesamtsieg. Wirtschaftlich macht sich die Abschnürung von aller Zufuhr von See und den Neutralen her zunehmend geltend; auch eine gute Ernte kann keine solche Sicherung der Zukunft bringen, wenn Englands gewaltsame Handelspolitik zum Zwecke der Aushungerung nicht außer Kraft gesetzt wird. So liegt wirtschaftlich das Verhältnis anders wie militärisch. Unsere Gegner halten länger aus als wir. Ein Kriegsende muß somit von uns ins Auge gefaßt werden.“

So furchtbar ernst beurteilten also schon damals, unmittelbar nach dem Eintreffen der ersten Nachrichten vom Verebben der deutschen Verdunoffensive, die führenden deutschen Stellen die Kriegslage!!

Und eben dieselben Stellen erblickten damals schon im unbeschränkten U-Boot-Kriege das einzige Mittel, Englands Kriegswillen zu brechen! Denn in jener Begründung heißt es weiter:

> „England ist allein im Handelskrieg zu treffen. Das einzige Mittel dazu bietet sich im rücksichtslos geführten U-Boot-Krieg, dessen Wirkungen über 6 bis 8 Monate hinaus England nicht ertragen wird, wenn es allein auf seine jetzigen Bundesgenossen angewiesen bleibt."

Aber alle diese Stellen schauen mit tiefer Sorge auf Amerika. Sie fürchten sein Eingreifen:

> „Amerika widersetzt sich dieser U-Boot-Kriegführung und bedroht uns mit Krieg. Militärisch würde dieser, zumal seitens der Marine, wohl oder übel in Kauf zu nehmen sein. Wirtschaftlich verschlimmert er unsere Lage in verhängnisvoller Weise. Das reiche, unnahbare Land kann an sich den Kriegszustand ein Jahrzehnt ertragen. Es bietet aber auch unseren ermattenden Gegnern eine erhebliche moralische und materielle Stütze, die diese jedenfalls zu längerem Widerstand befähigen und benutzen würden — auch England. *Unser Ziel, das Kriegsende in absehbarer Zeit herbeizuführen, wird entrückt, Deutschland der Erschöpfung ausgesetzt.* Da die gegenwärtige Kriegslage nicht dazu angetan ist, uns ein Vabanquespiel aufzunötigen, muß der militärische Plusstand behauptet werden und unter Mitwirkung diplomatischen Einsatzes dafür, daß uns zunächst weitere ernsthafte Feinde vom Halse gehalten werden, andererseits Wege gesucht und beschritten werden, die der Einigkeit unserer Gegner unter sich Abbruch tun und damit Separatfriedensaussichten eröffnen. Gelingt es, Amerika in Frieden mit uns zu erhalten und durch Zugeständnisse in der Art der U-Boot-Kriegführung es zu einem wirkungsvollen Druck auf England zu veranlassen, so daß der legale Handel der Neutralen mit den Kriegführenden wiederhergestellt wird, so erhalten wir die wirtschaftliche Stärkung, die uns instand setzt, unsere günstige militärische Lage auf die Dauer zu behaupten und damit den Krieg zu gewinnen. Ein Bruch mit Amerika gibt uns zwar die taktischen Chancen der rücksichtslosen U-Boot-Kriegführung gegen England, aber nur unter Bedingungen, die eine Verlängerung des Krieges, sicherlich keinerlei wirtschaftliche Erleichterung und Erlösung bringen. Solche Bedingungen auf uns zu nehmen, bleibt immer noch unser Los, *wenn der Versuch, Amerika aus dem Spiele zu halten, scheitern sollte. Diesen Versuch, um einiger hunderttausend Tonnen feindlichen Frachtraumes wegen, die wir innerhalb der Versuchszeit vernichten könnten, zu unterlassen, ist nicht zu verantworten.*"

Ob in Verfolg dieser Beschlüsse der Reichskanzler tatsächlich „alle politischen und diplomatischen Hilfsmittel in Bewegung gesetzt hat, um Amerika vollen Einblick in unsere Lage zu gewähren (— warum dann nicht gleich den Feinden selbst?! —) mit dem Zweck und Ziel, uns freie Hand zu schaffen", ist aus der Literatur nicht ersichtlich. Jedenfalls sind die Dinge von selbst ins Rollen gekommen.

Noch ehe der 1. April herangekommen war, ging am 24. März im Kanal der englische Passagierdampfer *Sussex*, der Amerikaner an Bord hatte, infolge einer äußeren Explosion unter, von der nicht einwandfrei feststeht, ob Mine oder Torpedoschuß die Ursache war.

Dieses Ereignis scheint dem Reichskanzler die Handhabe geboten zu haben, die Ausführung der Beschlüsse jener Beratung vom 4. März zu *verhindern*. Der 1. April verstrich, ohne daß die Flotte den ersehnten Befehl zur Eröffnung des unbeschränkten U-Boot-Krieges erhalten hatte. Am 20. April lief bei der deutschen



„Ich hatt' einen Kameraden –"

Regierung eine Wilsonnote ein, welche abermals in schroffster Form den U-Boot-Handelskrieg für völkerrechtswidrig erklärte und mit Abbruch der diplomatischen Beziehungen drohte, falls die deutsche Regierung nicht unverzüglich erklären würde, daß sie ihre gegenwärtigen Methoden des Unterseebootkrieges gegen Passagier- und Frachtschiffe aufgeben würde.

Der Fall, den die Begründung des Beschlusses vom 4. März als möglich angenommen hatte, war also eingetreten: es war nicht gelungen, „Amerika aus dem Spiele zu halten". Folgerichtig wäre es jetzt gewesen, wenn die deutsche Regierung sich nun ungesäumt entschlossen hätte, den Bruch mit Amerika und seine als wahrscheinlich angenommenen Folgen auf sich zu nehmen. Das tat sie aber nicht. Sie blieb auf ihrem Standpunkte, daß jedes Opfer gebracht werden müsse, um Amerikas Beitritt zur Entente zu verhindern. Die Flotte erhielt den Befehl, den Krieg der Unterseeboote „von jetzt an nach Prisenordnung zu führen". Diese Vorschrift wurde näher dahin erläutert: Zunächst unter Wasser ansteuern, um zu sehen, ob Schiff bewaffnet. Wenn nicht bewaffnet, auftauchen in sicherer Entfernung (!), Schiff anhalten, Papiere prüfen, Besatzung aussteigen lassen, dann versenken ...

Dieser Befehl schien dem Admiral Scheer unausführbar. Kurz entschlossen berief er sämtliche U-Boote, die auf Fahrt waren, funkentelegraphisch zurück und meldete, daß der U-Boot-Krieg gegen England aufhöre.

Am 30. April erhielt er vom Admiralstab die Bestätigung, „daß der Kaiser mit der vom Flottenkommando angeordneten Unterbrechung des U-Boot-Handelskrieges einverstanden sei und befehle, die U-Boot-Waffe solange nachdrücklichst auf militärische Ziele anzusetzen. Die Wiederaufnahme des U-Boot-Handelskrieges würde nach der politischen und militärischen Gesamtlage befohlen werden".

Trotzdem versuchte der Admiralstab und auch der Chef des Marinekabinetts den aufrechten Mann von seinem Standpunkt: Ganz oder gar nicht! abzubringen. Scheer durchschaute die Lage bis auf den Grund. Er wußte, daß Amerika seit Jahr und Tag planmäßig und bewußt die Anwendung unserer schärfsten Waffe hintertrieb. Daß es unsere Niederlage wollte. Daß es in den Krieg so lange nicht eingreifen würde, als unsere Niederlage auch ohne das gesichert schien. Daß es aber sofort mitmachen würde, wenn wir vom rücksichtslos geführten U-Boot-Kriege Gebrauch machen würden! Nach Scheers Auffassung war der U-Boot-Krieg das einzige Mittel zu unserer Rettung. Die Regierung und alle an der Konferenz vom 4. März im Großen Hauptquartier beteiligten verantwortlichen Stellen hatten sich dieser Auffassung angeschlossen. Es war also Scheer nicht zu verargen, wenn er tief empört war, daß die Regierung auch jetzt noch seine Anwendung verhinderte!

Die Engländer aber hatten inzwischen begonnen, sich auf die Bekämpfung des U-Boot-Krieges einzurichten. Mit ihrer ganzen zähen Tatkraft arbeiteten sie an der Steigerung der Abwehrmaßnahmen. Bethmann hat ihnen dazu ein zweites kostbares Jahr Zeit gelassen.

Dabei wußte er, wußte die unter seinem Einfluß stehende militärische Umgebung des Kaisers ganz genau, daß das deutsche Volk damals noch in seiner Gesamtheit mit Zittern und Ingrimm auf den Augenblick wartete, wo Eng-

land gegenüber endlich Ernst gemacht würde. Aber Bethmann war von seiner Überzeugung, Amerika müsse um jeden Preis aus dem Kriege gehalten werden, so tief durchdrungen, daß er ihr die ihm sonst so naheliegende Rücksicht auf die Volksstimmung aufopferte. Er selber erklärte, er könne nicht dauernd „auf Vulkanen wandeln". Um aber das Volk über die Tragweite dieser Entscheidung zu täuschen und die Kapitulation vor Wilsons Diktat wenigstens gegenüber der Heimat einigermaßen zu maskieren, sollte diese in dem Glauben gelassen werden, trotz Amerikas Einspruch werde die U-Boot-Waffe, wenn auch nicht uneingeschränkt, so doch „kraftvoll" weitergebraucht. Es sollte ein „Schein-U-Boot-Krieg" geführt werden. Das war der geheime Sinn des Befehls, den U-Boot-Krieg „nach Prisenordnung" zu führen. Daß Scheer sich geweigert hat, diese dem furchtbaren Ernst unserer Lage nicht entsprechende Komödie mitzumachen, soll ihm nicht vergessen werden.

Nach der Skagerrakschlacht, um das vorauszuschicken, hat Scheer, der glauben mochte, die Bewährung der Flotte unter seiner Führung habe das Gewicht seiner Stimme verstärkt, noch einmal die Wiederaufnahme des von ihm eingestellten U-Boot-Handelskrieges beantragt. Der Kaiser hat diesem Antrage zugestimmt, die Zwischeninstanzen aber haben seine Ausführung abermals verhindert. An dieser Entwicklung ist Falkenhayn unbeteiligt. Er war im Januar ebenfalls entschieden für den U-Boot-Krieg eingetreten. Nach dem Wechsel in der Person des Generalstabschefs hoffte die Marine Wandel — wir werden bald sehen, daß auch Hindenburg und Ludendorff sich zunächst auf den Standpunkt der Reichsleitung gestellt haben.

Es ist begreiflich, daß die Marine mit ihren hervorragendsten Vertretern auf dem Standpunkte steht, daß auf diese Säumnis die Hauptschuld an dem Scheitern des U-Boot-Krieges und dadurch mittelbar am Verluste des Krieges falle. Denn als im Frühjahr 1917 nach Bethmanns Sturze der unbeschränkte U-Boot-Krieg endlich eröffnet wurde, fand er ein bis an die Zähne mit Spezialabwehrwaffen ausgerüstetes England.

Tirpitz, der große Organisator unserer Marine, verficht in seinem Buch aufs leidenschaftlichste den angedeuteten Standpunkt. Er erblickt in der Sussexnote einen entscheidenden Wendepunkt des Krieges, den Beginn unserer Kapitulation. Indem das deutsche Volk das Gnadengeschenk des U-Boot-Krieges, das ihm als letzte Chance in den Schoß gefallen sei, verschmähte, habe es seinen eigenen Austritt aus der Reihe der Weltvölker entschieden.

Tirpitz war zu jener Verhandlung im Großen Hauptquartier vom 4. (er schreibt 6.) März nicht zugezogen worden. Am 8. März meldete er sich krank und erhielt postwendend telegraphisch die Aufforderung, sein Abschiedsgesuch einzureichen. Er tat's und wurde am 17. März entlassen. Sein Nachfolger, Admiral Capelle, im Sommer 1915 entschiedener Anhänger des U-Boot-Krieges, hatte sich vor Übernahme seines Amtes verpflichten müssen, in allen marinepolitischen Fragen — dazu wurde der U-Boot-Krieg gerechnet — sich dem Reichskanzler anzuschließen ...

So hatte die Frage des U-Boot-Krieges gewissermaßen ganz nebenbei auch dazu geführt, daß die stärkste Persönlichkeit, welche die Marine überhaupt besaß, mitten im Kriegsdrang ausgebootet wurde. Auch wer der Meinung ist,

daß Tirpitz' Flottenpolitik und Flottenpropaganda einen Teil der Schuld trägt, daß England anfing, in unserer aufstrebenden Marine eine Bedrohung zu sehen — wer meint, daß ein etwas weniger heftiges und geräuschvolles Verfahren uns über seine „Gefahrenzone" vielleicht eher hinübergebracht hätte — wird vor seiner Persönlichkeit Achtung empfinden und es tief beklagen müssen, daß er während des Krieges sang- und klanglos abgesägt worden ist. Seine Forderungen waren: Schaffung einer einheitlichen Seekriegsleitung, sofortiger Einsatz der Hochseeflotte zur Herbeiführung einer Schlachtentscheidung, sofortige und rücksichtslose Durchführung des unbeschränkten U-Boot-Krieges, schließliche energische Frontstellung gegen England und möglichste politische und militärische Schonung Rußlands.

Ob und inwieweit die Durchführung dieser Forderungen ein günstigeres oder gar siegreiches Ende des Krieges herbeizuführen geeignet gewesen wäre — wer vermag das zu entscheiden? Auf jeden Fall stand hinter ihnen eine geschlossene Persönlichkeit von starkem und unbeugsamem Willen — mit einem Wort: ein Mann. Und so zahlreich waren an den leitenden Stellen des Weltkrieges auf deutscher Seite die Männer wahrhaftig nicht vertreten, daß man so leichten Herzens auf einen Charakter wie Tirpitz hätte verzichten dürfen.

5.

Inmitten all des Wustes von Halbheit und Versagen tönt wie heller Fanfarenklang an unser Ohr der Name Skagerrak. Er zeigt uns, was wir an unserer Flotte besessen haben — was sie in der Hand eines Starken leisten konnte.

Aber sie teilt wie in dieser, so auch noch in einer anderen Hinsicht das Schicksal der Schlacht von Tannenberg: sie ist ein Ruhmestag der deutschen Führung wie des deutschen Soldaten — aber alles andere als eine Entscheidungsschlacht. Sie ist Episode geblieben — mußte es bleiben. Darum sei sie hier nur in ihren äußeren Umrissen erzählt. Ihr Heldenlied wird gesungen werden, soweit — und solange die deutsche Zunge klingt.

Am 18. Mai 1916 hatte Scheer Befehl für eine Beschießung der Befestigung und Werke des Hafens von Sunderland ausgegeben. Dieser lag in der Mitte der englischen Ostküste. Es war also anzunehmen, daß dieser Vorstoß die vom Ersten Seelord verheißene „Strafexpedition" der englischen Flotte herausfordern und damit die heißersehnte Schlacht herbeiführen würde. Hierzu wurden die Hochseeflotte und die U-Boot-Streitkräfte in der Nordsee und an der flandrischen Küste bereitgestellt. Ungünstiges Wetter verhinderte die Luftaufklärung und erzwang Aufschub bis zum 30. Mai. Auch an diesem Tage war das Hindernis noch nicht behoben. Scheer entschloß sich zu einem Vorstoß längs der jütischen Küste in der Hoffnung, doch irgendwo auf den Feind zu stoßen. Diese Annahme hatte nicht getrogen: ein Teil der englischen Flotte befand sich zufällig ebenfalls auf Streife in die „deutsche Bucht". Die an der Spitze befindlichen deutschen Aufklärungsgeschwader unter Vizeadmiral Hipper trafen 4,30 nachmittags auf zwei englische Schlachtkreuzergeschwader unter Admiral Beatty, und bei kristallklarer Luft eröffneten die beiden Vorhuten auf 15 Kilometer um 5,50 das Gefecht. Bereits nach 24 Minuten sank der englische Panzerkreuzer „Indefatigable" im Feuer des „von der Tann".

Aber schon wenige Minuten später trat ein neuer Feind ins Gefecht: das 5. englische Schlachtgeschwader, das auf 20 Kilometer ein schnelles, wirksames Feuer auf die deutschen Kreuzer eröffnete. Nun griffen zur Entlastung die deutschen Torpedoboote in den Kampf ein — englische traten ihnen entgegen, und inmitten des Gefechts unserer Aufklärungsgruppe mit der durch das 5. Schlachtgeschwader unterstützten feindlichen entwickelte sich ein Gefecht der Torpedobootflottillen. In dieser Zeit flog ein zweiter englischer Panzerkreuzer „Queen Mary" in die Luft.

Nun erschien auch die deutsche Hauptstreitkraft auf dem Plan: alle drei Geschwader, die auf die Meldung des Aufklärungsgeschwaders, daß es mit überlegenen feindlichen Kräften im Gefecht stehe, beschleunigt herbeigedampft waren.

Nun drehten die englischen leichten Kräfte, um sich dem Angriff des deutschen Gros zu entziehen, nach Westen und später nach Norden ab. Es entwickelte sich ein Verfolgungsgefecht, das aber die deutschen Kräfte gerade dorthin zog, wo sie Beatty hin haben wollte. Er wußte nämlich im Nordosten die englische Hauptmacht versammelt!

Das 5. Schlachtgeschwader folgte seinen Kreuzern und deckte sie gegen die Verfolgung der deutschen, wurde aber seinerseits dabei vom deutschen Gros verfolgt. Gegen 7,30 schien es, als solle dem Feinde das Entkommen gelingen — dank der größeren Schnelligkeit seiner Schiffe.

Inzwischen war das Wetter minder sichtig geworden. Der Wind hatte von Nordwesten nach Südosten zurückgedreht und trieb Schornstein- und Pulverrauch vor den verfolgenden Schiffen gen Norden und Osten, so daß dorthin die Sicht fehlte. Seltsam war's, daß der Feind, statt den Versuch zu machen, nach Westen, nach der Heimat zu entkommen — allmählich immer schärferen Kurs nach Norden und schließlich gar nach Nordosten nahm.

Aber wacker dampfte die ganze Flotte, voran das 2. Aufklärungsgeschwader, ihm folgend das 1., dann das Gros, gen Nordosten hinter dem weichenden Beatty drein.

Schon erwog Scheer den Abbruch der Verfolgung. Die Sonne sank, die Loslösung vom Feinde schien vor Dunkelheit geboten, um nicht seinen Torpedobooten Gelegenheit zu schwer erkennbaren Nachtangriffen zu geben. In diesem Augenblick erreichte ihn die Meldung des 2. Aufklärungsgeschwaders, daß es aus Nordwesten von einem neuen Feind angegriffen werde, der aus kleinen Kreuzern und auch größeren Schiffen bestehe. Es entwickelte sofort, um sich zu bergen, künstlichen Nebel und drehte nach Osten ab, um sich dem Angriff zu entziehen. Trotzdem erhielten die kleinen Kreuzer „Wiesbaden" und „Pillau" schwere Treffer, „Wiesbaden" wurde lahm und blieb hilflos im feindlichen Feuer liegen. Abermals griffen die Torpedobootflottillen ein. Ihr Erfolg konnte im dichten Rauch nicht beobachtet werden.

Bald kam eine weitere Meldung von diesen Torpedobootflottillen: sie seien auf über 20 Linienschiffe getroffen, die im Nordosten mit Fahrt nach Südosten ständen!

Jetzt wurde es ernst. Kein Zweifel mehr: das mußte ein großer Teil der englischen Flotte sein! Wenige Sekunden später flammte der ganze Bogen des

Horizonts von Norden bis Osten auf: Salven schwersten Kalibers! Die feindlichen Schiffe selber waren im Dunst und Qualm zunächst nicht erkennbar. Aber ihr Mündungsfeuer kränzte den ganzen Meeresrand. Und nun erst begann, kurz vor halb neun Uhr abends, die eigentliche Schlacht!

Eine höllische Lage, in die man da unversehens geraten war! Die Verfolger standen plötzlich mit ihrer Spitze im Mittelpunkt eines Kreisbogens, dessen nordwestlichen Abschnitt die bisherigen Verfolgten bildeten — die Kreuzer und das 5. Schlachtgeschwader, während den Nordostabschnitt das Gros der englischen Schlachtflotte hielt. Und von drei Seiten brüllten nun aus über hundert feindlichen Geschützen die riesigen Ungeheuer der schweren Granaten heran. Beatty hatte gut gearbeitet. Er hatte den Feind seinem Chef, dem Admiral Jellicoe, geradezu in den Rachen gezogen.

Flucht? Kein Gedanke. Der neue Feind wird angenommen.

Zunächst band Scheer mit drei feindlichen Panzerkreuzern an, die sich nun aus der Linie der bisherigen Verfolgten lösten und zum Angriff herandampften: „Defence", „Black Prince" und „Warrior". In wenigen Minuten waren sie erledigt.

Trotzdem blieb die Lage höchst übel. Die feindliche Hauptflotte stand im Osten. Die Sonne stand, hinter Dunst und Qualm zwar, immer noch am Himmel, dicht über dem Meeresrande. Von ihrem fahlen Spätlicht hoben sich die deutschen Schiffe als scharf geschnittene Schattenrisse ab, während der Feind im Dunst des Osthorizonts so gut wie unsichtbar blieb.

Nun faßte Scheer einen kühnen, rettenden Entschluß. Statt durch einfaches Einschwenken nach Südosten einen Parallelkurs zum Feinde einzunehmen und so seine ganze Breitseite in „laufendem Gefecht" der vielfachen Überlegenheit des Feindes preiszugeben, gab er der ganzen Flotte den Befehl, Schiff für Schiff mitten im Feuer kehrt zu machen und sich zunächst aus der furchtbaren Umschlingung mit Richtung nach Westen herauszuziehen. Diesen Augenblick erfaßten unsere Torpedobootflottillen. Sie entwickelten zunächst durch ihre hierfür bestimmten Vorrichtungen einen ungeheuren Qualm, der die Flotte der feindlichen Sicht auf geraume Zeit entzog, und warfen sich zu exzentrischem Torpedoangriff auf die unabsehbare feindliche Schlachtfront.

Die Wirkung dieses Manövers war verblüffend. Sofort verstummte das feindliche Feuer — teils weil die Sicht fehlte, teils weil der kecke Ansturm der kleinen schwarzen Schar dem Feind mit einem Schlage gewaltige Verluste beibrachte. Ein Schlachtschiff des 3. Geschwaders, der Schlachtkreuzer „Invincible", zwei kleine Kreuzer sanken, schwer beschädigt wurden drei kleine Kreuzer und drei Torpedoboote. Auf deutscher Seite war nur ein Torpedoboot gesunken. „Wiesbaden" wehrte sich, bewegungsunfähig, noch immer verzweifelt, „Lützow", das Flaggschiff Hippers, war so schwer beschädigt, daß der Vizeadmiral mitten im Feuer der Schlacht auf „Moltke" umsteigen mußte. Auch die anderen Panzerkreuzer und einige Schlachtschiffe hatten gelitten, aber alle meldeten volle Gefechtsbereitschaft.

So war es Scheer gelungen, sich den Folgen des jähen Zusammenstoßes, der ihn in höchst ungünstiger taktischer Situation gegen die vielfache Übermacht hatte anprallen lassen, durch ein keckes Manöver zu entziehen. Aber das genügte

ihm nicht. Er wollte den Schein des Rückzuges meiden und dem Feinde nicht überlassen, ihn morgen zu stellen, wo er wolle. Denn einstweilen stand ja der Feind zwischen ihm und der jütischen Küste mit Fahrt nach Süden — bei der größeren Geschwindigkeit seiner Schiffe gegenüber einem älteren Teile der deutschen Flotte war also zu befürchten, daß er diese von ihrer Rückzugsbasis Wilhelmshaven abschneiden und auf hoher See zur neuen Entscheidungsschlacht zwingen könnte. Dem wollte Scheer zuvorkommen. Das einzige Mittel hierzu war ein neuer Angriffsstoß. Scheer war nicht nur ein kühl bedachtsamer Taktiker — er war auch ein flammender Soldat.

Nachdem er eine Viertelstunde dem Feinde den Rücken gezeigt hatte, warf er die ganze Flotte noch einmal auf Angriffskurs nach Osten herum. Die Panzerkreuzer bekamen Befehl, „unter vollem Einsatz auf die Spitze des Feindes zu operieren", die sämtlichen Torpedobootflottillen wurden aufs neue zum Angriff vorgeworfen, eine von ihnen bekam sogar den Befehl, den Versuch zur Aufnahme der Mannschaft der noch immer heiß kämpfenden, nun von der ganzen Feindflotte angegriffenen „Wiesbaden" zu unternehmen. Dies voraus: der Versuch blieb im schweren Feuer des Feindes undurchführbar, die „Wiesbaden" ist schließlich mit ihrer tapferen Besatzung gesunken.

„Ran an den Feind!" Mit stolzem Ingrimm wurde der Befehl ausgeführt — fünf Minuten vor neun, bei tiefer Dämmerung!

Kaum hatte der Feind den tolldreisten zweiten Angriff erkannt, da schleuderte er der deutschen Spitze ein Höllenfeuer entgegen. Am schwersten litten die vorn befindlichen Panzerkreuzer und das ihnen unmittelbar folgende 3. Geschwader. Aber im Sturm der heulenden Riesengeschosse rückten sie dem Feinde scharf zu Leibe.

Nun entwickelte sich auch der Angriff der Torpedobootflottillen. Er zog sofort das Feuer, das bis dahin die Panzerkreuzer zugedeckt hatte, auf sich. Aber nur ein einziges der schneidigen Boote wurde getroffen und sank sofort. Die anderen schossen auf 7 Kilometer ihre Torpedos gegen die zwanzig riesigen Linienschiffe ab, drehten dann um, legten noch einen dichten Rauchschleier zwischen den Feind und ihr Gros und kehrten bis auf jenes eine heil zurück!

Als sich der Schleier verzog, dampften die Torpedoboote noch ein drittes Mal gegen den Feind. Sie fanden nur noch leichte Streitkräfte. Die stolze englische Flotte war verschwunden!

Siebzehn Minuten nach neun! Die Schlacht ist zu Ende. Nun wird es Zeit, an die Heimkehr zu denken. Denn noch immer besteht die Gefahr, daß der Feind den Versuch macht, die Flotte von ihrem Heimathafen abzuschneiden. Zumal da die kurze Sommernacht nun endlich jählings herabsinkt.

Zum dritten Male befiehlt Scheer eine Kehrtwendung — und nach all dem Graus wird das fabelhafte Manöver — welche Flotte der Welt hätte es der unseren nachgemacht?! — auch von den teilweise schwer havarierten Schiffen wie im tiefsten Frieden ausgeführt.

Mit Bestimmtheit erwartete die Flotte, der Feind werde versuchen, sie zu überholen, nach Westen abzudrängen und bei Tagesanbruch aufs neue zur Schlacht zu stellen. Das mußte Scheer unter allen Umständen vermeiden, zumal ein Teil seiner Schiffe sich schon stark verschossen hatte, und es zur Gewiß-

heit geworden war, daß er sich im Kampfe mit der ganzen englischen Flotte befunden hatte. Um sich für den nächsten Morgen die Freiheit des Entschlusses zu sichern, mußte er den Anschluß an die von Minen freie Fahrstraße längs der jütischen Küste gewinnen, sonst hätte der Feind unter anderen Möglichkeiten auch die gehabt, ihn auf die englische Minensperre zu drängen, welche sich von Sylt gegen Terscheling hinzog. Es galt also „Horns Riff" zu erreichen, eine durch ein Feuerschiff gekennzeichnete Klippe nordwestlich Sylt. Auf sie nahm er mit der ganzen Flotte Kurs. Noch waren alle Schiffe beisammen; auch die stark beschädigte „Lützow" konnte noch folgen.

Jellicoe, der während der Schlacht Südostkurs hatte, um Scheer von der jütischen Küste abzudrängen, scheint durch Scheers zweite Kehrtwendung nach Westen bestimmt worden zu sein, nun auch seinerseits Kurs nach Westen zu nehmen, um Scheer zu verfolgen. Dabei hat er, schon weiter als Scheer nach Süden zu stehend, diesen mit Vorhut und Gros nach Westen überholt. Nachdem nun Scheer seinerseits Südostkurs genommen hatte, haben sich die beiden Flotten in der Nacht gekreuzt, und Scheer ist quer durch die englische Flotte hindurchgefahren, und zwar zwischen englischem Gros und der aus Kreuzern und leichten Streitkräften bestehenden Nachhut.

Infolge dieses Zusammentreffens entstand nun in der Nacht eine ganze Reihe von Kämpfen durch die Angriffe der englischen Nachhut. Unsere Flotte, namentlich die Aufklärungsschiffe, ein Teil der Linienschiffe und die Torpedoboote, wehrten sich energisch und mit großem Erfolg. Allerdings entstanden nun beiderseits noch ernste Verluste. Der Feind verlor während der Nacht einen Panzerkreuzer, einen kleinen Kreuzer und sieben Zerstörer. Auf unserer Seite erhielten das ältere Linienschiff „Pommern" und die kleinen Kreuzer „Frauenlob" und „Rostock" Torpedotreffer. „Pommern" sackte weg wie ein Stein, „Frauenlob" langsamer, bis zum Ende weiterkämpfend. „Elbing" wurde bewegungsunfähig und mußte gesprengt werden. „Rostock" kam, vor feindlichen Torpedoangriffen abwendend, mit „Pommern" in Kollision und teilte das Schicksal der „Elbing". Schließlich mußte auch noch „Lützow" aufgegeben und durch einen Torpedoschuß versenkt werden. Aber unsere Flotte hatte während des Nachtkampfes die grimmige Genugtuung, eine ganze Reihe englischer Schiffe in hellen Flammen aufgehen zu sehen. „Es war, als ob wir durch eine brennende Allee führen," schrieb ein Offizier des Flottenstabes an Tirpitz.

Als der Morgen graute, flauten die Kämpfe ab. Vom Feinde war weit und breit nichts zu sehen. Die Luftschiffe, die zur Frühaufklärung aufgestiegen waren, meldeten Teile der feindlichen Flotte an der Nordwestspitze von Jütland; eine neue Flotte aus der Richtung der Mitte der englischen Küste im Anmarsch. Diese nahm aber bald wieder Westkurs und verschwand. Scheer nimmt als Tatsache an, daß die feindliche Flotte am Morgen in drei Teile zersplittert war, welche die Fühlung sowohl untereinander als mit der deutschen Flotte verloren hatten. Das habe den Admiral Jellicoe bewogen, einem neuen Kampfe auszuweichen. Jellicoe selber hat berichtet, er habe sich überzeugt, daß das englische Panzergeschoß trotz größerer Tragweite in bezug auf Durchschlagskraft dem deutschen nachgestanden habe. Auch rühmt er die erfolgreiche Artillerie- und Torpedoausbildung der deutschen Flotte.



Am 1. Juni drei Uhr nachmittags ging die Flotte auf der Reede von Wilhelmshaven vor Anker.

Ein ungeheurer Jubel durchbrauste ganz Deutschland und fand Echo in allen Ländern der Mittelmächte. Auf deutscher Seite hatten 16 Großkampfschiffe, 6 ältere Linienschiffe und 5 Schlachtkreuzer gegen 32 Dreadnoughts, 9 Schlachtkreuzer und 6 ältere Panzerkreuzer gefochten; dazu kam eine Hilfsmacht an kleineren Kreuzern und Torpedobooten, alles ungefähr im Verhältnis von 1 zu 2. Dazu hatten die Engländer bei weitem die Überlegenheit an schwerster Artillerie, 224 deutsche Geschütze gegen 380 britische. Die englische Flotte hatte 1 Großkampfschiff, 3 Schlachtkreuzer, 4 Panzerkreuzer, 2 kleine Kreuzer und 14 Torpedoboote verloren, zusammen rund 170 000 Tonnen — wir 1 älteres Linienschiff („Pommern"), 1 Schlachtkreuzer („Lützow"), 4 kleine Kreuzer („Wiesbaden", „Frauenlob", „Elbing", „Rostock") und 5 Torpedoboote, zusammen 60 000 Tonnen, also wenig mehr als ein Drittel der feindlichen Verluste. An Menschenleben hatte der deutsche Verlust 2400 Tote betragen, der englische etwa 7000.

Der Feind hatte nach der Schlacht die Fühlung mit der deutschen Flotte verloren, auch das „Schlachtfeld" nicht behauptet und am anderen Tage Wiederaufnahme des Kampfes nicht gesucht. Die deutsche Flotte war heimgekehrt, da der Gegner aus ihren Gewässern verschwunden war, und eine Verfolgung zur englischen Küste hinüber aus den uns bekannten Gründen nicht tunlich, übrigens auch angesichts der vorhandenen Beschädigungen einzelner Schiffe und des teilweise eingetretenen Mangels an Munition und Torpedos nicht ratsam gewesen wäre. Am 5. Juni besuchte der Kaiser die siegreiche Flotte. Ich habe diesen Tag im Gefolge des Kaisers miterlebt: er zählt zu meinen erhebendsten Erinnerungen. Admiral Scheer hielt Vortrag



über die Schlacht, als dessen Leitsatz diese Worte hervorgehoben werden sollen:

„Der deutsche Gedanke, der in der Gründung der Flotte verkörpert liegt, mußte sich im Kampf bewähren, um nicht zu verkümmern. Die Durchführung der Schlacht ist aufgebaut auf dem Grundgedanken, daß auch der numerisch Schwächere sich nicht scheuen darf, die überlegene Masse anzufassen, wenn nur der Wille dazu gegründet ist auf hingebendes Personal, Vertrauen in das Material und auf die Überzeugung von der Vollkommenheit der Ausbildung."

Der 31. Mai 1916 ist das strahlende Ruhmesblatt in der kurzen, furchtbar tragischen Geschichte unserer Hochseeflotte. Es ist fast unerträglich, vom stolzen Gipfel dieser Erinnerung an das Ende zu denken.

* * *

Aber dieser leuchtende Siegestag hat auf die Lage der Wasserfront nicht den geringsten Einfluß geübt. Die deutsche Flotte war schon Mitte August wieder voll gefechtsbereit. Die englische Admiralität gab sich zwar die äußerste Mühe, durch die Presse der Welt unseren Sieg in eine Niederlage umzufälschen — doch der ungewollte Zusammenstoß hat sie nicht einen Augenblick aus ihrer ehernen Ruhe gebracht. Sie lechzte nicht nach „Revanche". Sie blieb auch fernerhin unsichtbar — blieb eine „fleet in being". Und da es Scheer trotz des Glanzes, der hinfort seinen Namen umkleidete, nicht gelang, den Reichskanzler von seiner Auffassung abzubringen, daß der unbeschränkte U-Boot-Krieg Deutschland weitere Gegner eintragen würde, und daß dies um jeden Preis vermieden werden müsse — so blieb alles beim alten.

Auch auf der Wasserfront waren wir gegen Ende des zweiten Kriegsjahres — trotz Skagerrak — völlig in die Verteidigung gedrängt.

Sechstes Kapitel

Im Innern der Festung

1.

Solange es Nationen gibt — niemals ist ein Volk vor eine Probe gestellt worden wie das deutsche im Weltkriege. Daß sein Heer dieser Probe gewachsen war, hatten die ersten beiden Kriegsjahre so unwiderlegbar deutlich erwiesen, daß unsere Feinde die furchtbarste Enttäuschung erlebt hatten. Der deutsche „Militarismus", aufgebaut auf dem Gedanken, daß es Ehrenrecht und Ehrenpflicht jedes wehrfähigen Mannes sei, das Vaterland mit der Waffe gegen jeden Angriff zu verteidigen, hatte sich über alles Verhoffen und Erträumen bewährt. Mochten immerhin im sozialen Aufbau unseres Heeres, in seiner strengen Trennung zwischen Führern und Geführten, in der Privilegierung gewisser Gesellschaftsklassen und Truppenteile sich Rückständigkeiten offenbart haben, in denen Gefahrquellen vorhanden waren — solange noch der im Frieden ausgebildete

Offizier und Soldat im Heere die weitaus überwiegende Mehrzahl besaß, fügte jeder sich mit mehr oder weniger Humor in unvermeidliche Schroffheiten und Unbilligkeiten — um des großen, gemeinsamen Zieles willen. „Herren" und „Kerls" vertrugen und verstanden sich ausgezeichnet und hielten zusammen in treuer Waffenbrüderschaft.

Aber allmählich hatte die Zusammensetzung des Heeres angefangen, sich zu verändern. Jener starke Prozentsatz deutscher Mannheit, den die Säumigkeit, Sparsamkeit und Kurzsichtigkeit aller verantwortlichen Stellen im Frieden der Schule des Heeres zu unterwerfen versäumt hatte, mußte in immer steigendem Maße zur Ausfüllung der furchtbaren Lücken herangezogen werden, welche die ständig weiterwütende Kraft der Belagerungskämpfe in die Bestände der ausgebildeten Mannschaft rissen. Das mochte erträglich sein, soweit es sich um junge Menschen handelte. Es bedeutete eine menschlich sehr harte Prüfung für die älteren Männer, die aus ihrem bürgerlichen Beruf, aus ihrem Familienleben herausgerissen wurden, um ihren ungeschulten und vom Lebenskampfe schon mitgenommenen Körper, ihre an militärische Lebensauffassung und Umgangsformen nicht gewöhnte Seele der ehernen Zucht der deutschen Armee zu unterwerfen. Ein Übermaß guten Willens war zweifellos am Ende des zweiten Kriegsjahres noch vorhanden. Aber allmählich machte es sich doch bemerkbar, daß das Offizierkorps und das Unteroffizierkorps, das aktive wie dasjenige des Beurlaubtenstandes, sich in das Empfindungsleben gerade dieser älteren Bestandteile des Ersatzes nicht im wünschenswerten Maße hineinzufinden wußten.

Das trat nicht nur bei der Ausbildung in der Heimat — das trat auch an der Front in die Erscheinung. Die Friedensinstruktion war von der selbstverständlichen Annahme ausgegangen, daß der Offizier im Felde das Leben der Mannschaften durchaus zu teilen habe — namentlich in der Hinsicht auf die Verpflegung. So war es auf dem Vormarsch auch gehandhabt worden. Wer diese Wochen miterlebt hat, dem wird das wundervolle Zusammenwachsen aller Schichten des Heeres, jener herrliche Geist der Kameradschaft, der uns damals zu einem unzertrennlichen Ganzen zusammenschweißte, die erhabenste Erinnerung seines Lebens bleiben.

Aber der Krieg begann sich unabsehbar in die Länge zu ziehen. Und während vorn, im Kampfe, sei es im Graben, sei es in der Ausfallschlacht, die alten wundervollen Verhältnisse fortbestanden, bildeten sich zunächst bei den Heimat-, Etappen- und Besatzungstruppen Gebräuche und Anschauungen heraus, welche die Gewohnheiten des Friedens mit ihrer schroffen gesellschaftlichen Trennung zwischen Führer und Mann in den Krieg einschmuggelten. Überall schuf das Offizierkorps sich Einrichtungen, die dem Kasinoleben der Heimat entsprachen. Und so eifrig auch die Offiziere bestrebt waren, für die Bequemlichkeit auch der Mannschaften nach Kräften zu sorgen — es war ganz natürlich, daß für die Massen nicht die gleichen verhältnismäßig behaglichen Zustände geschaffen werden konnten wie für die zwei bis drei Prozent, deren Schultern das silberne oder gar das goldene Achselstück zierte. In dieser Hinsicht muß jeder von uns Offizieren an die Brust schlagen und bekennen, daß wir das Stichwort der Zeit, das uns äußerste Entsagung zur Pflicht machte, nicht verstanden haben. Es ist klar, daß der Angehörige der Oberschicht durch Befolgung dieser idealen Forde-

rung sich ein unverhältnismäßig höheres Opfer auferlegte als der Mann des Volkes, der in einfacheren Lebensbedingungen aufgewachsen war. Aber dieses Opfer hätten wir eben bringen müssen. Und es kann den obersten Führerstellen bis in die höchsten Spitzen hinein der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie uns in dieser Hinsicht weder ein persönliches Vorbild gegeben, noch uns wirksam und nachdrücklich auf die entscheidende Bedeutung und Notwendigkeit dieses Opfers hingewiesen haben.

Mit diesem offenen Bekenntnis einer persönlichen und einer Standesschuld soll keineswegs die Berechtigung der ekelhaften „Offiziershetze" anerkannt werden, die im letzten Kriegsabschnitt eingesetzt hat und heute noch nicht verstummt ist. Sie bedeutet ein ungeheures Unrecht an einer Körperschaft, die, aus den führenden Schichten unseres Volkes hervorgegangen, ihre Führerpflichten in einer Weise erfüllt hat, ohne welche der lange und furchtbare Widerstand unseres Volkes gegen die Welt in Waffen einfach undenkbar gewesen wäre. Der Prozentsatz der Verluste, den das Offizierkorps des aktiven wie des Beurlaubtenstandes zu dem großen Volksopfer beigesteuert hat, spricht beredt von seinem beispiellosen Heldenmut. Wir waren keine Engel, wir deutschen Offiziere im Weltkrieg. Aber unser Ehrenschild ist rein. Ein paar Schufte hat es auch in unserem Kreise gegeben, das ist natürlich. Aber zeigt mir das Offizierkorps der Welt, das annähernd Ähnliches geleistet hat wie wir!

Die Offiziershetze wird an ihrer grenzenlosen Gemeinheit und Verlogenheit zugrunde gehen. Aber unser Volk hat an uns gutzumachen. Es ist uns Genugtuung schuldig. Ob wir älteren Mitkämpfer sie noch erleben werden? Die Weltgeschichte wird sie uns nicht vorenthalten. Um so weniger, je bereitwilliger wir anerkennen, daß wir dieses und jenes noch besser hätten machen können, machen müssen. Der Gedanke des Volksheeres, des Volkskrieges, wie er in diesem Umfange von niemand auch nur annähernd hatte vorausgesehen werden können, hat uns trotz der langen Kriegsdauer nicht in unserer tiefsten Seele erfaßt. Das ist unser Schuldanteil — das — und das allein. Wer sich für seine Person rein weiß von Schuld, wohl ihm. Gewiß hat es auch solche durchaus vorbildlichen Naturen unter uns in Menge gegeben. Für den Durchschnitt trifft, was ich sagte, nach meiner festen Überzeugung zu.

2.

Zu Bergeshöhen aber schwillt die Schuld des Vaterlandes gegenüber seinen Offizieren wie gegenüber der Gesamtheit seines Heeres, wenn man unsere Leistung mißt an dem Verhalten eines großen Teils der Daheimgebliebenen.

Gewiß, nicht nur die „Besatzung", auch die „Bürgerschaft" der belagerten Riesenfeste hat Ungeheures, Beispielloses ertragen und geleistet. Als Gesamterscheinung ist die Haltung des deutschen Volkes im Weltkrieg höchsten Ruhmes würdig. Aber der Kriegsausgang hat schließlich doch bestätigt, was jeder Wissende dumpf beklommen vorgeahnt hatte: das deutsche Volk ist dem Übermaß der Anforderungen, die dieser Krieg ihm zugemutet hat, schließlich doch erlegen, ohne daß man ihm nachrühmen dürfte, es habe an Kraft, Willen und Opfermut sein Äußerstes hingegeben.

Freilich: wenn ein Volk als Gesamtheit nach unerhörten und beispiellosen Gesamtleistungen schließlich doch in sich zusammenbricht und zu einem letzten Kampf in Ehren nicht mehr die Kraft aufbringt, so ist der Schilderer dieses Kampfes verpflichtet, die Frage der Verantwortung aufzuwerfen. Selten haben Eltern recht, wenn sie für das Mißraten ihrer Kinder das Schicksal oder gar die Kinder selber anklagen. Ein Volk kann sich selber weder erziehen noch führen — das gilt unter jeder Staatsform. War dieses Volk erzogen — ist es geführt worden?

An der militärischen Führung ist in diesem Buche hier und dort Kritik, sogar herbe Kritik geübt worden und wird auch ferner — in Anlehnung an die Auffassung der bisher zu Worte gekommenen militärischen Sachverständigen — Kritik geübt werden. Daß unsere Heerführung in allen Stadien des Krieges derjenigen unserer Feinde immer noch weitenweit überlegen gewesen ist, sei hier noch einmal bemerkt, um ein Mißverständnis des Lesers auszuschließen.

Leider gilt das gleiche mitnichten von unserer politischen Führung.

Und hier muß zum erstenmal ausführlicher auf den bittersten und schmerzhaftesten Punkt unserer Kriegsgeschichte eingegangen werden — einen Punkt, den wir von nun an nicht mehr aus dem Blickwinkel werden verlieren dürfen.

Der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg hatte in dem Augenblick, als ihm der britische Gesandte Goschen die Kriegserklärung überreichte, eine Äußerung getan, die den ganzen Mann kennzeichnet: er hatte dem Fremden, dem Feinde geklagt: seine ganze Politik breche zusammen wie ein Kartenhaus ... Eine ähnliche furchtbare Enttäuschung muß Kaiser Wilhelm erlebt haben. Während aber der Kaiser aus dieser Erkenntnis die Konsequenz gezogen hat, sich während des Krieges von seinem Brauche vielfachen und auffallenden persönlichen Eingreifens in die Reichsgeschicke in preisenswerter Selbstbescheidung zurückzuhalten, hat er eine andere, mindestens ebenso naheliegende Folgerung zu ziehen versäumt: er hat darauf verzichtet, den ersten Berater der Krone, nachdem er den Nachweis seiner Unfähigkeit auf nicht zu überbietende noch zu verkennende Weise geführt hatte, so bald als angängig nach Hause zu schicken — allenfalls nach Wahrung einer gewissen Anstandsfrist. Und Bethmann seinerseits war vor wie nach von der unbedingten Richtigkeit seiner Politik — nach außen wie nach innen — durchdrungen. Auch seine Feinde sollten nicht verkennen, daß er ein Mann von lauterstem Wollen und eine ausgesprochene ethische Persönlichkeit gewesen ist. Er war es vielleicht zu sehr — in einer Zeit allgemeiner Bedenkenlosigkeit.

Auch seine Gestalt steht unter dem Zeichen, das diesem ganzen Abschnitt des deutschen Schicksals seinen Stempel aufprägt: dem Zeichen der Tragik.

Denn Bethmann, aus der preußischen Bureaukratie erwachsen, war alles andere als ein preußischer Bureaukrat alten Schlages. Er hatte erkannt und klar begriffen, daß eine neue Zeit heraufkam — daß die Zeit des alten preußischen Obrigkeitsstaates vorbei war und niemals wiederkommen könne. Er stand zwischen den Zeiten. Sein Kopf und sein Herz standen auf seiten der Zukunft. Aber diese Zukunft war zum guten Teile noch Luftschloß, noch Utopie ... Namentlich galt das auf außenpolitischem Gebiet.

Solange der Löwe brüllt, der Hahn kräht, der Bär brummt, darf der Adler nicht wie ein Täubchen gurren. Bethmanns außenpolitisches Ideal war seinem Jahrhundert um etliche Nasenlängen voraus. Er war persönlich viel zu anständig, um die rohe Härte seiner Gegner zu durchschauen — obwohl man hätte meinen sollen, die Tatsache und die Umstände des Kriegsausbruchs hätten ihm die Binde von den Augen reißen müssen. So kam er sich außerordentlich weise und fortgeschritten vor und war in Wirklichkeit nur ein naiver Wolkenkuckucksheimer. Seine Politik unseren Feinden gegenüber war durch seinen Wahn bestimmt, es müsse über kurz oder lang doch möglich sein, zu einem Frieden auf der Grundlage des status quo ante zu kommen — zu dem berühmten Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen. Wie wenig hatte er und haben die Millionen biederer Deutschen, die diese Worte nachgebetet und in der Öffentlichkeit vertreten haben, die Kriegsziele aller unserer Feinde durchschaut! Dieser Wahn aber hat Bethmanns ganzes Verhalten unseren Feinden gegenüber während seiner Amtsführung bis zum Augenblick seines Ausscheidens bestimmt. Was von seiner Seite als Humanität, gutes Europäertum, Versöhnlichkeit gemeint war, wurde von den Staatsmännern unserer Feinde als Unentschlossenheit, Weichheit und Feigheit erkannt. Und das spornte sie zu immer rücksichtsloserer Durchführung ihrer Vernichtungspläne an. Im Kriege entscheidet nicht die anständige Gesinnung, sondern die Willensstärke. Und die lag, soweit die politische Führung in Betracht kommt, während des ganzen langen Krieges auf seiten unserer Feinde.

Falkenhayns Grundauffassung hatte mit derjenigen des Reichskanzlers einige Berührungspunkte. Auch seine Kriegführung stand unter dem Zeichen der Defensive. Auch er hatte, bei einem hohen Maße von Verantwortungsfreudigkeit im einzelnen, im großen jene gleiche Scheu vor einem Handeln, das zu starken, rettenden Schritten gedrängt hätte — auf die Gefahr, daß ein Mißlingen eine Verschlechterung der Lage herbeiführen könnte. Er wagte nichts — und so gewann er nichts. Hatte er aber einmal gewagt, wie bei Verdun, so fehlte ihm wieder die Kraft, alles auf die eine Karte zu setzen. Ja selbst dazu, einen mißglückten Schritt entschlossen wieder rückwärts zu tun, fehlte ihm die selbstverleugnende Energie.

Aus diesen Voraussetzungen mußte sich kraft unerbittlicher Logik des Weltverlaufes der Gegensatz zwischen jenen beiden Männern einerseits, welchen während der ersten beiden Kriegsjahre die militärische und die politische Leitung des deutschen Volkes anvertraut war — und andererseits jenen beiden Männern entwickeln, an deren Namen sich alles knüpfte, was an wirklich bedeutungsvollen und nachwirkenden kriegerischen Erfolgen bisher erstritten worden war.

In jenen Schichten des deutschen Volkes, welche bisher der Nation ihre Führer gestellt hatten, dämmerte nach und nach immer unabweisbarer die Erkenntnis auf, daß die beiden Persönlichkeiten, in deren Händen die tatsächliche Leitung des Krieges lag, jene entscheidend wichtigen Eigenschaften, von denen rettende Schritte zu erhoffen waren, vermissen ließen.

Und nun ist es wiederum tief tragisch, zu beobachten und zu begreifen, daß jene Kreise zwar in außenpolitischer Hinsicht das Recht auf ihrer Seite hatten — daß ihnen aber die klare Erkenntnis der innerpolitischen Lage und Auffassung

ihres Volkes in seiner Gesamtheit versagt blieb und bei ihrer innerpolitischen Weltanschauung auch versagt bleiben mußte — während hier die klarere Erkenntnis, das tiefere Verständnis auf seiten des Reichskanzlers war — ohne daß er freilich auch hier die nötige Tatkraft entfaltet hätte, aus seiner richtigen Auffassung die unerläßlichen praktischen Folgerungen zu ziehen und ihre Verwirklichung durchzusetzen.

In einem Punkte war nämlich Bethmann den bisherigen Trägern des deutschen Staatsgedankens voraus: in der Erkenntnis der Entwicklungsbestrebungen, welche die zahlenmäßig weitaus überwiegenden Massen des deutschen Volkes erfüllten.

Er wußte, daß man einem Volk in seiner Gesamtheit solch ungeheure Opfer und Leistungen, wie der Vierfrontenkrieg sie von den Deutschen forderte, nur dann zumuten könne, wenn die weitaus überwiegende Mehrzahl der Volksgenossen in dem Staate, den sie durch Jahre mit dem letzten Einsatz all ihrer menschlichen und wirtschaftlichen Kraftquellen verteidigen sollten, tatsächlich den vollwertigen Ausdruck ihres Staatsgefühls, die Verwirklichung ihres Staatsideals erkannten, ehrten, liebten. Und er wußte auch, daß das für die breiten Massen unseres Volkes nicht zutraf. Er wußte, daß wir von dem Zusammenwachsen zu einem wahren Nationalstaate noch durch breite Schranken, durch abgrundtiefe Klüfte getrennt waren. Er hatte in dem Worte des Kaisers: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche" den Wegweiser für seine innere Politik erkannt.

In diesem Worte lag unausgesprochen, doch unverkennbar, ein Schuldbekenntnis des Kaisers. Der Sinn der Kaiserkrone war seit dem Tage der Reichsgründung der gewesen, daß sie „über den Parteien zu stehen", daß sie also keine Parteien zu kennen habe. Der Mann aber, der das Wort von den „vaterlandslosen Gesellen" gesprochen hatte, der *hatte* Parteien gekannt. Der *hatte* unterschieden zwischen nationalen und antinationalen, zwischen staatserhaltenden und staatsverneinenden Parteien...

Ja — die Kaiserkrone war bisher nicht das gewesen, was sie hätte sein müssen — was Kaiser Wilhelm I. am Tage der Kaiserkrönung gelobt hatte: die Mehrerin des Reiches — „nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiet nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung". Sie hatte das Verlangen breiter Volksschichten nach Ausbau ihrer verfassungsmäßigen Rechte, nach Erweiterung ihres Einflusses auf die Führung der Staatsgeschäfte geflissentlich überhört. Indem die Reichsverfassung den König von Preußen zum Träger der Kaiserkrone gemacht hatte, legte sie ihm die Verpflichtung auf, die preußische Verfassung so weit umzubilden, daß sie der Reichsverfassung entsprach. Ein einheitliches Reichsparlament auf Grund des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts — und ein preußisches Parlament nach dem Zweikammersystem und unter der Herrschaft des Dreiklassenwahlrechts — das war eine Antinomie, ein innerer Widerspruch, dessen Beseitigung Pflicht der preußischen Krone gewesen wäre. Was das preußische Königtum versäumt hatte, das hat das Kaisertum büßen müssen.

Bethmann hatte diesen Gegensatz durchschaut. Er erkannte, daß er den Keim der inneren Zersetzung in sich trug. Er fühlte und begriff, daß die inneren

Gegensätze, mit denen wir in den Krieg getreten waren, ausgeglichen werden mußten, wenn wir der ungeheuren, unabsehbaren Prüfung gewachsen bleiben sollten, welche er über uns verhängte. Daß der Gegensatz des Denkens der oberen und unteren Schichten unseres Volkes noch während des Krieges überwunden werden müsse — und zwar in dem Sinne, daß die Vorzugstellung der bisher den Staat tragenden Schichten umgestoßen, den „unteren" Klassen Einfluß auf den Staat und das Recht zur Mitarbeit und Mitverantwortung eingeräumt werden müsse. Und das alles, selbst um den Preis heftiger innerpolitischer Kämpfe, schon während des Krieges.

Kurz, um sein eigenes Wort anzuführen: Neuorientierung war Kriegsnotwendigkeit.

Ich stehe nicht an, diese Auffassung als unbedingt richtig und rettend zu bezeichnen. Aber: wenn Bethmann des Glaubens war, daß er die Kraft besitze, diesen völligen Umbau des deutschen Staatslebens leiten und durchführen zu können, dann hat er sich maßlos überschätzt.

Zwar des Kaisers war er sicher. Dieser hatte sich der wachsenden Bedeutung des Verlangens der Unterschicht nach vollem Anteil an der Staatsleitung innerlich nie verschlossen.

Aber die Gegensätze der Parteien waren so schroff, daß nur ein Mann von dem Genie und dem Charakter des Reichsgründers sie hätte meistern können. Und hier ist die Schuld auf beiden Seiten gleich groß. Die Massen standen unter dem Dogma des Klassenkampfes. Schlimmer noch, sie glaubten fanatisch an die Lehre von der internationalen Solidarität der proletarischen Massen. Glaubten mit einer Unbelehrbarkeit, in der sie auch durch das völlige Versagen der Internationale in allen Feindländern, durch die unbedingt nationale Haltung ihrer Proletariate sich nicht beirren lassen wollten. Die Parteien aber, welche die Interessen der Oberschicht vertraten, hielten an ihren Privilegien — hielten namentlich in Preußen an den Vorrechten des Dreiklassenwahlrechts mit einer verbissenen Zähigkeit fest, die nicht ein Titelchen verjährter Staatseinrichtungen aufzugeben entschlossen war. So stand die innerpolitische Stimmung der Deutschen in schroffem Gegensatze zu der Kameradschaft, die draußen an der Front alle Schichten des Volkes zu gleichem Einsatz des Leibes und Lebens eng zusammenschweißte — bis der Nachhall der inneren Kämpfe auch diese stolze und begeisternde Notgemeinschaft zu vergiften begann.

Hier den Ausgleich zu schaffen — das war eine Aufgabe von so berauschender Größe und Erhabenheit, daß sie einen Staatsmann, der von ihrer sittlichen und rettenden Notwendigkeit so stark wie Bethmann durchdrungen war, schon die Pflicht empfinden lassen konnte, sich ihr nicht durch einen Rücktritt zu entziehen — solange er den Größeren und Stärkeren nicht sah, der sie gleich innig empfand, gleich feurig an sie glaubte. Wo aber wäre dieser Mann gewesen? Bethmanns politische Gegner von rechts lehnten diese Auffassung schroff ab. Und unter den Linksparteien war auch kein überragender Kopf zu erkennen, dem man die Kraft hätte zutrauen können, die Begehrlichkeit der Massen so weit zurückzudämmen, daß im Staate der Zukunft dem Geiste wie dem wohlerworbenen Besitze seine notwendigen und segensreichen Rechte neben denjenigen der Masse der Besitz- und Bildungslosen hätten gewahrt bleiben können.

So vereinigten sich in Bethmann die außenpolitische Verblendung, der innerpolitische Klarblick und die charakterliche Schwäche der Gesamtpersönlichkeit zu dem Bilde eines Mannes, der mehr denn irgendein anderer unserer Führer im Weltkriege zu unserem Untergange beigetragen hat. Und wenn man den reinen Willen, die noble Gesinnung und das Herz eines Liebenden, die diesem Manne eigneten, hinzunimmt, so gewinnt auch seine Erscheinung die Gesamtfarbe der Zeit: Tragödie ...

Dem deutschen Volke, das in seiner Not nach dem rettenden Menschen Umschau hielt, ward nur das eine dumpf bewußt: an dem Platz, an dem er hätte stehen sollen, war er nicht ... Weder der Kaiser, noch Falkenhayn, noch Bethmann besaßen auch nur die notwendigsten und primitivsten der Eigenschaften, die den Herzog der Deutschen im bittersten Entscheidungskampf ihrer Geschichte hätten auf den Schild heben müssen ... Wo war er — der Retter?!

Es war nur natürlich, daß in dieser dumpf sich auftürmenden Bangigkeit die Blicke des Heeres wie des Volkes auf jenen Mann sich wandten, an dessen Namen die Erinnerung der beiden durchlittenen Kriegsjahre das Gedächtnis aller wirklich großen und geglückten Waffentaten anknüpfte. Der Name Paul v. Hindenburg wurde auf den Lippen aller deutschen Menschen zum Gebet. Und neben dies Gebet trat die Anklage, der Groll: Warum darf nicht er uns führen?! So unbedingt, so kindlich war der Glaube der Nation an diesen Mann, daß die Kritik sich gar nicht erst an ihn herantraute — daß die Frage, ob er denn auch wirklich die Eigenschaften besitze, welche die grimmige Not der Stunde forderte — gar nicht erst laut wurde. Wir alle sahen in ihm das Wunschbild unserer Sehnsucht verkörpert. Und so leidenschaftlich forderte das Volk sich den Einen seines Traumes zum Führer — daß wir nicht einmal merkten, daß dieser Eine — Zweie waren — zwei Männer von sehr verschiedenem Wert, Wesen und Wollen ...

3.

Kurz nach dem Tage, der den Anbeginn des dritten Kriegsjahres bezeichnet, schwoll uns die schwere Not bis an den Hals. Im Augenblick, als auf allen Fronten der Generalsturm der Entente die wankenden Mauern der Riesenfeste umtobte, warf ein neuer Feind die Gleisnermaske der Neutralität ab: in das grelle Krähen des siegwitternden Hahnes, das dumpfe, blutlüsterne Knurren des Löwen, das leise schon röchelnde Brummen des Bären und das Kläffen der Bracken an ihrer Seite mischte sich das heisere Gebell der Hyäne!

Am 27. August, zur selben Stunde, in welcher die italienische Regierung der deutschen den Krieg erklärte, überreichte der rumänische Gesandte in Wien die Kriegserklärung der seinen. Deutschland erwiderte dieses Vorgehen, indem es am folgenden Tage der rumänischen Regierung den Krieg erklärte. Zwar waren die Heeresleitungen der Mittelmächte auf dieses Ereignis seit langem vorbereitet. Aber sein Eintritt war, wie erinnerlich, erst nach Beendigung der Ernte erwartet worden. Falkenhayn vermutet, daß Joffre auf Beschleunigung gedrängt habe, und erkennt darin ein Zeichen, daß die Entente bereits inne geworden sein müsse, daß weder der Sommesturm noch die Brussilow-Offensive ihr Ziel erreichen würden.

Fest stand bei den verbündeten Heeresleitungen seit langem der Entschluß: wenn Rumänien sich wirklich unseren Feinden anschlösse, so solle es ihm schlecht bekommen. Man würde sich zuerst und mit aller nur irgend zur Verfügung stehenden Kraft auf den zweiten Brecher alter Verträge stürzen. Das war schon deshalb notwendig, weil man den europäischen Neutralen die Lust, ihre Hände etwa auch noch ins Spiel zu mischen, gründlich benehmen mußte.

Rein strategisch betrachtet hatte die rumänische Kriegserklärung ihr Gutes. Sie klärte eine Situation, die ein stetes Moment der Beunruhigung in die Verhältnisse der Ost- und Balkanfront gebracht hatte. Nun wußte man wenigstens, woran man war. Der bulgarische Bundesgenosse würde sich gegen den neuen Feind mit Inbrunst schlagen. Er hatte sich für den Fall des gemeinsamen Sieges den von Bulgaren bewohnten Teil der Dobrudscha versprechen lassen, den ihm Rumänien im Bukarester Frieden von 1913 entrissen hatte. Die militärischen Vorbereitungen für den Kriegsfall waren bereits eingeleitet. Vor allem hatte die ungarisch-rumänische Grenze längs der Transsylvanischen Alpen, die ja bisher nicht „Front" gewesen war, durch bessere Organisation der dort stehenden schwachen und zerstreuten Grenzschutzverbände so weit gesichert werden sollen, daß sie Schutz gegen die alsbald zu erwartenden rumänischen Einmarschversuche wenigstens so lange böte, bis die zum Einfall von Siebenbürgen nach Rumänien bestimmte Stoßarmee aufmarschiert wäre. Aber die Verschärfung der Lage an der Isonzofront hatte diese Maßnahmen durchkreuzt. So gut wie schutzlos lag Südungarn dem feindlichen Einfall offen.

Und unter allen Umständen bedeutete der Eintritt Rumäniens in den Feindbund eine ganz ungeheure Erschwerung der Lage der Mittelmächte. Sie verstärkte die feindliche Front um ein frisches Heer von 750 000 Mann. Wohl war dieses Heer zwischen die Mittelmächte und Bulgarien eingeklemmt — aber der Teil der Ostfront, der mit der Flanke an die rumänische Grenze angelehnt stand, hatte soeben einen bösen Sprung nach rückwärts getan und war schwer erschüttert. Zur Stunde standen nach Ludendorffs Berechnung zehn Millionen Angreifer gegen sechs Millionen Verteidiger.

Durch die Völker und Heere der Mittelmächte ging ein dumpfer Schauder, als die Nachricht sie traf, daß der Rumäne sich gegen sie entschieden habe. Hier hatten sie den schlagenden Beweis, in welchem Lichte die Außenwelt ihre Lage erblickte. Wenn die Hyäne heranschleicht, dann ist das ein Beweis, daß sie das umstellte Wild für geliefert hält.

In dieser äußersten Not entschloß der Kaiser sich endlich zu dem Schritte, den Heer und Volk seit langem ersehnten.

Am 28. August erschien bei Falkenhayn der General v. Lyncker, der Chef des Militärkabinetts, und teilte ihm mit, „daß der Kaiser sich veranlaßt gesehen habe, den Generalfeldmarschall v. Hindenburg zur Ratserteilung über die Kriegslage, wie sie sich durch den offenen Übertritt Rumäniens in die Reihen der Feinde ergeben hätte, für den nächsten Morgen zu sich zu berufen". Falkenhayn verstand: er bat um seine sofortige Enthebung von seiner Dienststelle. Als Hindenburg und Ludendorff am 29. in Pleß eintrafen, konnte Lyncker ihnen bereits mit der Mitteilung entgegentreten, daß Hindenburg als Falken-

hayns Nachfolger ausersehen sei. Ludendorff solle „Zweiter Chef" werden. Ihm schien die Bezeichnung „Erster Generalquartiermeister" zweckmäßiger. Er ließ sich indessen „volle Mitverantwortung für alle zu fassenden Entschließungen und Maßnahmen" zusichern.

Der Retter war da. Er stand an seinem Platze, der ihm längst gebührt hätte.

„Doch wenn das Äußerste ihm nahe tritt,
Der hohle Schein es nicht mehr tut — dann fällt
Es in die starken Arme der Natur,
Des Riesengeistes, der nur sich gehorcht,
Nichts von Verträgen weiß und nur auf seine
Bedingung, nicht auf ihre, mit ihm handelt."

Nun würde sich's zeigen, ob das Gefühl der Nation recht behalten sollte. Ob dieser zweiköpfige Heros, der nun zum Kommandanten der hart kämpfenden Feste ernannt worden war, wirklich der Riesengeist sei, dem das Vertrauen von vier großen Völkern entgegenjauchzte.

Und eine weitere bange Frage mischte sich in diesen Erlösungs- und Hoffnungsjubel: die Frage, ob der Retter nicht vielleicht doch schon — zu spät komme.



Schluß des ersten Bandes

DATE DUE

GAYLORD			PRINTED IN U.S.A.



Westlicher Kr
50 40 30 20 10 0
1:1
21
22
Zeebrugge
Ostende
Brügge
Antwerp
Nieuwpoort
Torhout
Gent Kanal
Gent
Dünkirchen
Dixmuide
Meche
Schelde
Termonde
Dyle
Gravelines
Langemark
Poelkapelle
Roulers
Alost
Calais
Bixschote
Paschendale
Senne

DATE DUE

GAYLORD			PRINTED IN U.S.A.

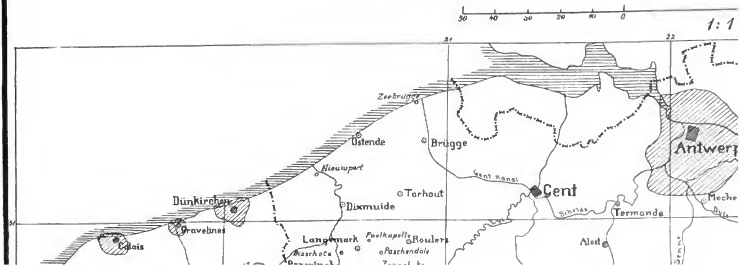

Westlicher Kr
50 40 30 20 10 0
1: 1
21
22
51
Zeebrugge
Ostende
Brügge
Nieuwport
Gent Kanal
Gent
Antwerp
Dünkirchen
Torhout
Dixmuide
Mechel
Gravelines
Calais
Schelde
Termonde
Langemark
Poelkapelle
Roulers
Paschendale
Alost
Dixschote

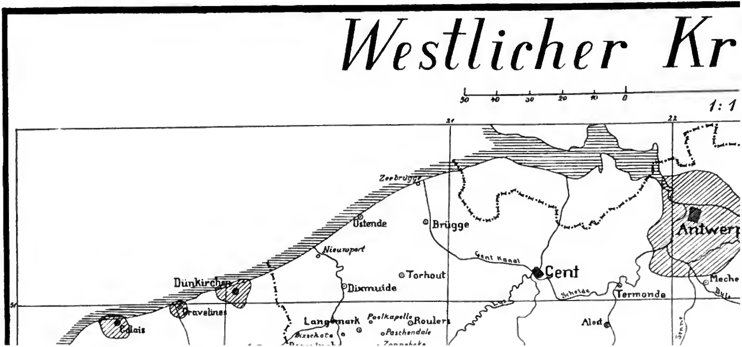
DATE DUE

GAYLORD PRINTED IN U.S.A.

Westlicher Kr

1 : 1




Westlicher Kr
50 40 30 20 10 0
1: 1
21
22
51
Zeebrügge
Ostende
Brügge
Nieuwport
Torhout
Gent Kanal
Gent
Dünkirchen
Dixmuide
Schelde
Termonde
Meche
Antwerp
Gravelines
Calais
Langemark
Poelkapelle
Roulers
Bixschote
oPaschendale
Alost
Senne

DATE DUE

GAYLORD			PRINTED IN U.S.A.



Westlicher Kr
50
40
30
20
10
0
1:1
21
22
51
Zeebrugge
Ostende
Brügge
Antwerp
Nieuwport
Gent Kanal
Gent
Torhout
Dünkirchen
Dixmuide
Meche
Termonde
Schelde
Dyle
Gravelines
Langemark
Poelkapelle
Roulers
Alost
Calais
Bixschote
Paschendale
Senne


Brüssel
Kortrijk
Ypern
Cassel
Kemmel
Wytschate
Werwik
St. Omer
Bailleul
Warneton
Tourcoing
Schelde
Hazebrouck
Boulogne
Roubaix
Estaires
Armentières
Aire
Tournai
Lille
Fromelles
La Bassée
Bethune
Hulluch
Loos
Mons
Charleroi
Condé
Lens
Loretto-Höhe
Givenchy
Souchez
Vimy
St. Pol
Scarpe
Valenciennes
Douay
Maubeuge
Arras
Arleux
Le Quesnoy
Solesmes
Cambrai
Doullens
Avesnes
Le Cateau
Sambre
Abbeville
Landrecies
Chimay
Beaucourt
Bapaume
Somme
Thiepval
Sailly-Saillisel
Albert
Combles
Bohain
A
Bouchavesnes
Péronne
Bellicourt
Ancre
Hirson
Guise
Amiens
Estrées
St. Quentin
Villers Bretonneux
Vervins
Chaulnes
Moreuil
Ham
Nesle
Oise
Royes
Marle
Guiscard
Montdidier
La Fère
Chauny
Lassigny
Noyon
Laon
Coucy le Château
Rethel
Ailette
Corbeny
Laffaux
Chemin des Dames
Craonne
Neufchâtel
Cerny
Attigny
Beauvais
Aisne
Soissons
Condé
Vailly
Berry au Bac
Vouziers
Clermont
Compiegne